



PHILIP KERR

Das Wittgenstein Programm

Deutsch von Peter Weber-Schäfer
Bechtermünz Verlag

Herausgegeben von Bernd Jost
eBook Version 2002 by CABAL
Die Originalausgabe erschien 1992 unter dem Titel
„A Philosophical Investigation“
bei Chatto & Windus Ltd., London
Copyright © 1992 der Originalausgabe by Philip Kerr
Copyright © 1994 der deutschsprachigen Ausgabe by
Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg
Einbandgestaltung: Peter Gross, München
Umschlagmotiv: Peter Gross, München

Gesamtherstellung: Clausen & Bosse, Leck

Scanned in Germany

DAS BEDAUERNSWERTE OPFER, die fünfundzwanzigjährige Mary Woolnoth, wurde nackt im Keller des Bürogebäudes der Firma Mylae Shipping Co. in der Jermyn Street aufgefunden, wo sie seit drei Jahren als Empfangsdame gearbeitet hatte. Der Täter hatte ihr das Gesicht mit einem Splitthammer eingeschlagen.

Die Schläge waren so heftig, daß der Unterkiefer an sechs Stellen gebrochen und fast alle mit Porzellankappen versehenen Zähne ausgeschlagen waren. Losgelöste Fragmente des Schädelknochens und Hirngewebe des Opfers waren um die Leiche über eine Entfernung verteilt, die dem erworbenen kinetischen Impuls entspricht. Nach Sicherstellung der Tatwaffe kann eine Gleichung aufgestellt werden, aus der sich die Bewegungsenergie des Schlags ergibt. Diese wird berechnet, indem man die Masse der Waffe mit dem Quadrat der Geschwindigkeit multipliziert und das Ergebnis durch zwei dividiert. Ausgehend von der Bewegungsenergie der einzelnen Hammerschläge, der Tiefe der einzelnen Bruchstellen im Schädel und dem jeweiligen Einfallswinkel, hat der Computer berechnet, daß der Mörder 1,82 Meter groß ist und ungefähr 85 Kilogramm wiegt.

Der bedauernswerten Frau war der rotseidene Strumpfhalter um den Hals geschnürt worden, obwohl sie zu diesem Zeitpunkt bereits tot war. Eine Tragetasche der Supermarktkette Simpson wurde dem Opfer später so über den Kopf gezogen, daß sein zerstörtes Gesicht verhüllt war. Dies fand möglicherweise vor Ausübung des Geschlechtsverkehrs statt. Mit einem Lippenstift der Farbe Crimson Lake von Christian Dior, der

aus der Handtasche des Opfers stammt, schrieb der Mörder obszöne Ausdrücke auf ihre nackten Oberschenkel und den Bauch. Unmittelbar über der Schamlinie stand das Wort FIKKEN, auf der Rückseite der Oberschenkel und Gesäßbacken stand das Wort SCHEISSE. Quer über beiden Brüsten stand TITTEN. Zuletzt malte der Mörder

ein glücklich lächelndes Gesicht auf die weiße Plastiktragetasche. Ich benutze bewußt den Ausdruck <zuletzt>, weil das Beweismaterial darauf hindeutet, daß der Lippenstift bei Anfertigung dieser Zeichnung stärker zerbröckelt war.

Die Vagina des bedauernswerten Opfers enthielt Spuren eines Spermizids auf Latexbasis, was der Annahme entspricht, der Mörder habe beim Geschlechtsverkehr ein Kondom benutzt. Zweifellos war er sich der Notwendigkeit bewußt, eine DNS-Identifizierung zu verhindern. Das erwähnte Spermizid gehört einem Typ an, der hauptsächlich von den Herstellern der Präservativmarke RIMFLY verwendet wird, einer Marke, die wegen ihrer größeren Stärke üblicherweise von Homosexuellen verwendet wird. In den letzten Jahren haben wir festgestellt, daß es sich aus den gleichen Gründen auch um die bevorzugte Marke bei Vergewaltigungen handelt.»

Jake schlug die Akte auf, die vor ihr auf dem Tisch lag, und sah sich die Fotos an. Bevor sie hinsah, holte sie tief Luft. Sie bemühte sich, es vor den vier Männern zu verbergen, die mit ihr am Konferenztisch saßen. Drei von ihnen waren Kriminalbeamte. Sie hätte es nicht nötig gehabt, Gleichmut vorzuspiegeln, denn einer der Kriminalbeamten machte sich gar nicht erst die Mühe, seinen Fotosatz anzuschauen. Jake fand das ungerecht. Ein Mann konnte jederzeit irgendwelche Sprüche machen, etwa, er habe keine Lust, sich so kurz vor dem Essen den Appetit zu verderben, oder so etwas. Dagegen hatte niemand etwas einzuwenden, aber für sie galten so einfache Ausreden nicht. Jake war sicher, wenn sie sich die Fotos jetzt nicht ansah, würde man sagen, das komme davon, daß sie eine Frau war. Da machte es nichts aus, daß sie die Leiche schon gesehen hatte, als sie entdeckt worden war. Außer dem Kriminalbeamten, der sich geweigert hatte, die Bilder anzusehen, hatten sie alle die Leiche gesehen.

Der vierte Mann am Tisch, ein Spezialist von der Spurensicherung namens Dalglish, fuhr in seiner seltsam systematischen Darlegung

fort.

«Es wird Ihnen aufgefallen sein, daß das rechte Bein des armen Mädchens unter das linke gekreuzt wurde, daß die Handtasche ordentlich neben dem rechten Ellbogen abgestellt war und daß die Brille ein kleines Stück von der Leiche entfernt liegt.»

Jake warf einen knappen Blick auf die Fotos, die in numerischer Reihenfolge angeordnet waren: Die Reihe von weißen toten Körpern erinnerte sie an eine Tarotkarte: den Gehenkten.

«Der Inhalt der Tragetasche ist säuberlich auf dem Boden angeordnet worden. Es handelt sich um einen halbseidenen Rock und eine Flasche Parfüm der Marke Synthetic, die beide aus dem Supermarkt stammen, sowie einen Kriminalroman aus dem Mystery Bookshop in der Sackville Street in Piccadilly. Der Titel ist *Alibi*. Aber das spricht nicht gegen sie.»

«Gegen wen? Mary Woolnoth oder Agatha Christie?»

Dalglish blickte von seinen Notizen auf und sah sich am Tisch um. Da er nicht feststellen konnte, von wem die Bemerkung stammte, spitzte er mißbilligend den Mund und schüttelte langsam den Kopf.

«Also gut», sagte er schließlich, «wer bietet als erster?»

Nach einer kurzen Pause hob der Kriminalbeamte rechts von Jake, es war der, von dem die Frage stammte, einen schmutzigen Zeigefinger.

«Ich glaube, das ist meiner», sagte er vorsichtig. «Da haben wir schon einmal den M.O. des Mörders...» Er zuckte die Achseln, als sei das alles, was es zu sagen gab.

DaJglish fing an, seinen Laptop zu bedienen. «Sie sind...?» «Der Hammermörder von Hackney », sagte der Besitzer des schmutzigen Zeigefingers.

«Gut», sagte Dalglish nachdenklich. «Ein Punkt für den Hammermörder von Hackney.» Aber schon schüttelte ein zweiter Kriminalbeamter den Kopf.

«Das können Sie nicht ernst meinen», sagte er zu dem ersten Beamten. «Überlegen Sie mal. Jermyn Street ist ein ganzes Stück von den Jagdgründen Ihres Mannes entfernt, meilenweit sogar. Nein, das ist einer von meinen Fällen, da bin ich sicher. Das Mädchen war doch Empfangsdame? Also, wir wissen, daß der Motorradbote schon ein paar Empfangsdamen getötet hat, und meiner Meinung nach gibt es gar keinen Zweifel daran, daß Mary Woolnoth sein jüngstes Opfer ist.»

Dalglish fing wieder an zu schreiben. «Also», sagte er. «Sie wollen sie für sich?»

«Das kann man wohl sagen.» Der erste Kriminalbeamte verzog das Gesicht. «Also ich weiß wirklich nicht, warum Sie sie haben wollen. Der Motorradbote verwendet immer eine Klinge. Das ist nun mal sein M. O. Wieso sollte er plötzlich einen Hammer verwenden? Das verstehe ich nicht.»

Der zweite Kriminalbeamte zuckte die Achseln und sah aus dem Fenster. Der Wind schlug heftig gegen die Scheibe, und ausnahmsweise war Jake froh, daß sie an einer Sitzung in New Scotland Yard teilnehmen mußte.

«Schön, und wieso sollte der Hammermörder plötzlich beschließen, sein Tätigkeitsfeld in den Westen zu verlegen? Können Sie mir das erklären?»

«Wahrscheinlich weiß er, daß wir ganz Hackney beobachten. Wenn er sich da drüben auch nur auf den eigenen Daumen haut, haben wir ihn.»

Jake beschloß, daß sie jetzt sprechen mußte. «Sie haben beide unrecht», sagte sie energisch.

«Sie wollen den Fall wohl für sich haben», sagte der zweite Kriminalbeamte.

«Natürlich will ich das», sagte sie. «Selbst ein Vollidiot müßte eigentlich kapieren, daß hier der Lippenstiftmann am Werk war. Wir wissen, daß er sich auf Mädchen stürzt, die roten Lippenstift tragen. Wir wissen, daß er ihren Lippenstift benützt, um Obszönitäten auf die Leiche zu schreiben. Wir wissen, daß er aus irgendeinem Grunde die Handtasche seiner Opfer immer neben den rechten Ellbogen stellt und daß er RIMFLY-Kondome benutzt. Natürlich halte ich Mary Woolnoth für meinen Fall.» Sie schüttelte ärgerlich den Kopf. «Ich kann nur einfach nicht verstehen, wie ihr euch um das arme Mädchen streitet, als wäre sie der erste Preis in einem Wettbewerb. Mein Gott, ihr müßtet euch nur einmal selber zuhören, aber wirklich!»

Der Kriminalbeamte, der mit dem Versuch beschäftigt war, mit dem Daumen einen Schmutzflecken vom Zeigefinger zu reiben, sah sie kopfschüttelnd an. «Wann hat der Lippenstiftmann je einen Hammer benützt, um seine Opfer umzubringen? Wann hat er ihnen je eine Plastiktüte über den Kopf gezogen? Noch nie! Das ist der *modus operandi* meines Mannes!»

«Und seit wann gibt es irgendwelche Indizien dafür, daß der Hammermörder überhaupt schreiben kann, geschweige denn mit einem Lippenstift?»

«Vielleicht hat er das ja aus der Zeitung.»

«Also wirklich», sagte Jake. «Das sollten Sie besser wissen. Alle besonderen Merkmale im *modus operandi* eines Mörders werden genau deshalb nicht an die Presse weitergegeben.»

Sie erwartete Einwände von dem zweiten Kriminalbeamten, wandte sich ihm zu und sagte: «Die Tatsache, daß das Mädchen auch noch Empfangsdame war, ist der reine Zufall.»

«Vielleicht paßt es Ihnen in den Kram, die Sache so zu sehen, Chefinspektorin Jakowicz», sagte der. «Aber wenn Sie noch einen Augenblick darüber nachdenken, werden Sie sich vielleicht an das erinnern, was Sie uns sonst ständig einhämmern. Serientäter neigen dazu, einen bestimmten Typ von Mordopfer auszusuchen und dabei zu bleiben. Dabei kann der *modus operandi*, je nachdem, wie sicher sich der Mörder fühlt, beträchtliche Variationen aufweisen, und sein Sicherheitsgefühl selbst hängt von der Zahl seiner bisherigen Opfer ab.»

«Ich glaube nicht, daß man einen Opfertyp mit letzter Gewißheit auf einen Beruf festlegen kann», wandte Jake ein. «Alter und Aussehen sind die eigentlich entscheidenden Faktoren. Und letzten Endes hat mich Ihre Theorie nie ganz überzeugt, daß der Motorradbote dazu neigt, nur Empfangsdamen zu ermorden. Wenn ich mich richtig erinnere, war eines seiner ersten Opfer eine Büroputzfrau. Außerdem hat er noch nie den Versuch zur Penetration bei einem seiner Opfer gemacht, mit oder ohne Kondom.»

Jake merkte, wie sie vor Zorn rot wurde. Sie ballte die Faust und versuchte sich zu beherrschen. Ihren beiden Kollegen schien die Tatsache nichts zu bedeuten, daß Mary Woolnoth einmal eine schöne junge Frau gewesen war, die ihre Zukunft noch vor sich hatte: Grimmig starrte sie den dritten Beamten an, der sich geweigert hatte, die Fotos aus dem gerichtsmedizinischen Institut anzusehen, und der bis jetzt kein Wort gesagt hatte.

«Und Sie?» fragte sie kurz angebunden. «Bieten Sie mit oder nicht? Sie sollten jetzt bieten oder aussteigen!» Ein wenig erinnerte sie das Ganze an ein gespenstisches Pokerspiel.

Der Mann hob die Hände, als wolle er sich ergeben.

«Nein», sagte er, «meiner ist es nicht.» Er sah sich am Tisch um und fügte hinzu: «Aber im großen und ganzen glaube ich, daß Chefinspektorin Jakowicz recht hat. Mir kommt es auch vor, als sei der

Lippenstiftmann am Werk gewesen.»

«Also, ich bin der gleichen Meinung», sagte Dalglish.

Der erste Beamte verzog wieder das Gesicht.

«Laß gut sein, George», sagte Dalglish. «Hör mal, ich weiß, daß du verzweifelt nach einer Spur suchst. Aber das hier ist sie nicht. Da bin ich sicher. Dein Hammermörder hat noch nie außerhalb von Hackney zugeschlagen.»

Der zweite Kriminalbeamte war entschlossen, sich nicht überzeugen zu lassen.

«Empfangsdamen, Stenotypistinnen, Putzfrauen», sagte er mürrisch, «letzten Endes arbeiten sie alle in Büros. Wir wissen, daß der Motorradbote seine Opfer so auswählt. Er bringt sie um, während er eine Sendung abliefert.»

Er hielt einen Augenblick inne und ergänzte dann: «Also, ich würde Mary Woolnoth immer noch gerne als möglichen Fall haben.»

Dalglish warf Jake einen Blick zu; die zuckte mit den Achseln.

«Sofern mein Mann als erster für den Mord in Frage kommt, habe ich nichts dagegen», sagte sie. «Und wenn sich irgend etwas Neues ergibt, informiere ich Sie auf alle Fälle.»

Dalglish wandte sich wieder seinem Computer zu. «Also gut», sagte er, «wir sind uns einig. Das ist Nummer...?»

«Sechs», sagte Jake.

«Nummer sechs für den Lippenstiftmann.»

Nach der Sitzung hielt Jake den Beamten, der sie unterstützt hatte, auf, um sich zu bedanken.

«Nichts zu danken, gnädige Frau», sagte er.

«Kriminalinspektor Stanley, nicht wahr?»

Er nickte.

«Entschuldigung», sagte sie, «aber als Leiterin des Dezernats für Frauenmord sollte ich eigentlich über alle Mordserien informiert sein, wenn es sich um Frauen handelt...»

Stanley senkte die Stimme und blickte über die Schulter. «In Wirklichkeit bin ich vom männlichen Morddezernat, gnädige Frau», sagte er. «Ich hätte eigentlich gar nicht dabei sein sollen, aber irgend etwas ist durcheinandergelassen. Aus irgendeinem Grund hat man uns gesagt, es sei ein Mann gefunden worden und nicht eine Frau. Ich suche nach einem Serientäter, der sieben Männer ermordet hat. Ich wollte nur nichts sagen, um mich nicht zu blamieren.»

Jake nickte. Deshalb hatte er sich nicht die Mühe gegeben, die Fotos anzusehen.

«Übrigens kam mir das Ganze recht spannend vor», fügte Stanley hinzu. «Geht es bei den Sitzungen immer so zu?»

«Sie wollen wissen, ob wir uns jedesmal darum streiten, ob eine Leiche zu diesem oder zu jenem Fall gehört? Nein, meistens nicht. Normalerweise ist alles etwas klarer als heute.»

Beim Sprechen dachte Jake an die Bilder von Mary Woolnoth und an das, was das Skalpell des Gerichtsmediziners ihr angetan hatte. Klarer konnten die Schnittlinien kaum sein. Einen Augenblick spürte sie etwas in der Kehle. Kein Mord konnte je so brutal sein wie das, was auf dem Tisch im Leichenschauhaus geschah. Ein klarer Schnitt vom Kinn zum Becken, dann wurden die inneren Organe aus dem Fleisch *gezerrt*, wie man bei der Zollabfertigung am Flugplatz einen Koffer durchsucht. Sie unterdrückte ihre Gefühle und stellte eine zweite Frage:

«Ein Serientäter, der sich Männer als Opfer aussucht. Ist das nicht

ungewöhnlich?»

Kriminalinspektor Stanley stimmte ihr zu.

«Ich nehme an, wir sprechen vom Lombroso-Mörder?»

Er nickte.

«Ich dachte, Kriminalhauptkommissar Challis leitet in dem Fall die Untersuchung.»

«So ist es», sagte Stanley. «Er hat mich zu dieser Sitzung geschickt. Nur um sicher zu sein, daß es keiner von unseren Fällen ist.»

«Was hat er für einen M. O?»

«Wer? Der Lombroso-Mörder? Ach, nichts besonders Auffälliges. Er schießt immer in den Hinterkopf. Sechsmal. Wie die Mafia. Warum fragen Sie?»

Jake schüttelte den Kopf. «Aus keinem besonderen Grund. Ich war wohl nur neugierig.» Sie sah auf die Uhr. «Ich muß gehen. Ich muß ein Flugzeug erwischen. Und natürlich meinen eigenen Serientäter.»

Ich ziele immer auf den Kopf, und das nicht nur, weil ich sichergehen will. Eher, glaube ich, weil der Kopf- ihr Kopf und meiner - der Ort ist, wo die ganzen Schwierigkeiten angefangen haben - ihre und meine.

Ich glaube nicht, daß sie viel davon spüren. Natürlich kann man das nicht so einfach sagen, aber sie geben fast nie einen Laut von sich. Da kann ich sicher sein, weil die Pistole so leise ist. Sechs Kugeln in sechs Sekunden, und kein größeres Geräusch als ein kurzer Husten-anfall. Das stimmt nicht ganz. Denn es gibt auch noch das charakteristische scharfe Knacken eines erfolgreichen Kopfschusses, ganz anders als das Geräusch, das eine Kugel verursacht, wenn sie ins Ohr trifft. Ich nehme an, das ist eins von den Dingen, die einem gar nicht erst auffallen, wenn man eine konventionelle Pistole benützt.

Die sind viel zu laut.

Bei der Arbeit neige ich dazu, auf den Hinterkopf zu feuern. Wenn Sie ein wenig mit dem menschlichen Gehirn und seiner Topologie vertraut sind, werden Sie wissen, daß die Ausgänge der Hirnrinde über eine so große Fläche verteilt sind, daß keine Hirnverletzung, die nicht von einer Dampfwalze stammt, sie vollständig zerstören kann. Es gibt aber eine Menge medizinischer Berichte, die beweisen, daß Verletzungen der vorderen Hirnregion sehr viel häufiger überlebt werden als Verletzungen im hinteren Hirnbereich. Einen Beleg dafür stellen die vielen Boxer dar, die nicht an einem kräftigen Hieb auf die Stirn sterben, sondern daran, daß sie mit dem Hinterkopf im Ring aufprallen. Sie können mir glauben, daß das stimmt. Ich habe viel darüber gelesen, was unter den obwaltenden Umständen ja kaum anders zu erwarten ist. Gesehen habe ich auch einiges davon.

Man kann das menschliche Gehirn mit einem Schachbrett vergleichen. Die Bauern stehen in der vorderen Reihe und die Türme, Läufer, Springer, König und Dame, die sogenannten Figuren, in der achten Reihe am Rand des Bretts. Man könnte also sagen, daß ich die Bauern im großen ganzen ignoriere und versuche, so viele Figuren wie möglich auszuschalten. Eine Strategie, die gut zu funktionieren scheint. Dennoch hat eines meiner Opfer mehrere Tage im Koma überlebt, bevor es starb. Gegen zerebrale Asymmetrie ist man nun einmal machtlos.

Meistens führe ich die Hinrichtungen nachts durch oder wann sonst es mir meine Arbeitszeit erlaubt. Die Hinrichtung folgt auf eine kurze Überwachungsperiode, in der ich die Identität des Opfers und seine Lebensgewohnheiten feststelle. Daß ich mich im Besitz eines bequemen Fahrzeugs mit Musikanlage und Mikrowelle befinde, reduziert die Unbequemlichkeiten einer derartigen Operation auf ein Mindestmaß.

Es ist erstaunlich, wie regelmäßig die Ortsveränderungen im Leben

der meisten Menschen sind. Infolgedessen geht es normalerweise nur darum, meinem auserwählten Opfer ein Stück weit von seiner Wohnung weg zu folgen und es dann an einem geeigneten Ort zu töten.

Aus naheliegenden Gründen vermeide ich es, Wörter wie Verbrechen, Mord oder gar Meuchelmord zu verwenden. Wörter können mehr als eine Bedeutung haben. Die Sprache verbirgt den Gedanken so erfolgreich, daß es unmöglich werden kann, die geistige Tätigkeit zu identifizieren, die den Sprechakt ausgelöst hat. Also werde ich vorläufig nur sagen, daß es sich um Hinrichtungen handelt. Gewiß, sie sind nicht offiziell durch irgendein Gesetz im Sinne des Gesellschaftsvertrags legitimiert. Dennoch kann das Wort <Hinrichtung> einiges dazu beitragen, daß das, was nun einmal meine Aufgabe im Leben ist, nicht in herabsetzender Weise beschrieben wird.

Als ich ihm näher kam, merkte ich, daß er etwas größer war, als ich gedacht hatte. Fast zwei Meter groß. Er hatte sich für den Abend noch einmal umgezogen. Aber das allein war es nicht. Er schien im Laufe eines Tages so vielen verschiedenen Modeströmungen zu folgen, daß die Vorstellung verständlich gewesen wäre, er müsse einen oder zwei Brüder haben. Aber sein Gang war charakteristisch, zu charakteristisch, als daß man ihn mit jemand anderem hätte verwechseln können. Er ging ein wenig auf den Zehenspitzen, was ihm einen Anflug von Ruchlosigkeit verlieh, als entferne er sich eilig vom Ort einer schändlichen Tat.

Oder eher, als beeile er sich, eine Schandtat zu begehen, dachte ich damals. Für ihn wie für mich ist es nur eine Zeitfrage, wann das neuronale Netz sich bemerkbar macht. Freiheit beruht auf der Unmöglichkeit, Handlungen vorauszukennen, die noch in der Zukunft liegen. Aber keiner von uns beiden war wirklich von seinem eigenen Willen bestimmt. Und die Tatsache, daß alles, was ich mir erträumen kann, gerade jetzt geschieht, kann nur so etwas wie ein Geschenk des Schicksals sein. Wenn ich etwas verändern kann, so kön-

nen es nur die Grenzen der Welt sein, die ich verändern kann, indem ich ihn aus ihr entferne.

Er bog in die High Street ein, und für einen kurzen Moment verlor ich ihn aus den Augen. Was hätte er wohl gesehen, hätte er wie Tam o'Shanter in der Ballade hinter sich geblickt? Nein, das ist viel zu prosaisch. Es ist ja nicht so, daß ich ihm einen Schrecken einjagen oder ihn in die Hölle zerren will. Es geht um etwas, das ohne bösen Willen getan werden muß. Es entspricht nur der Logik. Selbst Gott kann nichts tun, das den Gesetzen der Logik zuwiderläuft; und die Anwendung logischer Methoden verleiht eine gewisse Befriedigung, weil sie Sinn verleiht.

Ich holte ihn ein, als er mit tänzelndem Schritt nach rechts in eine lange gepflasterte Gasse einbog und sich auf die Kneipe zubewegte, in der er üblicherweise mehrere Liter von einem Gebräu zu sich nahm, das er für trinkbar hielt. Aber diesmal führte sie zu dem Moment, der kein Ereignis seines Lebens sein würde und den er nie erfahren sollte.

Als ich die Gasdruckpistole auf seinen Hinterkopf richtete, fühlte sie sich in meiner Hand schwer und mächtig an. Ich verstehe zuwenig von den kinetischen Eigenschaften dieser Waffe, um mehr zu sagen, als daß sie für etwas, das ohne Waffenschein frei über den Ladentisch verkauft werden darf, beachtlich sind. Keine Ähnlichkeit mit dem Luftgewehr, das ich als kleiner Junge hatte.

Zwei Schüsse waren abgefeuert, bevor er auch nur in die Knie ging. Ich wartete, bis er auf dem Boden lag, bevor ich aus nächster Nähe den Rest des Magazins auf ihn abfeuerte. Nicht viel Blut, aber ich wußte sofort, daß der Mann, den das Lombroso-Programm als Charles Dickens identifiziert hatte, tot war. Dann steckte ich die Waffe ins Halfter unter meine Lederjacke und entfernte mich schnell.

Ich habe Dickens nie besonders gemocht. Ich meine den wirklichen Dickens, den größten Romanautor des englischen Sprachraums. Ich

würde an jedem Tag der 168-Stunden-Woche Balzac, Stendhal oder Flaubert vorziehen. Aber eigentlich meide ich Romane überhaupt und lese lieber über das Wesen der Welt, über die relative Unwichtigkeit des Einzelfalles und die Möglichkeiten, die er dennoch birgt, über das, was zwischen dem Empirischen und dem Formalen liegt, über die Erklärung von Aussagen. Und darüber findet sich bei Charles Dickens nicht viel. Überhaupt gibt es da nicht viel außer dem Tod der kleinen Nell und Nancys und Dora Copperfields und der beiden Mütter von Pip und Oliver. Es ist recht gefährlich, eine Dickenssche Frauengestalt zu sein. Aber vielleicht wird jetzt, wo der andere Charles Dickens tot ist, die Welt ein bißchen weniger gefährlich für Frauen. Natürlich werden sie das nie erfahren. Das ist bedauerlich. Aber wovon wir nicht sprechen können, darüber müssen wir schweigen.

2

DRITTES SYMPOSION DER EUROPÄISCHEN
GEMEINSCHAFT ÜBER METHODEN DES
GESETZESVOLLZUGS UND DER
VERBRECHENSAUFKLÄRUNG, HERBERT-MARCUSE-
ZENTRUM, FRANKFURT, GROSSDEUTSCHES REICH. 13.
FEBRUAR 2013,

13.00 UHR:

REDNERIN: CHEFINSPEKTORIN ISIDORA JAKOWICZ,
M.SC.,

STÄDTISCHE KRIMINALPOLIZEI LONDON

MITGLIEDSLAND: GB

VORTRAGSTITEL: DIE ZUNAHME DES HOLLYWOOD-
MORDES

Es ist ein Samstagabend zu Beginn des Jahrtausends. Die Frau ist im Bett. Kinder gibt es nicht. Sie schalten die Nicamvision ein, setzen die Brille auf die Nase und suchen eine Videokassette aus. Chinesische Fertiggerichte und ein paar Flaschen japanisches Pils haben Sie in genau die richtige Stimmung versetzt. Die nikotinfreien Zigaretten liegen in Reichweite, die Futonkissen unter Ihnen sind weich und bequem, die Zentralheizung arbeitet, und die Luft ist warm und angenehm entionisiert. Was für eine Diskette wollen Sie sich unter diesen erfreulichen Umständen ansehen? Natürlich eine über einen Mordfall. Aber was für eine Art von Mord ?

Vor sechzig Jahren hat George Orwell das beschrieben, was vom Standpunkt einer englischen Zeitung aus der «perfekte Mord» wäre. «Der Mörder», schrieb er, «sollte ein kleiner Mann aus dem Mittelstand sein. Er sollte durch eine verbotene Leidenschaft für seine Sekretärin oder die Ehefrau eines Konkurrenten aus dem Mittelstand vom Pfad der Tugend gelockt werden, und er sollte sich erst nach langen und schweren Gewissenskämpfen zum Mord entschließen. Nachdem er sich zum Mord entschlossen hat, sollte er das Verbrechen äußerst gerissen planen und über eine winzige unvorhergesehene Kleinigkeit stolpern. Die Mordwaffe, zu der er greift, sollte natürlich Gift sein.»

Orwell, der vom Niedergang dieses, des klassischen englischen Mords sprach, wies auf den Fall eines gewissen Karl Hulten hin, eines amerikanischen Deserteurs, der, von den falschen Werten der amerikanischen Filmindustrie inspiriert, mutwillig einen Taxifahrer ermordete und dabei acht Pfund - den Gegenwert von EG \$ 3,00 - erbeutete.

Daß dieser Mord - man sprach vom Mörder mit der Kinnschulter - zum meistdiskutierten Mord der letzten Jahre des Zweiten Weltkriegs wurde und daß er von einem Amerikaner begangen wurde, verursachte dem auf seltsame Weise patriotischen Orwell einiges Unbehagen. Für ihn ließ sich Hultens «sinnloses» Verbrechen in

keiner Hinsicht mit dem typischen englischen Mord messen, «dem Produkt einer stabilen Gesellschaft, deren allgegenwärtige Scheinheiligkeit zumindest dafür sorgte, daß ein so schweres Verbrechen, wie es Mord ist, von starken Gefühlen getragen wurde».

Heute dagegen sind Verbrechen, wie sie Hulten beging, erbärmliche, schmutzige und weitgehend gefühllose Taten, verhältnismäßig häufig. «Gute Morde», wie sie der Leser der *News of the World* zu Orwells Zeit genießen konnte, werden weiterhin begangen. Aber das große Publikum bringt ihnen im Vergleich zu dem anscheinend motivlosen Mord, der inzwischen zum Normalfall geworden ist, wenig Interesse entgegen.

Heutzutage werden Menschen mit kalter Routine und oft ohne ersichtlichen Grund ermordet. Gut fünfzig Jahre nach Orwells Tod ist die Gesellschaft einer wahren Epidemie von Freizeitmorden ausgesetzt, den Taten eines Mördertyps, der anscheinend noch sinnloser zuschlägt als der verhältnismäßig unschuldige Karl Hulten. Hätte sich der Fall heute zugetragen, wäre er einer Lokalzeitung kaum mehr als ein paar Zeilen wert. Im Jahre 2013 mag es uns unverständlich erscheinen, daß der Fall Kulten, wie Orwell berichtet, zur «bedeutendsten *cause celebre* der Kriegsjahre» wurde.

Vor diesem Hintergrund kann man, so wie es damals Orwell getan hat, das konstruieren, was für den heutigen Leser der *News of the World* ein «guter Mord» wäre. Er könnte uns auf die Videokassette verweisen, die er sich Samstag abend angesehen hat. Der Mörder wäre dann ein unzureichend angepaßter junger Mann, der mitten unter seinen ahnungslosen potentiellen Opfern irgendwo in den Vorstädten lebt. Irgendeine Verfehlung seiner Mutter sollte unseren erwählten Mörder auf die schiefe Bahn gebracht haben, so daß klar feststeht, daß die wahre Schuld für die Morde bei einer Frau liegt. Wenn er sich einmal zum Mord entschlossen hat, sollte sich der Täter nicht auf ein Tötungsdelikt beschränken, sondern so viele Opfer wie möglich liquidieren. Seine Vorgehensweise sollte extrem ge-

walttätig und sadistisch sein und wenn möglich eine sexuelle, rituelle oder vielleicht sogar kannibalistische Komponente enthalten. Die Mordopfer sollten meist attraktive Frauen sein und den Tod finden, während sie sich ausziehen, duschen, masturbieren oder Sexualverkehr ausüben. Nur vor diesem Hintergrund, einem Hintergrund im Hollywoodstil, kann ein Mord die dramatischen, ja sogar tragischen Aspekte annehmen, die ihn heutzutage bemerkens- und erinnerenswert machen.

Nicht von ungefähr weist ein beachtlicher Teil der Morde, die im modernen Europa verübt werden, Elemente dieser Hollywoodstimmung auf.

Eines der traditionellen Motive des Hollywood-Mords - und hier komme ich zum eigentlichen Thema meines Vertrags - stellen die maskulinen Bindungen dar, die häufig zwischen männlichen Angehörigen der Vollzugsbehörden und ihrer mörderischen Jagdbeute entstehen. Gerade da diese Konferenz hier in Frankfurt im Herbert-Marcuse-Zentrum stattfindet, sollten wir auf das zurückgreifen, was die Frankfurter Schule und Marcuse selbst über derartige Verhaltensmuster gesagt haben.

Für Marcuse wurde die eindimensionale patriarchalische Gesellschaft durch das charakterisiert, was er die «Vereinheitlichung der Gegensätze» nannte: eine Vereinheitlichung, die sozialen Wandel auf der intellektuellen Ebene durch die Abschließung des Bewußtseins unter männlichen und damit eindimensionalen Aspekten verhindert. Die historisch nachweisbare Dominanz männlichen Personals im Polizeidienst ist nur ein Aspekt dieser monolithisch homogenen Weltanschauung. Bis vor verhältnismäßig kurzer Zeit verließ man sich bei der Ermittlung in Mordfällen normalerweise wenig oder überhaupt nicht auf spezifisch weibliche Fähigkeiten.

Verhaltenswissenschaftler und Psychologen berichten, daß der Hormonhaushalt zweifellos eine größere Rolle bei der Ausbildung

männlicher und weiblicher Charakteristika im Gehirn spielt. Während beispielsweise Männer eher räumlich in Begriffen wie Entfernung und Messung denken, neigen Frauen dazu, sich an Landmarken und Wendepunkten zu orientieren. Frauen können sich erheblich besser als Männer auf ihre unmittelbare Umgebung konzentrieren, was ihnen in der Detailbeobachtung unter Umständen eine echte Überlegenheit gegenüber Männern verleiht. Infolgedessen sollte der Nutzen weiblichen Personals bei der Verbrechensaufklärung als offensichtlich betrachtet werden, insbesondere da, wo wie beim Mord im Hollywoodstil eine Vielzahl gerichtlich verwertbaren Materials vorliegt. Auch andere spezifisch weibliche Qualitäten wie Gewaltlosigkeit, Einfühlungsvermögen und Aufnahmebereitschaft können unter dem Aspekt ihrer Nützlichkeit für die Verbrechensaufklärung erwähnt werden.

In den frühen neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts konnten Kriminologen auf der Grundlage computerunterstützter Analysen von polizeilichen Ermittlungen bei Serienmorden im zwanzigsten Jahrhundert feststellen, daß diejenigen Ermittlungen, an denen Frauen in gehobener Stellung teilgenommen hatten, eine wesentlich höhere Erfolgsrate aufwiesen als Ermittlergruppen, denen keine weiblichen Kriminalbeamten höheren Ranges angehörten.

Auf diese Untersuchung hin legte ein Sonderausschuß des Innenministeriums dem Polizeipräsidenten von London, Sir MacDonald McDuff, eine Reihe von Empfehlungen vor, durch die die Mitwirkung weiblicher Polizeibeamter an allen Ermittlungen in schweren Fällen, besonders aber beim Frauenmord im Hollywoodstil, verstärkt werden sollte. Vor fünf Jahren sind diese Empfehlungen angenommen worden, so daß heute ein weiblicher Beamter mindestens im Rang eines Kriminalsekretärs verantwortlich leitend tätig werden muß, was einen verbesserten, zweidimensionalen Zugang zum Untersuchungsvorgang schafft.

Die Erfolge sprechen für sich. In den Achtzigern, als es noch keine

derartigen Richtlinien gab und Frauen weniger als 2 Prozent des leitenden Ermittlungspersonals bei Morden im Hollywoodstil ausmachten, kam es nur in 46 Prozent aller Fälle zu einer Verhaftung. In den späten Neunzigern und im ersten Jahrzehnt des einundzwanzigsten Jahrhunderts, als eine Quotenregelung in Kraft war und 44 Prozent des leitenden Ermittlungspersonals in Frauenmordfällen dieses Typs weibliche Kriminalbeamte waren, kam es in 73 Prozent aller Fälle zur Verhaftung.

Natürlich hat in den vergangenen zehn Jahren auch eine wesentliche Verbesserung der Technologie auf dem Gebiet der Verbrechensbekämpfung stattgefunden, was eine teilweise Erklärung für diesen dramatischen Anstieg der Erfolgsquote britischer Morduntersuchungen bietet. Eine wichtige Rolle spielt hier die Einführung von Personalausweisen mit Strichkodierung und genetischem Fingerabdruck im gesamten Gebiet der EG. Aber selbst wenn man derartige Entwicklungen statistisch nicht einbezieht, scheint es wahrscheinlich, daß die experimentelle Einführung von geschlechtsorientierten Richtlinien bei polizeilichen Ermittlungen in Großbritannien für eine Gesamtzunahme erfolgreicher Verhaftungen von mindestens 20 Prozent verantwortlich war.

Vermutlich messen Sie den Erfolg der geschlechtsorientierten Richtlinien an der Tatsache, daß nur 44 Prozent des leitenden Polizeipersonals Frauen sind. Vielleicht fragen Sie sich, warum eigentlich nicht 100 Prozent? Nun, der neue zweidimensionale Zugang zur Verbrechensbekämpfung ist durch die geringe Anzahl von Frauen in höheren Diensträngen behindert worden. Zu meiner Freude kann ich allerdings berichten, daß sich diese Situation infolge von Rekrutierungskampagnen unter den Frauen Großbritanniens, neuen Besoldungsordnungen, Bereitstellung von Kindergartenplätzen und verbesserten Aufstiegsmöglichkeiten im Wandel befindet. Es besteht die Hoffnung, daß in der näheren Zukunft eine Polizeibeamtin im Range eines Kriminalsekretärs oder in höherem Rang an allen Er-

mittlungen in Fällen von Frauenmord im Hollywoodstil teilnehmen wird.

So stellt sich die Lage von der Kommandobrücke aus dar. Meine eigenen Erfahrungen habe ich im wesentlichen an Deck gesammelt. George Orwell hat neun Fälle aufgezählt, die seinen Kriterien für einen klassischen Mord gerecht wurden und sich den Anfechtungen der Zeit gewachsen erwiesen haben. Zufälligerweise habe ich bisher mit neun Morduntersuchungen zu tun gehabt. Ich bezweifle, daß auch nur eine davon etwas so Mythologischem wie den Anfechtungen der Zeit gewachsen sein wird. Ich hoffe im Gegenteil darauf, daß sie ihnen nicht gewachsen sein werden. Aber einen Fall möchte ich Ihnen als Beispiel für die Zweidimensionalität der Ermittlung schildern, von der ich gesprochen habe.

Auf den ersten Blick hatten wir es mit einem einigermaßen typischen Fall von Frauenmord im Hollywoodstil zu tun. Ein

Geisteskranker versetzte die Frauen einer Universitätsstadt im Süden Englands in Furcht und Schrecken. In acht Monaten hatte er ebenso viele Frauen umgebracht. Sein *modus operandi* sah folgendermaßen aus: Er schlug sein Opfer bewußtlos, schleppte es an einen abgeschiedenen ruhigen Ort, erwürgte es dann und befriedigte sich in seinem leblosen Mund. Das auffälligste Merkmal des Falles, das ihn in gewisser Hinsicht von anderen, üblicheren Fällen von Freizeitmorden unterschied, bestand dann, daß er zuletzt immer zwei Batterien in die Vagina der toten Frau schob.

Männliche Kollegen, die an dem Fall arbeiteten, entwickelten eine typisch phallokratische Einstellung zu dieser Verhaltensauffälligkeit. Das ging deutlich aus dem Spitznamen hervor, den sie dem Mörder gaben: Herr Immerbereit. Mit pornographischer Literatur vertraut, in der regelmäßig Fremdkörper als Penisersatz in die Vagina einer Frau eingeführt werden, erblickten die männlichen Kollegen wenig besonders Bedeutsames in den zwei Trockenzellen-Alkalibatterien.

Und außer ein paar Routinenachfragen bei den Elektrohändlern der Stadt unternahmen sie keinen wirklichen Versuch, dieses auffälligste Merkmal in der Vorgehensweise des Täters zu verstehen. Es herrschte sogar stillschweigendes Einverständnis darüber, daß die Batterien jeweils leer waren. Der Hintergedanke zu diesem Einverständnis war die Annahme, daß niemand eine funktionsfähige Batterie an die Vagina einer toten Frau verschwenden würde.

Die ersten, die daran dachten, zu überprüfen, ob es sich um neue oder alte Batterien handelte, waren weibliche Ermittlungsbeamte, die an dem Fall arbeiteten. Später stellte sich übrigens heraus, daß sie jeweils extra für den Mord gekauft worden waren. Unsere Theorie, die sich nach der Verhaftung des Mörders bestätigen sollte, besagte weiterhin, daß die Einführung der Batterien in die Vagina der Toten nichts Phallisches an sich hatte, sondern daß der Mörder, der der Frau zur Erreichung seiner sexuellen Ziele das Leben geraubt hatte, anschließend versuchte, ihr wieder neues Leben zu schenken, ihr, wie man das bei einem tragbaren Plattenspieler tun würde, mit Hilfe einer frischen Stromquelle neue Energie zuzuführen.

Ein weiterer auffälliger Zug des Falles, der wiederum die Zweidimensionalität weiblicher Untersuchungen bei Serienmorden an Frauen illustriert, lag in der Bedeutung der Tatzeit, zu der alle Opfer ermordet wurden. Es geschah immer nachts zwischen 22.30 Uhr und 23.30 Uhr.

Ich werde gleich auf diese Tatsache zurückkommen. Aber lassen Sie mich zunächst auf den Anfang der Ermittlungen eingehen, als routinemäßig die Namen aller Sexualtäter der letzten zwölf Monate in der Gegend im Computer aufgerufen wurden. Polizeibeamte befragten die Männer, um ihr Alibi zu überprüfen. (Ich sollte ergänzend erwähnen, daß der Fall sich vor der Aufnahme genetischer Fingerabdrücke in die Personalausweise ereignete.) Besonders einer der Befragten, ein neunundzwanzigjähriger Mann, der in dem Park, in dem später eines der Mordopfer aufgefunden wurde, versucht hatte, eine

Frau zu vergewaltigen, erregte die Aufmerksamkeit des männlichen Beamten, der die Ermittlungen leitete. Inzwischen führte ich gemeinsam mit einem weiteren Beamten zusätzliche Ermittlungen unter den wegen Sexualdelikten auffällig gewordenen Männern der Gegend durch.

Bei der Befragung eines zweiundvierzigjährigen Junggesellen namens David Boysfield, der wegen exhibitionistischer Handlungen in einem Kaufhaus vorbestraft war, fielen mir mehrere Exemplare einer bestimmten Nummer einer Frauenzeitschrift auf. Vielleicht ist es bedeutsam, daß mein männlicher Kollege sie nicht bemerkte. Nicht daß Sie meinen, ich hätte etwas dagegen, wenn Männer Frauenzeitschriften lesen. Aber ich wurde neugierig und wollte ein wenig mehr über Boysfield wissen. Und als ich seine Strafakte nachlas, stellte sich heraus, daß seine unzüchtige Zurschaustellung in der

Elektroabteilung des Kaufhauses stattgefunden hatte. Noch interessanter war die Aussage eines Zeugen, aus der hervorzugehen schien, daß Boysfield sich nicht vor dem weiblichen Verkaufspersonal, sondern vor einer Anzahl von Fernsehschirmen entblößt hatte.

Jetzt war ich wirklich neugierig, und bei Durchsicht der alten Programmhefte der Fernsehgesellschaft stellte ich fest, daß am Tag etwa zu der Zeit, zu der sich Boysfield im Laden aufhielt, eine Sendung mit der bekannten Nachrichtensprecherin Anna Kreisler ausgestrahlt worden war. Bei der Sendung war es darum gegangen, Geldspenden für wohltätige Zwecke einzusammeln, und an einem Punkt des Programms hatte sich Anna Kreisler auf eine telefonische Spendenzusage in Höhe von einer Million EG-Dollar hin nackt ausgezogen. Anna Kreisler war auch auf dem Titelbild der Zeitschrift zu sehen, die ich in Boysfields Wohnung entdeckt hatte. Genauere Nachprüfungen ergaben, daß sie an jedem Abend, an dem der Mörder zugeschlagen hatte, die Zehnurnachrichten verlesen hatte.

Ich ließ einen Durchsuchungsbefehl für die Wohnung des Verdäch-

tigen ausstellen und fand eine Anzahl pornographischer Magazine, in denen ausgeschnittene Bilder von Frau Kreislers Gesicht auf die nackten Rumpfe anderer Frauen aufgeklebt waren. Ich fand auch eine persönliche Videokassette, die Boysfield benutzt hatte, um seine hausgemachten Pornofilme anzusehen, in die Aufnahmen von Frau Kreisler beim Verlesen der Nachrichten eingeblendet waren, außerdem eine Sexpuppe mit Frau Kreislers vom Fernsehapparat aufgenommener Stimme und einer batteriebetriebenen saugfähigen Vagina. Sowohl der Videorecorder als auch die Puppe waren mit Batterien der gleichen Marke ausgerüstet, die im Körper aller acht Mordopfer gefunden worden waren. Boysfield war offenbar das, was man, in Ermangelung einer besseren Bezeichnung, einen Maschinenbesessenen nennen kann. Seine Wohnung war voll von elektrischen Geräten jeder nur denkbaren Art, vom elektrischen Flaschenöffner bis hin zur elektrischen Kleiderbürste und einem elektrischen Fischausnehmesser. Es war klar, daß in Boysfields von Geräten beherrschter Welt Frauen auf den Status elektrisch betriebener Haushaltsgeräte reduziert waren.

Die gerichtsmedizinische DNS-Identifizierung ergab bei Boysfield Polymorphismen der Restriktionsfragmentlänge, die mit denjenigen des Mörders identisch waren. Er hat später gestanden, daß er alle acht Frauen getötet hatte, nachdem er Anna Kreisler beim Verlesen der Fernsehnachrichten gesehen hatte. Von ihr besessen, hatte er sich längere Zeit selbst befriedigt, indem er sich vor dem Gesicht von Anna Kreisler auf seinem hochauflösenden Fernsehschirm entblößt hatte. Er hatte Phantasievorstellungen, in denen er oral mit ihr verkehrte, und als er sich nach einiger Zeit nicht mehr zurückhalten konnte und anfang, Frauen zu überfallen, versuchte er, in den Mund seiner Opfer zu ejakulieren. Boysfield entging der Verurteilung zum Strafkoma, weil die Einführung der Batterien in die Vagina seiner Opfer als Beweis dafür gewertet wurde, daß er nicht die Absicht gehabt haben könne, sie endgültig ums Leben zu bringen. Er wurde auf unbestimmte Zeit in eine Heilanstalt für gemeingefährliche Geistes-

ranke eingewiesen.

Natürlich wirkt sich Zweidimensionalität in beiden Richtungen aus. Für den Fall, daß einige von Ihnen den Eindruck gewonnen haben sollten, ich hielte nicht allzuviel von meinen männlichen Kollegen, möchte ich eines sagen: Erst vor ein paar Wochen hat mich in einer Situation, die ich vollkommen falsch beurteilt hatte, nur die schnelle Reaktion eines männlichen Kollegen vor dem Tod oder einer schweren Verletzung gerettet. Übrigens war es der gleiche Kollege, der mich in Boysfields Wohnung begleitet und dort die Frauenzeitschriften übersehen hatte.

Ich habe vorhin das Auftreten von Hollywood-Morden als eine Art von Epidemie bezeichnet. Das war keine Übertreibung. Die Statistiken des Europäischen Kriminalamts beweisen, daß die Zahl sexuell motivierter Serienmorde in der EG dramatisch zugenommen hat; seit 1950 um mehr als 700 Prozent. Im vergangenen Jahr haben in der Gemeinschaft schätzungsweise 4000 derartige Morde stattgefunden, das sind 20 Prozent der Tötungsdelikte in Europa. Nicht nur dies, sondern das EK nimmt auch an, daß sich derzeit mindestens 25, möglicherweise aber bis zu 90 aktive Mörder dieses Typs in der EG aufhalten.

Man spricht heute noch von Peter Sutcliffe, dem Yorkshire Ripper, der in den siebziger Jahren dreizehn Frauen getötet hat, und von Jack the Ripper, der sechs ermordet hat. Aber da draußen gibt es jetzt Leute, die zwanzig, dreißig oder noch mehr Menschen umbringen. Und solange die Opfer weiterhin überwiegend weiblich sind, steht es Frauen überall auf der Welt nicht an, die Versuche, dem ein Ende zu setzen, allein den Männern zu überlassen.

Von den übrigen siebzehn Mitgliedstaaten der Gemeinschaft machen nur Dänemark, Schweden, Holland und Deutschland Anstalten, das britische Modell der zweidimensionalen Frauenmordermittlung zu übernehmen. Den übrigen Mitgliedstaaten, deren Polizeikräfte wei-

terhin entschieden patriarchalisch, um nicht zu sagen machistisch bleiben, habe ich nur eins zu sagen: Wenn Sie Frauen nicht für alle Zukunft als potentielle Opfer einstufen wollen, müssen Sie ihnen gestatten, die Unterwerfungsrollen aufzugeben, in die sie historisch gezwungen wurden, so daß sie gemeinsam mit den Männern zu Hütern der zukünftigen Gesundheit unserer Gesellschaft werden können. Ich danke Ihnen.

Jake beendete ihren Vortrag, und das Publikum applaudierte höflich. Sie bedankte sich nicht länger für den Applaus, als es angemessene Bescheidenheit erlaubt, verließ das Podium und

kehrte an ihren Platz zurück. Der Tagungsvorsitzende, ein fatter deutscher Bürokrat, der den Versuch machte, mit Hilfe eines teuren rosa Anzugs einen Teil seiner Körpermasse zu verbergen, trat wieder ans Mikrofon.

«Thank you, Chief Inspector», sagte er auf englisch. Ein paar Frauen im Publikum, die Jakes Feminismus begeistert hatte, spendeten noch eine weitere Minute Applaus, was den Vorsitzenden zwang, eine Pause einzulegen, bevor er hinzufügen konnte: «Das war höchst informativ.»

«Das war es wirklich», sagte Mark Woodford, als sie ihren Platz neben ihm wieder einnahm. «Stellenweise vielleicht etwas harsch, aber ich nehme an, bei dem Thema war das zu erwarten.» Er ließ den Blick etwas ungewiß über das Publikum schweifen und sagte leise lachend: «Es war wohl sogar angebracht.»

«Wie bitte?»

Woodfords glatte englische Züge nahmen einen verschlagenen Ausdruck an, als er die Hände vor der Brust kreuzte und zum Mosaik der Deckenkuppel aufblickte. Es hatte ein wenig Ähnlichkeit mit einer frühchristlichen Basilika, nur daß es sich um ein Werk der Moderne handelte und Persönlichkeiten der Frankfurter Geschichte darstellte:

Karl der Große, Goethe, die Rothschilds und Marcuse versammelten sich in Ungewisser Komposition vor einem himmelblauen Hintergrund, als warteten sie darauf, daß Gott erscheine und seinen Richtspruch spreche.

Jake betrachtete Woodfords leicht dekadentes Adlerprofil. Hat er nicht eine gewisse Ähnlichkeit mit dem König ? fragte sie sich.

«Es ist erfreulich, wenn man den Franzosen, den Italienern und den Spaniern zeigen kann, daß sie in irgendeinem Punkt hinter uns herhinken», murmelte er. «Patriarchalisch, um nicht zu sagen machistisch. Doch, das hat mir gefallen.» Er neigte den Kopf und versuchte, aus dem Augenwinkel einen Blick auf seine Staatssekretärin zu werfen.

«Und jetzt ist die Staatssekretärin dran. Das klingt vielversprechend, meinen Sie nicht?» Er zeigte auf den Vortragstitel, wie ihn das Programm auf seinen Knien aufführte. ^Vergeltung: Ein Thema für das neue Jahrhundert.) Das sollte ihnen imponieren.»

Jake nickte schweigend. Sie hielt nicht viel von den alttestamentarischen Auffassungen der Staatssekretärin, wo es um Schuld und Sühne ging. Genausowenig hielt sie vom Privatsekretär der Staatssekretärin.

Woodford warf einen Blick auf den leeren Platz neben sich. Inzwischen nahm die Staatssekretärin, eine gutausschende Schwarze in elegant geschnittenem violetterem Kostüm, ihren Platz am Mikrofon neben dem Vorsitzenden ein. In ihrer teuren pastellfarbenen Kleidung sahen sie aus wie zwei exotische Ziervögel.

«Wenn Gilmour nicht aufpaßt, wird er den Vortrag verpassen», bemerkte Woodford.

Jake lehnte sich in ihrem Sessel vor und warf einen Blick über Woodfords kaum vorhandenen Bauch hinweg. Sie hatte noch gar nicht gemerkt, daß Gilmour nicht an seinem Platz war.

«Wo ist er?» fragte sie.

«Hinterlassen Sie eine Botschaft auf seinem tragbaren Computer, und versuchen Sie herauszufinden, was ihn aufhält.»

Jake hob die Handtasche vom Boden auf und nahm ihren eigenen PC heraus. Sie klappte den Bildschirm, der so groß war wie ein Briefumschlag, auf und gab mit der Kleinsttastatur Gilmours Namen und Nummer ein. Nach wenigen Sekunden erschienen die Worte «Verbindung hergestellt» auf dem graugrünen Glas.

«Woodford will wissen, wo Sie bleiben», tippte Jake. «Staatssekretärin fängt gleich mit ihrer Rede an. Bin sicher, daß Sie das nicht verpassen wollen.»

«Auf keinen Fall», kam die stumme und, wie Jake annahm, sarkastische Antwort. «Aber anscheinend ist wieder einer aus dem Lombroso-Programm ermordet worden. Muß ein paar Anrufe machen.»

Mark Woodford, der über Jakes Schulter mitlas, seufzte und schüttelte den Kopf. «Das wird ihr nicht gefallen», sagte er, als die Staatssekretärin sich räusperte und das Rednerpult übernahm. «Sagen Sie dem Polizeidirektor lieber Bescheid, daß er eine Konferenzschaltung per Bildtelefon mit England einrichtet. Ich brauche den Beamten, der für die Ermittlungen zuständig ist, so schnell wie möglich per Satellit.»

Jake gab die Nachricht ein und bot, von dem dringenden Wunsch beseelt, dem zu entgehen, was auf sie zukam, ihre Unterstützung an. Sie schickte die Nachricht ab und blickte erwartungsvoll auf den blinkenden Cursor.

«Nein, danke», antwortete Gilmour. «Bleiben Sie da, und genießen Sie die Rede der Staatssekretärin.»

Aus dem Augenwinkel kontrollierte Jake, daß ihr Woodford nicht über die Schulter sah. Aber er hatte jetzt nur noch Blicke für seine

Chefin und machte ein aufmerksam stolzes Gesicht wie ein begeisterter Vater beim Krippenspiel. Jake gab ein: «Hab ich ein Glück!», sandte die Nachricht ab und steckte den PC wieder in die Handtasche.

Jake hatte den Eindruck, daß Grace Miles, Mitglied des Unterhauses, nicht viel für sie übrig hatte. Die Staatssekretärin im Innenministerium schien eine jener Frauen zu sein, die lieber von ausschließlich männlichen Kollegen umgeben waren, und da ganze acht männliche Bürokraten in der Polizeiverwaltung dafür zuständig waren, die Tätigkeit von 45 000 Angestellten in New Scotland Yard zu überprüfen, soweit es um den Schutz des Gesetzes ging, war es nicht schwer, einer derartigen Vorliebe entgegenzukommen.

Jake hegte den Verdacht, Gilmours Entscheidung, sich von ihr auf die Konferenz begleiten zu lassen, sei ebenso stark von dem Wunsch geprägt gewesen, die Staatssekretärin zu irritieren, wie von dem Wunsch, Chancengleichheit für Frauen in der Londoner Polizei zu demonstrieren. Er hatte Jake gewarnt, sie werde es nicht leicht haben. Jetzt wußte sie, warum. Gilmour hatte ihr erzählt, es sei der ausdrückliche Wunsch der Staatssekretärin gewesen, daß Jakes Rede vor ihrer eigenen auf dem Programm stand. Nun war die Hoffnung enttäuscht worden, Jake werde das Ganze verpatzen und der Staatssekretärin die Gelegenheit verschaffen, beachtliche Kompetenz bei Kongreßbeiträgen zu demonstrieren.

Wie das Schicksal es so wollte, traf der Bericht der Staatssekretärin über das Scheitern des Abschreckungsgedankens als Grundlage einer modernen Theorie der Verbrechensbekämpfung nicht auf die begeisterte Zustimmung, die sie erwartet hatte, und allgemein war der deutliche Eindruck entstanden, sie sei von einer einfachen Polizeibeamtin ausgestochen worden. Infolgedessen ließ sich Jake nicht durch Mrs. Miles' lobende Erwähnung ihrer Leistungen täuschen, als sie sich bei der Sitzung wiedertrafen, die Gilmour auf Anweisung Woodfords einberufen hatte.

«Eine respektable Leistung, Chefinspektorin», sagte Mrs. Miles, als sie ihren Platz am Kopf des Tisches einnahm. «Sie haben wohl einen von diesen Rhetorikkursen für Anfänger mitgemacht.»

«Ich fühle mich geschmeichelt», antwortete Jake flink, obwohl sie wußte, daß das nicht die Absicht gewesen war.

Mrs. Miles lächelte geheimnisvoll und hoffte, die Mehrdeutigkeit ihrer Bemerkung möge Jake noch ein wenig beschäftigen. Aber Jake nahm ihren Platz neben dem Polizeidirektor ein und kümmerte sich nicht darum.

Mark Woodford nickte Jake und Gilmour zu und stellte dann den Mann vor, der ihm in den Raum gefolgt war und jetzt die Tür hinter sich zuzog.

«Sie haben sicher alle schon von Professor Waring gehört», sagte er. «Ich habe ihn wegen seines großen Interesses an allem, was mit dem Lombroso-Programm zusammenhängt, gebeten, an unserer Sitzung teilzunehmen.»

Das war, wie es Jake scheinen wollte, ein wenig bescheiden ausgedrückt. Waring war Professor für Gerichtspsychiatrie an der Universität Cambridge und der wichtigste Berater der Regierung für Strategien der Verbrechensverhütung. Waring war auch der Vorsitzende der Kommission gewesen, auf deren Bericht hin die Durchführung des Lombroso-Programms beschlossen worden war.

«Selbstverständlich», sagte Gilmour, «ich hätte daran denken sollen, Sie hinzuzuziehen.»

Waring schüttelte abwehrend den Kopf, als bedeuteten ihm derart nebensächliche Etikettefragen nichts.

Woodford sah auf die Armbanduhr und blickte auf den leeren flackernden Bildschirm des Pictofons. «Für wann erwarten wir den Anruf?» fragte er Gilmour.

Der Polizeidirektor sah auf seine eigene Uhr. «In etwa zwei Minuten», sagte er. «Kriminalhauptkommissar Colin Bowles von der städtischen Polizei Birmingham wird berichten.»

«Birmingham?» fragte Mrs. Miles nervös. «Sagten Sie Birmingham?»

«Jawohl, gnädige Frau.»

«Und genau wo in Birmingham wurde die Leiche gefunden?» fragte sie ungeduldig.

«Tja, bis mir Bowles' Bericht vorliegt...» Gilmour zuckte die Achseln.

«Der Wahlkreis der Staatssekretärin liegt in Birmingham», erklärte Woodford.

Das Pictofon gab ein lautes Summen von sich. Gilmour drückte auf einen Knopf der Fernbedienung, und auf dem Schirm wurde ein kahlköpfiger Mann von etwa fünfzig Jahren sichtbar, der noch damit beschäftigt war, seine Krawatte zu richten. Die kleine Kameralinse über dem Gerät begann zu kreisen und die Runde am Konferenztisch aufzunehmen.

«Erstatten Sie Bericht, Herr Kommissar», sagte Gilmour. Bewies' Augen schwenkten zwischen dem Blatt Papier, das er in der Hand hielt, und der Kameralinse über seinem eigenen Pictofongerät hin und her. Als er zu sprechen anfang, war kaum etwas zu hören.

Mrs. Miles stöhnte laut auf. «Der verdammte Idiot hat den Geheimhaltungsknopf noch an.»

Bowles errötete. Auch wenn die Staatssekretärin ihn nicht hatte hören können, hatte er sie gewiß gehört. Er griff nach seiner eigenen Fernbedienung und drückte auf einen Knopf. «Tut mir leid», sagte er. Dann räusperte er sich und begann noch einmal vorzulesen.

«Gestern abend gegen zehn Uhr wurde die Leiche eines fünfunddreißigjährigen männlichen Weißen in einer Gasse im Dorf Selly Oak aufgefunden.»

Die Staatssekretärin stieß einen Fluch aus. Jake, die wußte, daß Selly Oak der Wahlkreis der Staatssekretärin war, jubelte innerlich. Stokkend und verunsichert blickte Kommissar Bowles wieder in die Kamera.

«Schon gut», sagte Woodford beruhigend, «fahren Sie in Ihrem Bericht fort.»

«Jawohl. Der Mann war zwischen neun Uhr und neun Uhr dreißig durch sechs Schüsse in den Hinterkopf getötet worden. Nach einer Überprüfung der Leiche und der unmittelbaren Nachbarschaft durch Spezialisten der Spurensicherung wurde die Leiche ins gerichtsmedizinische Institut überführt. Der Pathologe hat in der Leiche sechs konisch-konoide Geschosse gefunden, die aus einer Entfernung von weniger als zehn Metern aus einer hochwirksamen Gasdruckpistole abgefeuert worden waren. Der Tod muß mehr oder weniger sofort eingetreten sein.

Der Tote wurde später als Sean Andrew Hill, wohnhaft in der Selly Oak Road, Birmingham, identifiziert. Als die Identifizierungsmerkmale des Toten in den Computer im Polizeihauptquartier Kidlington eingegeben wurden, gab der Lombroso-Computer automatisch an, daß es sich um eine Person handelte, die sich bei Überprüfung als VMN-negativ erwiesen und den Codenamen Charles Dickens erhalten hatte. Diese Tatsache sowie der *modus operandi* des Mörders führen uns zu der Annahme, daß er der gleichen Person zum Opfer gefallen ist, die Henry Lam, Craig Edward Brownlow, Richard Graham Swanson und Joseph Arthur Middlemass ermordet hat...»

«Danke, Herr Kommissar», unterbrach ihn Gilmour. «Sie brauchen nicht die ganze Liste vorzulesen.»

«Herr Kommissar», fragte Woodford, «hat Ihre Spurensicherung irgend etwas gefunden?» Er spitzte die Lippen und schüttelte den Kopf, als suche er nach einem Signal, das Bowles inspirieren könnte. «Hinweise, Spuren?»

«Hinweise?» Bowles machte ein Gesicht, als bereite ihm bereits die Erwähnung des Wortes physische Schmerzen. «Nein, wir haben nichts in der Richtung gefunden.»

«Und wie steht es mit Zeugen?» fuhr Woodford fort. «Hat irgend jemand irgend etwas gehört oder gesehen?»

Bowles lächelte verunsichert, als sei ihm plötzlich klargeworden, daß er mit jemandem sprach, der nur eine sehr vage Vorstellung von dem hatte, wonach er fragte. «Nicht sehr wahrscheinlich, daß sie etwas gehört haben sollten», sagte er. «Wie schon gesagt, hat der Mörder eine Gasdruckpistole benutzt, um sein Opfer zu töten. Die ist vollkommen geräuschlos.» Er nickte bedächtig mit dem Kopf. «Aber wir stehen noch am Anfang der Untersuchungen, und die Ermittlungen dauern an.»

«Ja, natürlich», Woodford sah sich am Tisch um. «Sonst noch jemand eine Frage?»

«Vielleicht die Chefinspektorin», sagte die Staatssekretärin hilfreich. «Das ist doch Ihr Spezialgebiet, nicht wahr? Was war noch einmal der ein wenig an die Groschenpresse erinnernde Ausdruck, den Sie in Ihrem Vortrag verwendet haben ? Mord im Hollywoodstil oder so?»

Jake nahm Haltung an. «Entschuldigung, gnädige Frau, das bezieht sich nur auf den Freizeitmord an Frauen.»

«Aber hier handelt es sich um einen Fall von Freizeitmord», insistierte Mrs. Miles. «Ich sehe nicht ein, was für einen Unterschied es macht, ob es sich um einen Mann oder eine Frau handelt. Es muß doch wohl irgendwelche gemeinsamen Merkmale geben?»

«Ich habe keine Frage an den Herrn Kommissar», sagte Jake energisch.

«Danke, Herr Kommissar. Momentan ist das alles.» Jake warf einen prüfenden Blick auf ihre Umgebung. Es handelte sich um einen jener nur allzu häufig anzutreffenden Sitzungssäle, in denen die Bequemlichkeit der Farbe, der Geometrie und der Funktionalität gewichen ist. Die Art von Raum, in dem sie sich vorkam wie ein Plastikspielzeug in einem Architektenmodell. Es hätte sie nicht überrascht, wenn sie aus dem Fenster gesehen und Schaumgummibäume entdeckt hätte. «Wie viele sind es bis jetzt, Mr. Gilmour?» fragte Frau Miles. «Es ist der achte Mord in acht Monaten.» «Ich muß Sie sicher nicht darauf aufmerksam machen, daß sich das zu einer peinlichen Angelegenheit auswachsen kann.» «Nein, das müssen Sie nicht, Frau Staatssekretärin.» «Das Lombroso-Programm hat uns Millionen von Dollar gekostet», fuhr sie fort. «Natürlich stellt es selbst nur einen Bruchteil innerhalb eines Programms steigender Ausgaben für die Aufrechterhaltung der Ordnung und Verhütung von Verbrechen dar, zu dem sich unsere Regierung immer wieder bekannt hat. Aber es ist so etwas wie der Vorreiter dieser allgemeinen Politik. Es wäre höchst bedauerlich, wenn wir das Programm wegen dieses Irren unterbrechen oder gar einstellen müßten.»

«Natürlich, Frau Staatssekretärin.»

«Ich kann gar nicht deutlich genug darauf hinweisen, wie schädlich es für unsere Wahlchancen wäre, wenn die Presse das

Ganze an die Öffentlichkeit zerren würde», sagte sie, «insbesondere die Tatsache, daß das Lombroso-Programm der einzige gemeinsame Faktor in acht Mordfällen ist. Das muß Ihnen doch einleuchten.»

Gilmour nickte.

«Aber wir können die Presse nicht ewig heraushalten. Journalisten haben die häßliche Angewohnheit, sich in derartigen Dingen gegen

die Regierung zu stellen. Selbst dann, wenn das Ganze der Geheimhaltungspflicht unterliegt.»

Sie warf Professor Waring einen Blick zu. Der war damit beschäftigt, auf der dreieckigen Schreibunterlage, die vor ihm lag, komplizierte Kringel zu zeichnen.

«Und was liest du diesmal aus den Tintenklecksen, Norman?» fragte sie energisch.

Waring kritzelte ein paar Sekunden weiter. Er sprach langsam.

«Wir sind ein wenig über die Verwendung unstrukturierter Formen als Hilfsmittel der Diagnose hinaus», sagte er pedantisch und lächelnd verkniffen über seine eigene Bemerkung.

«Ich brauche Vorschläge, Norman», sagte sie. «Wenn dieser Wahnsinnige das Programm aufhält, könnte es passieren, daß sich dein Forschungsinstitut nie wieder von dem Schock erholt. Verstehst du, was ich meine?»

Waring zuckte frustriert die Achseln. «Bei allem Respekt, Frau Staatssekretärin, wir wissen noch nicht einmal, daß es ein Wahnsinniger ist.» Er warf Gilmour einen bedeutungsvollen Blick zu. «Und die Polizei weiß nicht, wie sie ihn fangen soll. Ich habe mehrfach mit Professor Gleitmann über diese Frage gesprochen, und er kann sich immer noch nicht vorstellen, wie es zu dem Bruch der Sicherheitsbestimmungen gekommen sein kann. Ich selbst kann mir nicht einmal vorstellen, daß so etwas möglich ist.»

«Und trotzdem», insistierte die Staatssekretärin, «ist es geschehen.»

Unruhige Stille breitete sich im Raum aus. Diesmal war es Jake, die das Schweigen brach.

«Wenn ich einen Vorschlag machen darf...»

«Ja, natürlich. Dazu sind wir ja hier versammelt, Frau Chefinspekto-

rin.»

«Zunächst einmal stehen wir doch wohl vor der Tatsache, daß ein Sicherheitsleck im Lombroso-Programm aufgetreten ist, ob uns das paßt oder nicht. Meiner Meinung nach muß zunächst festgestellt werden, ob das Sicherheitssystem von innen oder von außen umgangen worden ist. Erst wenn wir eine Antwort auf diese Frage haben, können die eigentlichen Ermittlungen einsetzen.»

Professor Waring wandte sich wieder seiner Kritzelei zu. «Frau Chefinspektorin», sagte er, «wieviel wissen Sie über das Programm?»

Jake zuckte die Achseln. «Nur das, was ich in der Zeitung gelesen oder im Fernsehen gesehen habe.»

Waring begann aggressiv auf den Mittelpunkt seiner Zeichnung einzuhacken. «Wie können Sie dann ahnen, was Sie da sagen! Das Computersystem des Lombroso-Programms ist sensibel und hoch entwickelt. Die Idee, die Sie hier so munter vortragen, es könne möglich sein, das Sicherheitssystem des Computers zu umgehen, ist fast so unsinnig wie die Idee, irgend jemand von Gleitmanns eigenem Personal könne etwas mit der ganzen entsetzlichen Geschichte zu tun haben.»

«Unsinnig oder nicht, logisch gibt es nur diese beiden Möglichkeiten.»

Waring schnaubte ärgerlich und schüttelte ungeduldig den Kopf. Die Kritzelei sah allmählich aus wie eine Gravüre.

«Was würden Sie tun, Chefinspektorin Jakowicz», fragte Mark Woodford, «wenn Sie in diesem Fall zu ermitteln hätten?»

Jake ließ sich ein paar Ideen durch den Kopf gehen. Dann sagte sie: «Also, als erstes würde ich mir vom Dezernat für

Computerkriminalität den besten Mann ausleihen. Ich würde ihn den

Lombroso-Computer ansehen lassen. Er soll versuchen herauszufinden, was passiert ist. Außerdem würde ich...» Jake zögerte einen Augenblick und dachte darüber nach, wie sie ihren nächsten Vorschlag am besten anbringen sollte.

Woodford gab ihre Vorschläge in seinen PC ein. Erwartungsvoll blickte er auf: «Ja?»

Jake hatte den Eindruck, jetzt könne sie nur noch mit der Tür ins Haus fallen. «Ich würde das gesamte Personal, das am Lombroso-Computer arbeitet, an den Lügendetektor anschließen.»

Waring warf den Federhalter auf den Tisch. Er prallte auf und hinterließ eine kleine Spur von Tintenflecken auf dem polierten Walnußholz. «Ich kann nicht glauben, was ich da höre», knurrte er wütend. «Chefinspektorin Jakowicz, Sie nehmen doch nicht ernsthaft an, daß einer der Mitarbeiter von Professor Gleitmann lügt!» Er durchbohrte sie mit einem scharfen Blick. Jake tat ihr Bestes, dem Blick standzuhalten. «Entweder einer seiner Mitarbeiter oder Professor Gleitmann selbst», warf sie provozierend in den Raum.

Waring ließ empört einen Luftstrom aus dem Mund rauschen. Die Staatssekretärin und ihr Privatsekretär schienen das amüsant zu finden, aber Jake war noch nicht fertig.

«Wenn ich das so sagen darf», wandte sie sich an Woodford, «das ist die einzige vernünftige Art, an die Ermittlungen heranzugehen, solange es überhaupt keine...», sie merkte, daß sie lächeln mußte, als sie sich darauf vorbereitete, ein Wort auszusprechen, das sonst nicht zu ihrem Wortschatz gehörte, «... keine Spuren gibt.» Vor ihrem inneren Auge stand ihr eigenes Bild, wie sie ein Garnknäuel aufrollte und so den Weg aus dem Labyrinth suchte. «Wir müssen von innen anfangen und uns herausarbeiten», fügte sie hinzu. «Der Schlüssel zu dem Muster, dem diese Morde folgen, steckt im Programm selbst. Solange wir uns hartnäckig auf die äußeren Aspekte jedes einzelnen

Falles beschränken, werden wir keine Fortschritte machen.»

Zu ihrer Überraschung fand Jake die Zustimmung der Staatssekretärin. «Das ist das Vernünftigste, was ich den ganzen Tag gehört habe», sagte Mrs. Miles. «Frau Staatssekretärin...»

Sie wandte Waring ihr elegantes Profil zu und brachte ihn mit einem Winken der schwer mit Ringen beladenen Hand zum Schweigen. Jake entdeckte eine Maniküre, die der erlauchten Stellung ihrer Trägerin nicht angemessen schien. Mrs. Miles hatte Fingernägel von der Form und Farbe abgerissener Orangenschalen.

«Nein, Norman, Chefinspektorin Jakowicz hat recht. Vielleicht fehlt dieser Untersuchung ja wirklich nur eine weibliche Perspektive, genauso, wie sie es uns heute vormittag erklärt hat. Jedenfalls sieht es nicht aus, als ob wir unter männlicher Leitung große Fortschritte gemacht hätten, oder?» Mrs. Miles ignorierte Professor Waring, der noch einmal den Versuch machte, sie zu unterbrechen. «Vielleicht ist ein bißchen Aufmerksamkeit für die feinen Details genau der weibliche Zug, der bis jetzt gefehlt hat.» Lächelnd fügte sie hinzu: «Und ein bißchen weniger Phallozentrismus in ihrer Umgebung wäre ja auch nicht schlecht.» Sie wandte sich dem Polizeidirektor zu.

«John», sagte sie, «sorg bitte dafür, daß Chefinspektorin Jakowicz für die Leitung der Ermittlungen abgeordnet wird. Ist das klar?»

Gilmour nickte unbehagliche Zustimmung. Er haßte es, wenn ihm irgend jemand sagte, wie eine Ermittlung geführt werden sollte. Schlimmer war nur, wenn es ein Politiker war oder gar die Staatssekretärin selbst. Andererseits hatte Gilmour das Gefühl, daß Jake recht hatte und daß sie in der Tat die richtige Person für die Aufgabe war.

«Sie haben doch nichts dagegen, Chefinspektorin?» fragte Mrs. Miles.

Jake fühlte sich von der Plötzlichkeit der allerhöchsten Entscheidung

wie von der autokratischen Allüre, mit der sie vorgetragen wurde, überrumpelt und zuckte ungewiß die Achseln. Sie dachte an den gewaltigen Haufen unerledigter Arbeit, der in Scotland Yard auf sie wartete, und an die Verwirrung, in die ihre neue Aufgabe ihren Dienstvorgesetzten, Hauptkommissar Challis, stürzen würde. Sie dachte an das Vergnügen, das ihr Challis' Verwirrung bereiten würde, wenn man ihm den Fall entzog, und nickte Zustimmung. «Mir soll's recht sein, gnädige Frau», sagte sie. «Ich würde aber gerne in Kontakt mit einer speziellen Ermittlung bleiben, die ich bisher geleitet habe.» Jake dachte an den Lippenstift auf Mary Woolnoths Leiche, an ihr zu Brei geschlagenes Gesicht und daran, wie gerne sie den Mann zur Strecke bringen würde, der Mary getötet hatte. «Darauf würde ich sogar bestehen.»

Mrs. Miles' Gesicht überzog ein breites Lächeln und legte glänzendweiße Zahnreihen frei. Es war ein gutes Lächeln. Es war das Lächeln, mit dem man Stimmen gewinnt. Das Lächeln, das Mrs. Miles geholfen hatte, ihre beiden olympischen Goldmedaillen über 100 und 200 Meter in eine politische Karriere umzumünzen und im jugendlichen Alter von neunundzwanzig Jahren ins Unterhaus einzuziehen.

«Keine Einwände», sagte sie. «Gut. Das ist also klar. Mark?»

«Frau Staatssekretärin?»

«Ruf bitte Professor Gleitmann an und sag ihm, er solle der Chefinspektorin und ihren Leuten alle Unterstützung gewähren, die sie für angemessen hält. Das gilt auch für dich, Norman. Verstanden?»

Waring nickte mürrisch.

Mrs. Miles stand auf und schritt, von ihrem Sekretär begleitet, wie eine große starke Katze auf die unmöglich hohe Tür zu. Waring folgte den beiden in verbittertem Abstand. Im Hinausgehen drehte sich die Staatssekretärin auf den hohen Absätzen um. Der Stoff ihres

ohnehin engen Rocks straffte sich über dem muskulös geschwungenen Gesäß und ließ den Ansatz des Höschens ahnen.

«Ach ja, noch eines, Chefinspektorin...» «Ja?» sagte Jake.

«Bitte enttäuschen Sie mich nicht. Ich will Ergebnisse, und ich will sie bald. Ich brauche Ihnen sicher nicht zu sagen, daß ich normalerweise bekomme, was ich will, und wenn ich es nicht bekomme, kann ich äußerst rachsüchtig sein. Haben Sie mich verstanden?»

«Ich glaube schon, Frau Staatssekretärin», sagte Jake. Das Bild des nackten, schweißüberströmten Körpers der Staatssekretärin, das vor ihrem inneren Auge schwebte, wurde plötzlich durch ein Bild ihrer selbst verdrängt, wie sie auf einer Straßenkreuzung den Verkehr regelte. Sie hatte keine Zweifel daran, daß Mrs. Miles ihre Drohungen wahr machen und dafür sorgen würde, Jakes berufliche Laufbahn wirksam aufzuhalten und in eine Sackgasse umzuleiten.

«Also gut, Jake», sagte der Polizeidirektor, sobald sie allein waren, «das haben Sie sich selbst zugezogen.» Sie lächelte ein wenig schief. «Sieht so aus, Boss.» «Ach, wissen Sie, ich hege keinerlei Zweifel daran, daß Sie vernünftige Vorstellungen über diese Ermittlungen haben und wie man sie weiterführen sollte. Aber ich würde ungern nur wegen der Launen einer Staatssekretärin mit Brennesseln in den Höschen eine meiner besten Kriminalbeamtinnen verlieren. Es sieht nicht aus, als ob sie Sie besonders mag. Vielleicht würde es sie ja freuen, wenn Sie gerade bei dieser Ermittlung auf die Nase fielen.»

«Vielleicht.» Jake zuckte die Achseln.

«Also, ich könnte natürlich jederzeit mit Sir MacDonald sprechen, wenn wir wieder in London sind. Er könnte Mrs. Miles davon überzeugen, daß er lieber jemand anderen die Untersuchungen leiten sähe.» Er rieb sich den Nacken. «Was sage ich da eigentlich? Die Untersuchungen leitet doch schon jemand.»

«Challis.»

«Eben.»

«Die Medaille würde ich mir gerne an die Wand hängen, Boss», sagte sie, «wenn ich es schaffe.»

«Sie hat Sie herausgefordert, was? So ein Biest! Also, wenn Sie wirklich wissen, was Sie wollen. Ich gebe Ihnen Rückendeckung. Aber was soll ich Challis erzählen?»

«Warum sagen Sie ihm nicht, Sie wollten, daß ich die Routineermittlungen übernehme?» fragte Jake. «Daß Sie meinen, es müsse sich einmal jemand mit einem neuen Zugang zu der Sache damit beschäftigen. Daß Sie ihn für zu wichtig halten, um sich mit den Alltagsermittlungen zu befassen. Vielleicht könnte er ja irgend eine überwachende Rolle spielen.»

Gilmour grunzte. «Klingt nicht sehr überzeugend», sagte er. «Macht nichts. Mir fällt schon etwas ein.» Er hob seine Aktentasche auf und nahm sie auf den Schoß, bevor er darin herumwühlte und schließlich eine Kassette mit Computerdisketten herauszog. Erwählte eine aus und drückte sie Jake in die Hand.

«Hier», sagte er. «Darauf erfahren Sie alles, was Sie brauchen, über das Lombroso-Programm.»

Die Erkenntnis, daß ich ein Monstrum bin, war in meinem Falle nicht das Ergebnis unfreundlicher Bemerkungen über mein Aussehen in der Kindheit. Sie trat übrigens auch nicht als Folge des Blicks in einen ungünstig aufgestellten Spiegel, eines Engagementangebots auf dem Rummelplatz, der entsetzten Miene eines Schönheitschirurgen oder des fühllosen Desinteresses eines Schulmädchens ein. Im Gegenteil, das Dämmern der Wahrheit war das, was bei einer geheimnisvollen medizinischen Untersuchung herauskam, zu der ich mich in einem schweren Anfall von Staatsbürgerbewußtsein gemeldet hatte. In einer Minute war ich, soweit das irgend jemand feststellen konnte, normal. Fünfzehn Minuten später war ich eine medizini-

sche Ausnahmeerscheinung, wie sie nur in drei von einhunderttausend Fällen auftritt.

Die Zahlenreihe ist nicht nach einer externen, sondern nach einer internen Relation geordnet.

Allerdings, intern! Andere können das Wesen meiner Monstrosität ebensowenig anhand von Sinneseindrücken erfassen, wie ich es selbst begreifen kann. Aber sie ist natürlich auf empirischem Wege festgestellt worden, und damit ist mein monströser Zustand unter phänomenologischen Aspekten nicht bloß eine apriorische Setzung, auch wenn seine existentielle Folge darin lag, meine wahre Stellung in der Welt offenbar zu machen.

Natürlich habe ich immer gewußt, daß ich anders bin als die anderen. Aber dabei geht es nicht um so etwas Primitives wie einen abweichenden Körpertypus oder dergleichen. Im Gegenteil, ich bin ein geradezu klassischer Leptosome. Könnten Sie mich nackt sehen, so stünde ein hagerer männlicher Körper von

zartem Bau und mit leichter Muskulatur vor Ihnen. Natürlich kann sich das als zusätzlicher Faktor auswirken. Nach Sheldons Hypothese wäre ich durch meinen leptosomen Schwächlingskörper auf der Gemütsebene zum gehirnbestimmten Persönlichkeitstyp prädisponiert, der sich durch Schüchternheit, Überaktivität und Neigung zur Zurückgezogenheit auszeichnet. Aber daneben weise ich auch ein paar Merkmale des körperbestimmten Persönlichkeitstyps auf, der sich durch den Drang nach Macht und Beherrschung anderer auszeichnet und in Sheldons Klassifikation dem muskulöseren mesomorphen Körpertyp zugerechnet wird. Also lassen wir primitive Dinge wie mein physisches Erscheinungsbild beiseite. Einigen wir uns darauf, daß das nichts damit zu tun hat, was für ein Kerl ich bin. So etwas funktioniert allenfalls bei Shakespeare.

Natürlich wurde das Wissen um mein Anderssein von Anfang an durch die Bewußtheit von etwas gemildert, von dem die Philosophen

uns sagen, es sei nichts weiter als Solipsismus: die Theorie, daß nichts außer mir selbst und den Zuständen meines Geistes wirklich existiert. Die Tatsache also, daß ich die Zustände meines Geistes als ungewöhnlich empfand, liefert demnach keine wirklichen Beweise für die Annahme, daß ich anders war als die anderen. Jeder andere, der diesen Bericht läse, wäre zweifellos rasch in der Lage, sich ein Urteil darüber zu bilden, ob meine Gedankengänge mich zu etwas Besonderem machen. Aber da das eigentliche Wesen dessen, was ich hier schreibe, introspektiver Natur ist, nützt das auch nicht viel. Letzten Endes kann ich mich nur auf die Existenz eines ganz andersartigen psychopathologischen Syndroms und auf einen Roman von Keith Waterhouse stützen.

Beim Auftreten von Tourettes Syndrom sind die Denkprozesse derart desorganisiert, daß der Betroffene unter allen möglichen Umständen obszöne Beschimpfungen von sich gibt. Billy der Lügner erzählt die Abenteuer eines jungen Mannes, der strenggenommen gar kein Lügner ist, sondern nur unter einer ungezügelten Einbildungskraft leidet, die ihn ständig zur Konstruktion elaborierter Phantasiegebilde veranlaßt, zur Schaffung von Alternativen zur Wirklichkeit, wie George Steiner das beschrieben hat.

Stellen Sie sich also eine Kombination von beidem vor: Tourettes Syndrom und eine unkontrollierte Phantasiewelt. Stellen Sie sich mich vor.

Ein Ausfluginden Supermarkt wird zum Kommandounternehmen. Geistig mit militärischem Material aller Art ausgerüstet, ziehe ich verstümmelnd, vergewaltigend, mordend über die Hauptstraße. Ein Hund, der an einem Laternenpfahl angebunden ist und bellend auf seinen Herrn wartet, ist ein willkommenes Ziel für meine A7er Magnum. Eine alte Dame, die ihr Einkaufswägelchen wie einen kleinen Pferdewagen hinter sich herzieht und mir im Wege steht, fällt meinem transportablen Raketenabschußgerät zum Opfer. Die Handgranate, die in den Gitarrenkoffer des Straßenmusikanten fällt, macht

Hackfleisch aus ihm und seinem Instrument. Der Gitarrenhals segelt durch die Luft und durchschlägt erst die Windschutzscheibe, dann den Schädel des Autofahrers, der die Frechheit besessen hat, mich anzuhupen. Ein Tupfer mit der Zigarette läßt den Luftballon eines Kindes platzen. Eine Frau in kurzem engem Rock beugt sich über das Warenband an der Supermarktkasse. Ich reiße ihr die Unterwäsche vom zitternden Körper und nehme sie dann gnadenlos von hinten. Ein kurzer Feuerstoß aus meinem Flammenwerfer röstet den Schwarzen, der vor mir eine Handvoll Abfall auf die Straße geworfen hat.

Eine Reihe von Bildern, die Goya hätte malen oder Michael Winner verfilmen können.

Ein Bild ist ein Modell der Wirklichkeit. Ein Bild ist eine Tatsache. Dem Bild allein kann man nicht ansehen, ob es wahr oder falsch ist. Gut, ich kann es mit der Wirklichkeit vergleichen. Aber es gibt keine a priori wahren Bilder. Egal über was Sie gerade nachdenken.

Vom äußeren Anschein her würde man mich sicher für einen ausgeglichenen Menschen halten. Seien wir uns über eines klar: Die Rede ist nicht von Mr. Edward Hyde. Bis ich auf einem unschuldigen kleinen Mädchen herumtrampele und es dann heulend auf der Straße liegenlasse, können Sie lange warten. Nicht mit mir! Ich bin höflich und wohlgezogen, halte alten Damen die Tür auf und bin jungen Müttern mit Kinderwagen auf der Rolltreppe behilflich. Ganz normal. Und obwohl ich es selber sage, ich sehe nicht schlecht aus, allenfalls ein wenig intellektuell.

Im vorigen Jahrhundert hat der italienische Kriminalist Cesare Lombroso versucht, Kriminalität anatomisch zu erklären, indem er Schädelgewicht und -form mit Hilfe von Ethesiometer und Kranio-meter bestimmte. Zuwenig Stirn oder zuviel Unterkiefer waren die sichtbaren Anzeichen, an denen man einen krummen Hund erkennen konnte. Lombroso war der erste Kriminalanthropologe.

Das war natürlich alles Unsinn. Lombroso war auf dem Holzweg, als er versuchte, kriminelle Neigungen in Beziehung zu Dingen wie der Größe von Nase, Mund und Ohren eines Menschen zu setzen, aber die neuere neurologische Forschung hat bewiesen, daß er auch nicht so weit daneben lag. Als er den Schädel einer italienischen Version von Jack the Ripper öffnete und auf dem inneren Hinterhauptbein eine kleine Eindellung entdeckte - eine Delle, die in Beziehung zu einer noch größeren Anomalie im Kleinhirn (der Hypertrophie des Vermis) stand und an der er später die Neigung zu krimineller Verkommenheit lokalisierte -, war er einer größeren Sache auf der Spur, als er ahnen konnte.

Allerdings hatte Lombroso noch nicht kapiert, daß der wahre Hinweis auf die kriminellen Neigungen eines Menschen nicht auf der Schädeloberfläche, sondern auf der Gehirnoberfläche liegt. Schade, daß er sich durch all den Unsinn über die Ohrläppchen von Gewohnheitsverbrechern ablenken ließ.

Zufällig sind meine eigenen Ohrläppchen groß, und Lombroso (der erste Lombroso) hätte mich möglicherweise als Verbrechertyp eingeordnet. Vielleicht ist es ja gut, daß niemand wissen kann, was im Kopf eines anderen vorgeht. Niemand außer dem zweiten Lombroso, heißt das. Und das ist so etwas wie eine Tautologie.

3

MIT SEINER WUCHTIGEN FASSADE erinnerte das Hotel Jake ein wenig an eine Justizvollzugsanstalt, die sie einmal in Los Angeles besucht hatte. Allenfalls der Portier und ein Taxistand vor dem Eingang machten deutlich, daß es sich um ein Hotel handelte. Es hätte sie nicht überrascht, auf dem Dach des schleifenförmigen Gebäudes ein Maschinengewehrnest zu entdecken.

Sie ging in die Bar, setzte sich an die Theke und bestellte einen Whisky Sour und eine Zwanzigerpackung Nikotinfreie. Der Barkeeper öffnete ihr das Päckchen, und sie knabberte ein paar Pistazien.

Schweigend gab er ihr Feuer und machte sich mit ihrem Drink zu schaffen.

Jake warf einen prüfenden Blick über die Schulter und sah sich im Raum um. Sie achtete sorgsam darauf, keinen Blickkontakt mit einem der einsamen Herzen auf Geschäftsreise aufzunehmen, das auf die Idee kommen konnte, sein Glücksabend sei gekommen, weil es eine attraktive Frau ohne männliche Begleitung entdeckt hatte.

Die Hotelbar strahlte die gleiche gnadenlose, ein wenig spartanische Modernität aus, wie sie die Innenausstattung deutscher Autos prägt. Der anthrazitfarbene Teppichboden war bis zur Höhe der Fensterscheiben aus getöntem Sicherheitsglas umgeschlagen. Die schwarzen Ledersessel sahen aus, als trügen sie das Gütesiegel eines Chiropraktikers; allerdings saß man nicht besonders bequem darin. Auf der elegant geschwungenen Walnußtheke stand eine Reihe kleiner Bildschirme, so daß die Gäste sich auf Knopfdruck über alles Wissenswerte von den Getränkepreisen bis zum Programm des hoteleigenen Kabelfernsehens informieren konnten. Jake wandte sich wieder den ordentlich aufgereihten Flaschen hinter der Bar zu und versuchte, während sie nach ihrem Glas griff, den hoffnungsvollen jungen Mann zu ignorieren, der im eleganten italienischen Anzug neben ihr stand. «Sitzt hier schon einer?» fragte er in stockendem Deutsch.

«Niemand außer unserem Herrn», antwortete sie flüssiger. Dabei starrte sie den Mann mit dem verklärten Lächeln an, das sie von den widerlichsten, süßlichsten Fernsehpredigern gelernt hatte.

«Sagen Sie, mein Freund», fragte sie eifrig, «sind Sie gerettet?»

Der Mann, dessen Selbstbewußtsein vor ihrem zur Schau getragenen religiösen Eifer rapide dahinschwand, geriet ins Stocken.

«Äh, nein...»

Jake schmunzelte vor sich hin, als sie versuchte, seinen Gedankenängen zu folgen. Wieviel Glück konnte ein Mann schon bei einer

Frau haben, die sich offenbar nur für das Heil seiner unsterblichen Seele interessierte.

«Vielleicht ein andermal», sagte der Mann im Rückzug begriffen.

«Es ist nie zu spät für Jesus», bemerkte Jake und riß die Augen auf wie eine Wahnsinnige. Aber er war schon verschwunden.

Jake nippte an ihrem Drink und lachte. Die Missionarsmasche war einfach unschlagbar. Sie hatte Übung, wo es darum ging, allein in Bars zu trinken. Unerwünschte männliche Versuche zur Kontaktaufnahme (und alle männlichen Versuche zur Kontaktaufnahme waren Jake unerwünscht) irritierten sie nicht mehr als einen abgebrühten Südamerikaforscher ein Moskitoschwarm. Man konnte sie sich leicht vom Leibe halten, und nach einiger Zeit gewöhnte man sich an sie. Sie wußte, daß sie derartige Annäherungsversuche leicht hätte vermeiden können, wenn sie es sich zur Gewohnheit gemacht hätte, nur in Lesbenbars zu verkehren. Aber so einfach war das Leben nicht.

«Kann ich Sie zu einem Drink einladen?» Diesmal war es ein Amerikaner, der selbstverständlich annahm, daß alle Welt Englisch sprach.

Jake, die gut Deutsch sprach, spielte mit dem Gedanken, so zu tun, als könne sie kein Wort Englisch, und verwarf ihn dann wieder. Konversationsfähigkeit war nicht das, worauf ein Mann scharf war, der versuchte, eine Frau anzumachen.

«Das weiß ich nicht», sagte sie uninteressiert.

«Wie bitte?» sagte der Mann und zuckte zusammen.

Jake sah ihm direkt ins Gesicht. Kurze Haare, frisches Gesicht, vermutlich nicht viel älter als seine Kragenummer. Hätte er ein bißchen intelligenter ausgesehen, dachte sie, hätte sie vielleicht mit ihm geschlafen.

«Ja, es ist warm.»

Der junge Amerikaner lächelte verbittert. «Was haben Sie denn für ein Problem?»

«Im Moment dein Rasierwasser, Kleiner.» Jake rutschte auf dem Barhocker weiter weg. «Hau ab, bevor meine Kontaktlinsen beschlagen.»

Der Gesichtsausdruck des Amerikaners wurde böse. Er spitzte ein paarmal die Lippen, bis ihm eine Antwort einfiel.

«Schwanzabschneiderin», knurrte er und zog ab.

Jake schnaubte verächtlich, aber sie wußte, daß sie genau das war; das und noch ein bißchen mehr. Sie hätte fast lesbisch sein können, aber als sie es versuchte, hatte es ihr keinen besonderen Spaß gemacht. Faith, eine lesbische Freundin in Cambridge, hatte einmal gesagt, Jakes Sexualität erinnere sie an eine Bemerkung von Jeremy Bentham über John Stuart Mill: Er haßte die herrschenden wenigen mehr, als er die leidende Masse liebte. Es ging nicht darum, hatte Faith behauptet, daß Jake Frauen liebte, sondern daß sie Männer haßte.

Ihr Männerhaß war genauso intensiv wie die Abneigung gegen Höhen, leere Räume oder Spinnen, die andere Menschen empfinden, und sie hatte ihn mehr oder weniger auf die gleiche Art erworben, wie eine Ratte lernt, auf einen Schalter zu drücken, um einem Stromstoß zu entgehen.

Das Instrument, dem sie ihre negative Konditionierung verdankte - den Ausdruck hatte sie gelernt, als sie in Cambridge Naturwissenschaften studierte -, war weniger direkt als Elektrizität und hinterließ keine sichtbaren Narben. Aber der Reiz, um den es sich handelte, löste eine Wirkung aus, die ebenso schmerzhaft war wie irgend etwas, das man ihr mit ein paar strategisch angebrachten Elektroden hätte antun können. Die Wunden waren unsichtbar, aber sie fühlten sich

so unauslöschlich an, als hätte man sie ihr ins nackte Fleisch gebrannt.

Eine undankbare Tochter war dem Gift nicht gewachsen, mit dem ein Vater seinen Haß in ihr Rückenmark spritzen konnte.

Sie trank ihren Drink aus und bestellte noch einen. Der Barkeeper mixte mit einem Tempo, als hätte er sein Handwerk in den Boxen am Nürburgring gelernt. Aber seine Drinks schmeckten, wie es sich gehörte, und Jake nickte ihm anerkennend zu.

Sie warf einen Blick auf die Armbanduhr. Bevor sie schlafen ging, sollte sie das Informationsmaterial lesen, das Gilmour ihr gegeben hatte. Es gab kaum einen Grund, sich in der Bar aufzuhalten. Sie konnte gut verstehen, warum in Frankfurt so viele internationale Messen und Tagungen stattfanden. Es war eine jener Städte, die keinerlei Ablenkung bieten: kein Nachtleben, keine nennenswerten Sehenswürdigkeiten, keine historischen Gebäude, kein Theater, kein anständiges Kino. Der Frankfurter Flughafen war so ungefähr das interessanteste Gebäude, das sie hier gesehen hatte. Sie trank ihren Drink aus, unterschrieb die Rechnung und ging in die Halle.

Mit einem gewaltigen Luftzug kam der Fahrstuhl an, und Jake stieg ein. Sie nannte dem Computer ihre Etage und sah zu, wie sich die Türen schlossen. Sie schlossen sich nicht schnell genug, um den jungen Amerikaner, der sie in der Bar angesprochen hatte, daran zu hindern, sich im letzten Augenblick in Jakes Fahrstuhl zu quetschen.

«Sie sollten freundlicher sein», sagte er und berührte ihre Brust.

Jake lächelte, um ihn in Sicherheit zu wiegen. Sie lächelte immer noch, als ihr Schuhabsatz über sein Schienbein kratzte. Der Mann schrie auf und griff instinktiv nach dem schmerzenden Bein. Dabei beugte er sich genau in den Kinnhaken vor, der sich ihm schon wie ein Hammer entgegenhob. In ein paar Sekunden war alles vorbei. Die Fahrstuhltür öffnete sich in Jakes Stockwerk. Sie rieb sich die

Knöchel und stieg mit einem weiten Schritt über den ausgestreckten Körper des Amerikaners weg.

«Erdgeschoß», befahl sie dem Steuercomputer und trat in den Flur. Hinter ihr schlossen sich geräuschlos die Fahrstuhltüren. Der Hotelflur war so lang wie eine Autobahn. Sie wollte ihr Zimmer erreichen, bevor der Mann sich aufrappelte und wieder aus der Empfangshalle heraufkam. Vor ihrer Zimmertür blieb sie stehen und suchte in der Handtasche nach dem Schlüssel. Dann fiel ihr ein, daß es keinen Schlüssel gab. Die Tür funktionierte auf Stimmabdruck.

«Jakowicz», sagte sie, und die Tür öffnete sich.

Halogenlicht aus den vier gewaltigen Glasbrüstungen, von denen das oberste Stockwerk der beiden Hotelflügel beherrscht wurde, fiel wie der Lichtstrahl eines Filmprojektors durch das schießschartengroße Fenster. Jake steckte eine Zigarette an. Es war eine nikotinfreie, aber der Rauch in ihrer Lunge fühlte sich gut an. Sie griff zum PC und schob Gilmours Informationsdiskette ein.

EIGENTUM DER STÄDTISCHEN POLIZEI GROSSLONDON;
INFORMATIONSDISKETTE LMP/ 2000 /
ALLGEMEINE DATEI MENÜ: 1. WAS IST LOMBROSO?

2. HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUM
LOMBROSOPROGRAMM

A. DAS SCHEITERN VON PRÄVENTIVPROGRAMMEN
GEGEN GEWALTVERBRECHEN

B. SOZIALPOLITISCHE UND PHILOSOPHISCHE
HINTERGRÜNDE

3. SOMATOGENE BESTIMMUNGSFAKTOREN VON
GEWALTVERBRECHEN

4. DURCHFÜHRUNG

5. BEHANDLUNG UND INTEGRATION UM INFORMATIONSMATERIAL IN NUMERISCHER REIHENFOLGE AUFZURUFEN, EINGABETASTE DRÜCKEN.

Nachdem sie das Menü überflogen hatte, drückte sie wie vorgeschrieben die Eingabetaste.

1. WAS IST LOMBROSO?

L. O. M. B. R. O. S. O. ist die Abkürzung für Lokalisierung Organischer Medullärzerebral Bestimmter Resonanzen und Obligater Sozialer Orthopraxie. Ein auf der Grundlage des klassischen Protone-nemissions-Tomographen von Professor Burgess vom Nuffield Institut für Naturwissenschaft der Universität Cambridge entwickelter Apparat kann diejenigen männlichen Versuchspersonen erkennen, deren Gehirn ein ventromedialer Kern (VMK) fehlt, der als dämpfendes Regulativ für den sexuell dimorphen Kern (SDK) wirkt. Hierbei handelt es sich um einen vor dem optischen Nerv gelegenen Bereich des männlichen menschlichen Gehirns, von dem aggressive Reaktionen gesteuert werden. Im Jahre 2010 wurde die computergestützte Registrierung männlicher britischer Staatsbürger mit dem Ziel eingeleitet, den VMK-negativen Versuchspersonen Behandlung und / oder Beratung anbieten zu können. Das Programm des Lombroso-Computers unterliegt strengen Datenschutzbestimmungen, denen zufolge die Identität VMK-negativer Testpersonen durch Zuteilung eines Decknamens geschützt werden muß. Der Computer ist jedoch durch eine Datenleitung mit dem Zentralen Polizeicomputer (ZPC) in Kidlington verbunden. Sollte der Name eines Verdächtigen, der im Verlauf der Untersuchung eines Gewaltverbrechens in den Polizeicomputer eingegeben wird, derjenige einer männlichen Person sein, die sich als VMK-negativ erwiesen hat, informiert der Lombroso-Computer den ZPC über diese Tatsache. Das Vorliegen eines negativen VMK-Testergebnisses als solches ist jedoch nach der Strafprozeßordnung nicht als Beweismaterial verwertbar. In der bisher zweijährigen Laufzeit des Lombrosoprogramms sind mehr als

4 Millionen Männer überprüft worden, und davon haben sich 0,003 % als VMK-negativ erwiesen. Nur 30 % aus dieser Gruppe wiederum waren zu einer Gefängnisstrafe verurteilt oder sonst strafrechtlich auffällig geworden. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hat das Lombrosoprogramm eine Rolle bei der Aufklärung von insgesamt 10 Mordfällen gespielt.

Jake las den ersten Teil des Informationsprogramms durch, gähnte und trat ans Fenster ihres Hotelzimmers. In der Ferne konnte sie den Main sehen, dessen verwaschenes Grau die Farbe des Himmels widerspiegelte. Tutend glitt ein riesiger Schleppkahn gemächlich durch die Flußlandschaft. Frankfurt reizte sie nicht, und es reizte sie nicht, den Abend mit der Lektüre von Programmen zur Verbrechensverhütung zu verbringen. Ehrlich gesagt, hatte Jake wenig Vertrauen in all diese Programme. Angesichts einer weiterhin eher unterausgestatteten Verbrechensaufklärung hielt sie das Ganze für eine gewaltige Geldverschwendung.

Jetzt war sie endgültig abgelenkt, schaltete das Nicamvideo an und knipste sich durch die 42 Kabelkanäle. Ihre Deutschkenntnisse waren recht gut, aber keines der Programme schien der Mühe wert, ihm Aufmerksamkeit zu schenken. Kurzfristig blieb sie an einem Sexfilm hängen, in dem ein Pärchen gemeinsam ein Bad nahm. Das Mädchen erinnerte sie an Grace Miles: eine kräftige, sportlich wirkende Schwarze mit großen Brüsten und einem Hintern wie ein gutgefüllter Brotbeutel. Aber als sie mit der gelangweilten Hingabe eines Kindes, das sein Eis lutschte, anfang dem Mann einen zu blasen, verzog Jake angeekelt die Lippen und schaltete den Apparat ab.

Bildeten sie sich wirklich ein, es könne einer Frau Spaß machen, so etwas zu tun? Sie zuckte die Achseln. Vielleicht war es ihnen einfach egal.

Sie zündete noch eine Nikotinfreie an, wandte sich unwillig wieder ihrem PC zu und rief den Rest der Informationsdiskette auf.

2. HINTERGRUNDINFORMATIONEN ZUM LOMBROSOPROGRAMM A. DAS SCHEITERN VON PRÄVENTIVPROGRAMMEN GEGEN GEWALTVERBRECHEN

In den letzten beiden Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts hat die britische Gesellschaft den Versuch gemacht, ganze Gruppen, Bevölkerungen und Lebensumwelten unter Kontrolle zu bringen. Es ging dabei weniger um gemeinschaftliche Kontrolle als um die Kontrolle von Gemeinschaften. Technologische und ökonomische Ressourcen wurden gezielt zu Zwecken der Überwachung, der Verhinderung und der Kontrolle eingesetzt, nicht aber zum Zweck der «Spurensicherung», wo es um den einzelnen verurteilten Straftäter ging. Die Absicht war es, die Umwelt so zu manipulieren, daß die ursprüngliche Übertretung verhindert werden konnte. Die Gemeinschaft blieb weiterhin betroffen, aber die Realität war weniger erfreulich. Das Leben in einer Wohnfestung und bewaffnete Streifen auf Schulhöfen und Flughäfen waren Lösungen und Probleme in einem: Sie wurden zu Problemen, weil sie dazu beitrugen, die städtischen Alpträume zu schaffen, gegen die die Menschen rebellierten.

Mit dem Scheitern der Versuche zur Verbesserung der Lebenswelt wurde wieder mehr Nachdruck auf die Verfolgung des einzelnen Straftäters gelegt. Nach der Masseneinwanderung von chinesischen Flüchtlingen aus Hongkong in die EG im Jahre 1997 erwies sich die Einführung eines einheitlichen Personalausweises innerhalb der EG als beachtlicher Erfolg. Noch wirksamer wurde diese Maßnahme, seit in den Personalausweis auch die DNS-Identifizierung aufgenommen wurde. Damit war zum erstenmal in der Geschichte der Verbrechensbekämpfung ein Instrument geschaffen, das es der Regierung ermöglichte, den einzelnen aufzuspüren, noch bevor er straffällig wurde.

B. SOZIALPOLITISCHE UND PHILOSOPHISCHE HINTERGRÜNDE

In den Neunzigern des vo-

rigen Jahrhunderts verloren fatalistische Theorien darüber, aus welchen sozialen und ökonomischen Gründen Menschen Gewaltverbrechen begehen, ihre Glaubwürdigkeit. Die nahezu ausschließliche Beschäftigung mit den äußeren Ursachen von Verbrechen ließ jedes Gefühl für persönliche Verantwortlichkeit schwinden. Heute ist die Gesellschaft als Ganzes ebensowenig bereit, die alleinige Verantwortung dafür zu übernehmen, daß jemand zum Verbrecher geworden ist, wie dies der einzelne für sich selbst tut. Das Zusammenwirken gesellschaftlich bedingter und individueller Faktoren gilt als erfolgversprechender Erklärungsansatz für kriminelles Verhalten jeder Art.

In unserem neuen Jahrhundert gilt Determinismus nicht mehr als Bedrohung der Freiheit. Die pragmatische Annahme von grundlegenden Ordnungsprinzipien kann, wenn sie der wissenschaftlichen Forschung dient, nicht in Frage gestellt werden. Damit wird ein ehemals vorherrschender Trend in den Sozialwissenschaften umgekehrt, dem zufolge man irrigerweise glaubte, Freiheitsräume zu schützen, wenn man den Determinismus auf die Welt der Physik beschränkte und somit jeden Versuch, irgendeine Art von «biologischem Determinismus» zu etablieren, als illegitim erklärte.

Die moderne Sozialwissenschaft hält weder Voraussagbarkeit noch Verallgemeinerung für gefährlich. Im Gegenteil:

Wenn man nicht zuerst bestimmte Grundvorstellungen von menschlichem Verhalten festgelegt hätte, wären keinerlei Fortschritte in den Sozialwissenschaften erzielt worden. Die Behauptung, menschliches Verhalten sei beliebig anpassungsfähig, ist nicht mehr gültig. Damit ist auch die Vorstellung, Gewaltverbrechen wurzelten in Wirklichkeit nicht in uns, sondern seien ein von außen her gesellschaftlich produziertes Phänomen, endgültig widerlegt.

3. SOMATOGENE BESTIMMUNGSFAKTOREN VON GEWALTVERBRECHEN

In den letzten zehn Jahren hat die somatogenetische Forschung, insbesondere auf dem Gebiet der Ätiologie von Geisteskrankheit (mit Ausnahme von Umsetzungsstörungen wie etwa Neurosen) gewaltige Fortschritte gemacht. Man geht heute davon aus, daß die meisten geistigen Störungen eine organische Ursache haben. Eine ähnliche Revolution des Denkens hat auf dem Gebiet der organischen Pathologie und ihrer Beziehung zu Gewaltverbrechen stattgefunden.

Die neurologische Forschung hat sich dabei auf sexuellen Dimorphismus, also auf den Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Gehirn, konzentriert. Eine Pionierrolle spielte dabei Professor Burgess Phelan von der Abteilung für Anatomie und Zellularbiologie an der Universität Cambridge, zugleich Leiter des neuroendokrinen Labors im Londoner Institut für Gehirnforschung.

Phelans Arbeiten bauten auf den Forschungen von Roger Gorski von der Universität Californien (Los Angeles) auf, der im vor dem optischen Nerv gelegenen Gehirnbereich der männlichen Ratte das entdeckte, was die Bezeichnung sexuell dimorpher Kern (SDK) erhielt. Dieser Bereich, der zur Steuerung des Sexualverhaltens beiträgt, war bei männlichen Ratten fünfmal größer als bei weiblichen. Ein weiterer Bereich des Rattenhirns, dessen Größe geschlechtsabhängig ist, ist der ventromediale Kern (VMK), der sowohl bei der Nahrungsaufnahme wie bei aggressivem Verhalten eine Rolle spielt. Gorski entdeckte, daß die Amputation oder auch nur geringfügige Verletzung des VMK einer Ratte das männliche Tier außerordentlich aggressiv werden ließ. Dagegen zeitigte eine gleichartige Verletzung des VMK bei weiblichen Ratten keinerlei Wirkung.

Anhand von Atlanten der Gehirnochirurgie und unter Einbeziehung von Gehirnuntersuchungen an freiwilligen männlichen Strafgefangenen entdeckte Burgess Phelan einen SDK und einen VDK im menschlichen Gehirn. Auch hier stellte sich wie bei den Ratten heraus, daß der SDK des männlichen Menschen um ein Mehrfaches

größer war als beim weiblichen Exemplar. Er entdeckte außerdem, daß der VMK beim männlichen Menschen aggressionshemmend wirkt. Wurde der SDK entfernt, wies der Mann keinerlei Aggression mehr auf. Dagegen steigerte das Fehlen oder die Amputation des VMK beim Mann wie bei Gorskis Ratten die Aggressionsbereitschaft. Auch hier wurde die Aggressivität weiblicher Versuchspersonen mit kleinerem SDK durch das Fehlen oder die Amputation des VMK nicht beeinflußt.

Die Forschungsergebnisse Phelans wurden von Professor David Gleitmann von der Abteilung für gerichtsmedizinische Neuroendokrinologie am Londoner Institut für Gehirnforschung aufgenommen. Er entdeckte, daß einige Gewaltverbrecher überhaupt keinen VMK besaßen, daß sie also VMK-negativ waren.

Diese bahnbrechende Entdeckung wurde zunächst auf operativem Wege gemacht. Später jedoch ermöglichte es ein Durchbruch in der Technologie der Protonenemissions-Tomographie, die sogenannte PET-Untersuchung, Gleitmann, detaillierte Farbaufnahmen des Gehirns im Schädel des lebenden Menschen zu machen. Mit Hilfe dieser Fotos konnte Gleitmann in wenigen Minuten die Anwesenheit oder Abwesenheit eines VMK und dementsprechend das Vorliegen oder Fehlen latenter Kriminalität feststellen.

Bisher ist durch die Forschungen Professor Gleitmanns nachgewiesen worden, daß die Neigung zu Gewaltverbrechen bei einem VMK-negativen Individuum dauerhaft latent bleiben kann. Die laufende Forschungsarbeit konzentriert sich auf die

Möglichkeit, daß viele Männer, die VMK-negativ sind, ihr Aggressionsniveau anscheinend durch erhöhte Östrogenproduktion stabilisieren können.

4. DURCHFÜHRUNG

Im Jahre 2005 betrugen die durchschnittlichen Ermittlungskosten in

einem Mordfall in der EG etwa EG \$ 750000. Im gleichen Jahr ereigneten sich 3500 Tötungsdelikte, was Ermittlungskosten von 2,6 Milliarden in der Gemeinschaft entspricht. Im Rahmen der Versuche, diese gewaltigen Kosten zu senken, hat das Europaparlament beschlossen, sich Professor Gleitmanns Forschungen im Kontext eines Versuchsprogramms anzuschließen, das in einem Mitgliedsland unternommen werden sollte. Wegen seiner überdurchschnittlichen Anzahl an Gewaltdelikten wurde das Vereinigte Königreich ausgewählt, und im Jahre 2011 wurde das Experiment in der Form des Lombrosoprogramms initiiert.

Unter Einsatz eines speziell entworfenen Computers und einer Anzahl von Überprüfungszentren in London, Birmingham, Manchester, Newcastle und Glasgow lassen sich Männer untersuchen. Den wenigen, von denen sich herausstellt, daß sie VMK-negativ sind, wird insoweit Vertraulichkeit zugesichert, als nur der Computer ihre wahre Identität kennt. Bevor die Betroffenen zur Teilnahme an einer persönlichen Beratung eingeladen werden, bei der ihnen die Bedeutung des Untersuchungsergebnisses von einem qualifizierten Therapeuten erläutert wird, legt ihnen der Computer Decknamen zu. Primäres Beratungsziel ist Hilfeleistung. Zur Behandlung werden somatische Therapien (üblicherweise Östrogen und/oder Psychopharmaka) angeboten. Den Betroffenen wird erklärt, daß der Lombroso-Computer die Vertraulichkeit betreffs VMK-negativer Personen nur aufheben wird, wenn der Name des Betroffenen im Verlauf polizeilicher Ermittlungen über ein Gewaltverbrechen auftaucht.

Bisher sind mehr als 4 Millionen Männer überprüft worden. Von diesen haben sich 0,003 % (120 Männer) als VMK-negativ erwiesen. 30 % davon (36 Männer) befanden sich in Haft oder hatten ein Vorstrafenregister irgendwelcher Art. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt hat das Programm eine Rolle bei der Festnahme von insgesamt 10 Gewaltverbrechern gespielt.

Die Überprüfung ist zwar nicht obligatorisch, aber eine Anzahl von

Faktoren hat zur freiwilligen Teilnahme beigetragen. Im ersten Programmjahr wurden kleine finanzielle Anreize geschaffen, die ähnlich wie bei Blutspendeaktionen funktionierten. Das Zentrale Informationsamt sponserte eine Reihe von Fernsehspots, in denen Männer aufgefordert wurden, «gute Bürger» zu sein und sich untersuchen zu lassen. Damit wurden einige Mythen und Negativbilder zerstreut, die sich unvermeidbarerweise um das Programm gerankt hatten. Es dauerte allerdings nicht lange, bis die Arbeitgeber im öffentlichen Dienst anfangen, die Überprüfung ihrer sämtlichen Angestellten zu verlangen. Ihnen folgten bald die Arbeitgeber im Gesundheitswesen und die Versicherungsgesellschaften. Allgemein ist man davon überzeugt, daß der einzige Grund, warum nicht mehr Männer überprüft werden können, in der begrenzten Kapazität des Programms selbst liegt.

5. BEHANDLUNG UND INTEGRATION

Erbliche Veranlagung ist nur der unmittelbare Anlaß bei aggressiven Störungen, und der Berater muß den Betroffenen auf alle Fälle darauf hinweisen, daß eine Anzahl zusätzlicher Faktoren auftreten müssen, um bei Personen mit der ursprünglichen Erbanlage den pathologischen Prozeß auszulösen. Hierzu gehören beispielsweise ASS (Arbeitslosigkeits-Stress-Syndrom), USS (Umweltbelastungs-Stress-Syndrom) bzw. GWFSS (Gesellschaftlich-Wirtschaftlich-Familiäres Stress-Syndrom). Diese Faktoren können sehr fernliegend sein, so daß das VMK-negative Individuum im Alltagsleben verhältnismäßig gut funktionsfähig ist.

Betont werden sollte, daß kein Verdacht auf Geisteskrankheit geäußert werden darf. Zu diesem Zweck werden die Betroffenen üblicherweise auf die Standardwerke über strukturelle Persönlichkeitstests hingewiesen. Aus diesen geht hervor, daß die Meßskala für psychopathische Abweichung (PA) des klassischen MMPI (Minnesota Multiphasic Personality Inventory) für Personen mit hohem PA-Wert eine Tendenz zur Aggression ergibt; daß aber hohe PA-Werte

auch typisch für Schauspieler und andere Personen mit deutlich überdurchschnittlicher Kreativität sind.

Soweit Betroffene weiterhin darauf beharren, sich selbst als mit einem psychischen Defekt behaftet einzustufen, müssen sie aufgefordert werden, ihren Sonderstatus als Aufforderung zu einer Entdeckungsreise ins Selbst im Sinne von R. D. Laing zu betrachten.

Man kann sogar von der Annahme ausgehen, die Existenz von männlichen Individuen dieses Typs solle gesellschaftlich positiv bewertet werden, da jeder von ihnen sich als ein zweiter Beethoven oder Gauguin entpuppen kann. Dies soll allerdings nicht die soziale Anerkennung beliebiger Handlungen auf Grund ihrer unerwarteten künstlerischen Nebenwirkungen implizieren. Dennoch sollten moralische Werte eben nicht als unbezweifelbar höchste Werte, sondern als Werte unter anderen Werten betrachtet werden.

TEXTENDE

Jake fand die Lektüre nicht erbaulich. Der Text war voll von Formulierungen, in denen sich eine gewisse Sympathie für diese Männer aussprach, in denen das Potential schlummerte, sich zu gewalttätigen Mördern zu entwickeln. Als Mitglied der Ordnungskräfte beunruhigte sie diese Sympathie, und als Frau und potentiell Opfer eines Gewaltverbrechens fand sie sie empörend.

Als Jake mit der Informationsdiskette fertig war, zog sie sie aus dem PC, und da sie feststellen mußte, daß der Nachttisch, der aussah, als bestehe er aus drei Spazierstöcken von Harry Lauder, keinen Platz für irgend etwas außer der stabförmigen Lampe bot, die auf ihm lag, warf sie PC und Diskette mit verächtlichem Schnauben auf das Bett.

Sie setzte sich vor das Fenster.

Und wenn jemand beschloß, ein paar potentielle Psychopathen umzubringen? Dann konnte sie sich die Mühe sparen, sie zu erwischen. Und allen unschuldigen Frauen, die sie sonst irgendwann einmal

umbringen würden, wäre das Leben gerettet. Das Leben von Frauen wie Mary Woolnoth. Jake konnte sich genau vorstellen, wie sie vor der Mutter eines Mordopfers stand und ihr erklärte, daß der Mörder ihrer Tochter seinen Sonderstatus nur als das betrachtete, was die Diskette eine «Entdeckungsreise ins Selbst» im Sinne von R. D. Laing nannte.

«Also dann, Chefinspektorin Jakowicz, ist es wohl in Ordnung. Einen Augenblick lang hätte ich ja beinahe geglaubt, meine Tochter sei ganz grundlos vergewaltigt und ermordet worden.»

Sie lachte laut auf. Es war immerhin eine Abwechslung, wenn sich mal jemand damit beschäftigte, Männer zu ermorden. Ein wenig grotesk war die Situation schon: Was sollte sie, die Expertin für Frauenmorde, eigentlich tun? Einen Moment lang stellte sie sich amüsiert vor, wie die dummen verängstigten Schweinehunde einander abends nach Hause begleiten würden. Vielleicht könnte sie sogar eine offizielle Warnung veranlassen und Männer auffordern, nach Einbruch der Dunkelheit zu Hause zu bleiben. Das würde eine hübsche Delle in die gut lackierte Karosserie des kollektiven männlichen Über-Ichs schlagen. Trotz der verhüllten Drohung der Staatssekretärin hatte Jake das Gefühl, der Fall könne ihr vielleicht sogar Spaß machen.

Zuerst war ich geschockt.

Ich schluckte die zwei Valium, die der Berater mir gab, und erklärte mich mit einer kombinierten Östrogenbehandlung und Psychotherapie einverstanden. Dann verließ ich das Gehirnforschungsinstitut in der Victoria Street und ging ins Chestnut Tree Cafe auf der anderen Straßenseite. Dort saß ich halb benommen und dachte über die neue Sachlage und meinen Platz in der Welt nach.

Ich erinnere mich, daß ich so betäubt war, daß ich es einfach vergaß, mir sinnlose Gewaltakte gegen die anderen Cafegäste auszumalen. Statt dessen trank ich ein paar Tassen Kaffee, aß eine Portion cholesterinfreie Schinkensandwiches und dachte trübsinnig

on cholesterinfreie Schinkensandwiches und dachte trübsinnig über die Möglichkeiten des neuen Namens nach, den mir Lombroso verliehen hatte.

Sachlagen kann man beschreiben, nicht benennen. Namen gleichen Punkten, Sätze Pfeilen, sie haben Sinn. Vielleicht kommen wir später noch auf den Namen zurück. Kümmern wir uns erst einmal um die Sachlage.

Ich verließ das Cafe, rief meinen Analytiker an und machte einen Termin für den nächsten Morgen aus. Heimgekehrt in meine Wohnung in den Docklands, stand ich eine Zeitlang am Fenster, wie ich es oft tat, und blickte auf die Themse, die über den Kanal von Greenwich der Isle of Dogs zuströmt. Die Wirklichkeit ist oft enttäuschend, und im braunen winterlichen Mittagsnebel kam mir die Stadt viel weniger wirklich vor als früher. Das tat sie schon seit einiger Zeit.

Was um alle Welt haben die Leute eigentlich getan, bevor es Reality Approximation gab? Was blieb ihnen, die nichts als ihre

Sinne hatten, um zu ergreifen und zu umklammern und zu durchdringen? Allein mein RA-Gehäuse läßt mich eine Welt der Farbe und des Gefühls genießen, eine Welt, die der wirklichen Welt ähnlich ist und wirklicher als sie. Ich entspanne mich nach einem harten Arbeitstag meist damit. RA ist nicht suchtbildend und nicht überflüssiger als Fernsehen. Ich kann mich stundenlang mit einer annähernd wirklichen Erfahrung beschäftigen, die ich oft selbst entworfen habe. Normalerweise steige ich, sobald ich zu Hause bin, in meine RA-Ausrüstung, aber diesmal hatte ich überhaupt keine Lust dazu. Es war schon genug verlangt, daß ich nicht ins Badezimmer ging und mir die Pulsadern aufschnitt.

Wundert Sie das? An einem Nachmittag vom anständigen Bürger zum sozialen Paria! Ich hätte wohl das Humoristische daran sehen sollen: Ich, der Rechte, der Mann, der ständig über Gesetz und Ord-

nung redet, der sich immer wieder über die schlappen Gegner der Todesstrafe aufregt, die einem Mörder nicht mehr gönnen als ein paar Jahre in einem gemütlichen warmen Gefängnis. Und jetzt hatte es mich plötzlich auf die andere Seite der strafrechtlichen Mauer geschleudert. Welch erhabene Ironie! Und was für eine Ungerechtigkeit! Schließlich habe ich sie eben wegen ihres Strafrechtsprogramms gewählt. Ich hatte so etwas wie das Lombrosoprogramm für eine gute Idee gehalten, und was passiert? Mir drückt man das Kainsmal auf, zumindest in einer Computerdatei.

Bis dahin hatte ich kaum einen Gedanken daran verschwendet, welche meiner persönlichen Daten in was für Computern gespeichert waren. Es wird mir wohl bewußt gewesen sein, daß meine Bank, mein Arbeitgeber, meine Bausparkasse, mein Arzt, mein Zahnarzt, mein Analytiker und vielleicht sogar die Polizei (der vergessene Parkzettel damals) Informationen über mich besaßen. Aber das war mir nie sehr wichtig erschienen. Ich gehörte nun einmal nicht zu denen, die ein großes Geschrei über Freiheit des Bürgers und den Großen Bruder anstimmten, als in der EG die Kennkartenpflicht eingeführt -wurde. Nicht einmal als zum Personalausweis noch Strichcodes hinzukamen, die Dinge wie den genetischen Fingerabdruck enthielten. Ich habe 1984 nicht einmal gelesen. Was soll's? Das Verfallsdatum ist ohnehin längst abgelaufen.

Gestern abend hat das Fernsehen eine alte Serie wiederholt: Der Gefangene. War seinerzeit bei allen Gesellschaftskritikern sehr beliebt. «Ich bin keine Nummer; ich bin ein freier Mensch», ruft der Held mit den eisernen Zügen aus. Jetzt habe ich kapiert, was die ganze Aufregung sollte. Russell sagt, es gebe einfache Relationen zwischen verschiedenen Anzahlen von Dingen (oder Individuen). Aber zwischen welchen Anzahlen? Und wie soll sich das entscheiden? - Durch die Erfahrung? Eine ausgezeichnete Zahl gibt es nicht. Die Sechs nicht, und schon gar nicht die Nummer Eins.

Je mehr ich darüber nachdachte, desto dringlicher wurde der

Wunsch, meinen Namen und meine Nummer in diesen Dateien zu löschen. All die Vertraulichkeitsgarantien, die mir vor dem Test so unwichtig erschienen waren, konnten mich jetzt nicht mehr überzeugen. Ich kam mir vor wie jemand, den man überredet hat, einen halben Liter Blut zu spenden, um ein Leben zu retten, und der dann entdeckt, daß es dazu bestimmt ist, einen Schwärm Vampirfledermäuse im Zoo zu füttern. Und dann auch noch Fledermäuse, von denen ich nicht wußte, ob sie nicht eines Nachts kommen und mich im Schlaf überfallen würden. Denn heutzutage weiß man nicht, was aus Informationen alles werden kann. Jede Datenbank ist illegalem Zugriff ausgesetzt. Der elektronische Wandalismus nimmt überhand.

Man muß sich nur vorstellen, daß es jemand schafft, in die Datenbank des Lombrosoprogramms einzudringen, die Identität derjenigen herauszufinden, die sich als VMK-negativ erwiesen haben, und sein Wissen der News of the World verkauft. Ich konnte mir die Schlagzeilen lebhaft vorstellen: MENSCHLICHE ZEITBOMBEN IN UNSEREN STÄDTEN: WIR NENNEN DIE NAMEN / DIE MASSENMÖRDER VON MORGEN? / AUF DER SUCHE NACH DEN PSYCHOS I WIR FORDERN POSITIVE MASSNAHMEN GEGEN NEGATIVE TYPEN...

Ich hatte genug über den Chaos Computer Club in Hamburg gelesen, um zu wissen, daß der zu allem entschlossene elektronische Einbrecher auch das raffinierteste Datensicherungssystem überwinden kann.

Wahrscheinlich lag es an den Beruhigungsmitteln. Jedenfalls brauchte ich ein paar Minuten, bis mir klar wurde, wie die Sache stand: Wenn irgendein Fremder in die Lombroso-Datenbank einbrechen und persönliche Informationen über mich stehlen konnte, dann konnte ich es auch. Nicht nur, daß ich die ganze erforderliche Ausrüstung besaß — PC, Modem, das Jupiter-System der Telefongesellschaft für Computerinformationen, ein digitales Protokollanalysegerät -, plötzlich erinnerte ich mich an die wichtigste Tatsache über-

haupt: die Grundinformation zum Einstieg in das System und seine Bedienung.

Ich habe mich schon immer für alle möglichen Elektrogeräte interessiert, ein Interesse, das ursprünglich mein Großvater angeregt und gefördert hat. Er war Besitzer einer Ladenkette für elektrische Geräte. Es gab nichts Elektrisches, das er - und später auch ich - nicht hätte reparieren können. Infolgedessen war es für mich, als ich im Warteraum des Gehirnforschungsinstituts saß und auf meine PET-Untersuchung wartete, eine natürliche Reaktion, daß ich versuchte, das Fernsehgerät in Ordnung zu bringen, das da herumstand und nicht funktionierte.

Das Problem war einfach - ein unscharf eingestellter Kanal-, und ich hatte gerade angefangen, den Apparat nachzustellen, als mir auffiel, daß er elektromagnetische Strahlung von einer der Computeranlagen im Gebäude aufnahm. Irgendwo im Institut strahlte ein Bildschirm Schwingungen auf der gleichen Wellenlänge wie der Fernseher ans. Auf dem Schirm war etwas beinahe Lesbares zu erkennen, und als ich die Tischantenne ausrichtete, konnte ich ein Bild der Daten erkennen, die jemand in den Lombroso-Computer eingab. Das funktioniert mehr oder weniger nach dem gleichen Prinzip, nach dem die Spürwagen der Post feststellen konnten, ob jemand einen Fernsehempfänger betrieb, ohne Gebühren zu zahlen, als es noch Fernsehgebühren gab. Es war kein besonders scharfes Bild, nichts als schwarze Buchstaben vor einem weißen Hintergrund, und die Ränder waren verschwommen, aber ich konnte ohne weiteres einen allgemeinen Zugangscode, das persönliche Schlüsselwort des Anwenders und das Tagespaßwort des Lombrososystems erkennen.

Die Vorstellung vom Hacker, der stundenlang vor dem Monitor sitzt und versucht, in ein System einzudringen, ist falsch. Viel häufiger durchsucht er die Abfalltonnen der Firma und versucht, irgendwelche Informationen zu finden, aus denen sich das Paßwort des Computersystems erschließen läßt. Einfacher gesagt: Das, was norma-

lerweise für einen Hacker die schwerste Aufgabe ist, hatte ich bereits geschafft.

Ich kann nicht behaupten, daß ich mir die Daten damals bewußt gemerkt hätte. Ich glaubte ja noch, den PET-Test ohne Schwierigkeiten zu bestehen, und hatte keinen Grund, so etwas zu tun. Vielleicht sind diese Dinge eben doch vom Schicksal bestimmt, denn später konnte ich mir die verschiedenen Zahlen und Codewörter auf dem Bildschirm des unbekannten Benutzers so einfach ins Gedächtnis rufen, als säße ich selbst vor dem Monitor.

Natürlich leistet ein Paßwort nicht mehr, als daß es einem den Zugang zum System verschafft. Dann muß man herausbekommen, nach welchem Regelsatz oder Protokoll das Zielsystem arbeitet, so daß man sich mit ihm in Verbindung setzen und dabei die gleiche Computersprache sprechen kann. Dazu ist das Analysegerät praktisch. Es verfügt über clevere Software, mit der es den Eingangsanschluß des anderen Systems erforscht, um herauszubekommen, welches von den vielen möglichen Kommunikationsprotokollen verwendet wird.

Aber ich greife vor. Vor dem ersten Problem stand ich, sobald ich die Telefonnummer des Gehirnforschungsinstituts gewählt hatte. Es war gar nicht an das öffentliche Telefonnetz angeschlossen. Sie verwendeten ein privates Netz: das neue Datennetzwerk der Europäischen Gemeinschaft EGDN. Hier konnte man Daten und Berichte aller Mitgliedsregierungen und ihrer verschiedenen Ministerien über ein einziges Netzwerk abrufen.

Mein Kopf funktionierte immer noch nicht richtig, und ich brauchte wenigstens noch eine weitere Minute, bis ich mich daran erinnerte, daß das Computer System an meinem Arbeitsplatz an EGDN angeschlossen war. Alle Arbeitgeber der öffentlichen Hand, Polizei, Steuerbehörden, Zollamt, Gesundheitswesen, Informationsbüros, Arbeitsamt, Frauenbehörde, Umweltschutz usw. waren angeschlossen.

Ich schlug mir mit der flachen Hand vor den Kopf. Offensichtlich brauchte ich ein bißchen zusätzliche Energie, wenn ich die Sache durchführen und dazu den Computer an meinem Arbeitsplatz benützen wollte. Also suchte ich erst einmal, bevor ich das Analysegerät abkoppelte und in den Kombi stieg, meine Erkenntnissteigerungsspielen.

Niemand wunderte sich, als ich am Arbeitsplatz auftauchte. Ich arbeite häufig nachts, wenn ich damit beschäftigt bin, die Verwaltungsarbeiten nachzuholen, für die ein normaler unterbezahlter und überarbeiteter Tag zuwenig Zeit läßt. Jedenfalls schaltete ich den Computer ein, und solange er bootete und auf Leitung ging, fing ich an zu schlucken: Dilantin für längere Perioden erhöhter Konzentration, Hydergine zur generellen Intelligenzerhöhung durch Schaffung zusätzlicher Synapsen, dann noch Vasopresson, ein Nervenhormon, das das Erinnerungsvermögen verbessert. Also, in Wirklichkeit verwende ich schon seit einiger Zeit Erkenntnissteigerungsmittel, ich erhöhte jetzt nur noch die Dosis. Die Wirkung auf das menschliche Gehirn, wenn wir schon von Computern reden, ist dieselbe, als wenn man die Maschine beispielsweise von 40k auf etwa 60k hochsetzt. Und um richtig in Fahrt zu kommen, krönte ich den Drogencocktail, den ich schon geschluckt hatte, mit einem Schuß Kokain.

Haben Sie schon einmal Koks in die Vene gespritzt? Das schlägt ins Rückenmarkszentrum im Gehirn wie eine Elektroschocktherapie, und die Lichter gehen an wie auf der New Oxford Street zu Weihnachten. Etwa fünfzehn Minuten lang sitzt man im Schleudersitz einer f 26, alle Bordkanonen laufen heiß, und das Lasersystem hält dich eng am Feind. Zur reinen Konzentrationssteigerung ist es gewaltig. Kein Wunder, daß Sherlock Holmes damit besser ermitteln konnte. Es fühlt sich an, als arbeite eine völlig neue Intelligenz in dir. Könnte man es in die Software des Computers spritzen, wäre es kein Wunder, wenn die Maschine plötzlich zum Leben erwachte wie eines der Ungeheuer, die sich Mary Shelley ausgedacht hat. Mei-

stens nehme ich 0,2 Gramm, aber es kam mir vor, als werde ich einen längeren Flug als sonst brauchen, um im Lombrososystem dahin zu kommen, wohin ich wollte. Also rührte ich eine doppelt so starke Lösung wie sonst an und schob die Nadel unter die Haut.

Über EGDN und mit einer legitimen Benutzernummer war ich in weniger als einer Minute mit dem IGF verbunden. Sie waren auf unautorisierte Eindringlinge vorbereitet, und das erste, was geschah, war, daß ein Hologramm der nackten Marilyn Monroe auf meinem Bildschirm erschien und mich fragte, ob ich wisse, was ich für ein Glückspilz sei.

«Wenn du nämlich drei einfache kleine Fragen beantworten kannst, können du und dein RA mich vögeln bis zum Gehnichts mehr.»

Marilyn meinte die Software, von der aus die zusätzlichen Körperanschlüsse des Computers kontrolliert wurden, Anschlüsse, mit deren Hilfe man sich eine Annäherung an die sinnliche Wahrnehmung jeder Wirklichkeit verschaffen konnte, die im Computer erzeugt wurde. Das war die Art von Reality Approximation, die in den Spielotheken beliebt war. Ich habe ja schon vorhin gesagt, daß ich selbst auch eine RA-Maschine und einen Bodysuit dazu besitze.

«Was ist», schmollte Marilyn, «hast du deine Zunge verschluckt?»

Auch wenn ich meinen Bodysuit mitgehabt hätte, wäre ich sowieso nicht darauf hereingefallen. Marylins einzige Aufgabe war es, törichte Schuljungen-Hacker dazu zu verführen, ihre Zeit zu verschwenden und nicht weiter ins System einzudringen. Ich wußte Bescheid, und alles sprach dafür, daß jemand, der Marylins Fragen richtig beantwortete und sie ficken durfte, am Ende entdecken würde, daß sich die Software seines eigenen Computers mit einem sehr böartigen und vielleicht sogar tödlichen Virus infiziert hatte.

Marilyn steckte eine Hand zwischen die Beine und streichelte sich herausfordernd.

«Was ist los, Süßer?» flötete sie. «Bist du vom anderen Ufer oder was?» Und sofort stand James Dean mit nicht mehr am Leibe als der Art von Gladiatorenkostüm, das in den Lederbars von Earls Court und Chiswick beliebt ist, neben Marilyn auf dem Bildschirm.

Noch bevor Jimmy dazu kam, mich mit seiner eigenen Form sexueller Attraktivität in Versuchung zu führen, tippte ich «Auf Wiedersehen» und dann das Tagespaßwort des Lombrososystems ein, das nach meiner Uhr in knapp fünfzig Minuten ungültig werden mußte.

Marilyn und Jimmy verschwanden, und das Paßwort führte mich ins Betriebssystem. Jetzt mußte ich das Stammverzeichnis finden, in dem alle Dateien des Systems gespeichert waren, und die einfachste Methode dazu war, das System neu zu booten, es also erst einmal ganz abzuschalten. Also drückte ich gleichzeitig auf die richtigen Tasten und sah zu, wie der Bildschirm sich völlig leerte, bis nur noch das Eingabezeichen «Stamm» auf ihm flackerte und mir verriet, daß ich mich dem Ziel näherte.

Dann befahl ich dem Computer, alle Unterverzeichnisse aufzuführen, die im Stammverzeichnis enthalten waren. Erst kam das Verzeichnis des Lombrosopersonals und dann ein paar andere, die mit Abrechnungen, Gehaltslisten, Beratungstechniken, Vorgehensweise bei PET-Untersuchungen und dergleichen zu tun hatten. Ganz zuletzt kamen die zwei Unterverzeichnisse, an die ich herankommen wollte, einmal das vorgelagerte Betriebssystem und dann die Datenbank der VMK-Negativen.

Mein optimistischer Versuch, unmittelbaren Zugang zu dem Unterverzeichnis mit der VMK-Datenbank zu erhalten, wurde, wie ich es nicht anders erwartet hatte, energisch mit dem Hinweis auf die erste Grundregel des Systems zurückgewiesen, die in der Vertraulichkeit eben dieser Informationen bestand. Die Annahme erschien mir logisch, daß mein Wunsch, mich nach Belieben frei im System bewegen zu können, am ehesten von dem privilegierten Zugangspunkt des

sogenannten «Super-Operators» aus erfüllbar sein würde; das ist bei fast jedem System derjenige, der das System eingerichtet hat. Also versetzte ich mich in das Unterverzeichnis für den Super-Operator und machte mich daran, eine Hintertür zu bauen. Ich war noch nicht lange drin, da traf ich Kerberos.

Ich kann nicht genau sagen, wodurch ich ihn ausgelöst habe. Vielleicht geschah das einfach schon dadurch, daß ich eine außen gelegene Tastatur benutzte. Vielleicht hing es auch mit meinem Versuch zusammen, eine Hintertür vom Inhaltsverzeichnis zur Datenbank zu bauen. Jedenfalls war er plötzlich auf dem Schirm zu sehen: das Hologramm eines dreiköpfigen schwarzen Hundes mit Geräuscheffekten, die einem das Blut in den Adern erstarren ließen. Seine Aufgabe war es, das System gegen jemanden wie mich zu schützen, der seine erste Grundregel umgehen wollte. Als ich auf die Anzahl und Größe seiner Zähne schaute, war ich froh, daß ich den Bodysuit meines RA-Apparats nicht trug. Offenbar würde ich nicht weiterkommen, bevor ich mit ihm fertig war.

Schon rasten mir von der klassischen Mythologie inspirierte Lösungsmodelle durch den Kopf. Konnte ich wie Herakles das Ungeheuer herauszerren und es außerhalb des Lombrososystems freilassen, vielleicht irgendwo in den Verwaltungsdateien des IGF? Oder würde es mir wie Orpheus gelingen, mit dem Klang von Zither oder Leier das Untier in Schlaf zu wiegen?

Nun, ich habe Musik schon immer geliebt. Also verließ ich schnell das Programm des Lombrososystems und machte, mich daran, eine einfache Melodie zu schaffen, von der ich hoffte, sie möge — wie Congreve es ausgedrückt hätte — « Sanftmut wecken bei dem wilden Tier ».

Ich gab wieder das Tagespaßwort ein, stand zum zweitenmal vor Kerberos und spielte ihm meine kleine Weise vor. Aber zu meiner Verwunderung und zu meinem Arger schüttelte er alle drei Köpfe

und knurrte: «Ich mag keine Musik, und Eurydike ist auch nicht hier. Dies ist eine Unterwelt ohne Frauen.»

Ich verließ das System wieder und versuchte mich daran zu erinnern, wie tote Griechen und Römer unbehelligt ins Reich des Hades gelangt waren. Hatte ich nicht Aeneas und die Sibylle vergessen, die ihn durch die Unterwelt geleitete? Was hatte sie Kerberos zugeworfen? Einen Knochen? Nein, das war es nicht. Fleisch? Nein. Es war ein Beruhigungsmittel, ein mit Mohn und Honig gewürzter Kuchen, mit dem sie den Hund betäubte. Und auf die gleiche Art hatten es auch die Griechen und Römer geschafft. Ein Kuchen, den man dem Toten in die Hand gab. Die Frage war nur noch: Was für einen Kuchen würde ein vom Computer geschaffener Wachhund appetitanregend finden?

Kerberos war darauf programmiert, jeden zu verschlingen, der versuchte, sich der ersten Grundregel des Lombrosoprogramms, der Vertraulichkeit der gespeicherten Informationen, zu widersetzen. Der Trick mußte also dann bestehen, einen Kuchen zu backen, der es Kerberos ermöglichte, seiner Standardroutine zu folgen, also jemanden oder etwas aufzufressen, in dem ein ungewöhnlicher aktiver Befehl verborgen war, nämlich der Befehl einzuschlafen.

Das kostete mich mehr Zeit, als ich gedacht hatte, und bis der Kuchen sozusagen gebacken war, spürte ich, wie die Wirkung des Kokains nachließ. Dennoch arbeitete ich mit einem wahnsinnigen Tempo, und ich glaube kaum, daß ich mich genau an die einzelnen Schritte des Codes für das Betriebssystem erinnern könnte, das ich für das Programm meines Backrezepts verwendete. Insgesamt hatte der Gesamteffekt jedenfalls Ähnlichkeit mit einem Computervirus, nur daß die Grundprämisse darin bestand, die Auswirkungen des binären Mechanismus auf Kerberos selbst zu beschränken.

Als ich wieder im ersten Unterverzeichnis des Super-Operators war, bot ich dem glänzenden schwarzen Untier den Kuchen an und war

begeistert, als es gierig danach schnappte. Es leckte sich sogar die Lippen. Ein paar Minuten wartete ich gespannt, ob die «Droge» im Kuchen wirken würde. Dann fiel Kerberos fast ebenso plötzlich, wie er erschienen war, mit lautem Dröhnen auf die unterste Zeile des Schirms und blieb dort reglos liegen.

Nachdem ich den Hüter des Systems aus dem Weg geschafft hatte, wandte ich mich wieder meiner halbfertigen Hintertür zu. Anscheinend gab es keine weiteren Sicherungen gegen unbefugten Zugang. Also mußte ich nur noch einen Satz teilweise zugänglicher Datenseiten darüber finden, wie die VMK-Datenbank konstruiert war, und von da aus weiterarbeiten. Sie können sich das so vorstellen wie bei einem Architekten, der weiß, welches die Wände sind, die eine Decke tragen, und welche nicht, und in welchen Wänden ein Lüftungsschacht oder ein Inspektionstunnel versteckt ist, durch den ein Einbrecher eindringen kann.

Sobald die Hintertür fertig war, ließ ich mich einfach in die VMK-Datenbank fallen, und dann benahm ich mich wie ein grauenhafter Neureicher in einem teuren Lokal, der die Kellner herumkommandiert, als sei er Stammgast, und befahl dem Computer, meine Datei zu suchen. In ein paar Sekunden lag sie vor mir, und noch ein paar Sekunden, und ich hatte sie gelöscht.

Genau wie Präsenzbibliotheken haben die meisten größeren Computersysteme eine geradezu panische Angst vor fehlendem Material, und eine der ersten Regeln des elektronischen Einbruchs ist es, die Datenbank im gleichen Zustand zu hinterlassen, in dem man sie vorgefunden hat. Also ergänzte ich meinen eigenen systemwidrigen Befehl, meine Datei zu löschen, um das System zu beruhigen und dazu zu bringen, diese eine Lücke zu tolerieren, mit dem Befehl zur Anfertigung einer Kopie der ganzen Datenbank der VMK-negativer.

Ich kann mich gar nicht erinnern, daß ich vorgehabt hätte, die Diskette mit der Kopie zu behalten. Wie gesagt, ich hatte ursprünglich

nur vorgehabt, meine eigenen Daten zu löschen. Aber schließlich macht man nicht jeden Tag einen Ausflug in die Unterwelt. Je länger ich darüber nachdachte, um so größer wurde die Versuchung, genau das zu tun, wovon ich gefürchtet hatte, ein anderer Unbefugter könne es tun: die Kopie mit den Daten aller anderen VMK-Negativen, die im Lombrosoprogramm gespeichert waren, zu behalten. Vielleicht waren es die Drogen, die all meine Skrupel überwand. Jedenfalls war die Versuchung schließlich zu groß, und ich habe die Diskette behalten.

Es wäre falsch, wenn ich sagen wollte, ich hätte gewußt, was ich mit der Liste anfangen wollte. Mit Sicherheit wollte ich sie nicht an die News of the World verkaufen. Geld bedeutet mir wenig. Außerdem hatte ich genausowenig eine Vorstellung davon, was ich damit tun sollte, wie ich eine Vorstellung von

Ethik oder Moral habe. Ich habe es spontan getan, und dafür werde ich mich nicht entschuldigen, denn ich glaube fest daran, daß man seinen spontanen Eingebungen folgen sollte. Prinzipien und dergleichen halte ich für Unsinn, es sei denn, es handle sich um die Principia Mathematica.

Aber trotz alldem muß ich wohl ehrlicherweise zugeben, daß ich nicht nur versucht habe, meine Spuren im System selbst zu verwischen, sondern daß ich außerdem für jeden, der versuchen sollte, sie wiederzufinden, eine Logikbombe im System hinterlassen habe. In der Logik ist nichts zufällig. Deshalb muß ich annehmen, daß mir der wahre Zweck der Kopie der Lombrosoliste von VMK-Negativen zumindest unbewußt bereits bekannt gewesen sein muß. Wenn mein Ziel auf dieser Stufe sozusagen nicht bewußt vorstellbar war, muß es doch irgend etwas mit der wirklichen Welt gemeinsam gehabt haben.

Eine Stunde später, als ich zu Hause in meiner Wohnung einen Film in Nicamvision ansah, begann ein neuer Sachverhalt offenkundig zu werden. Ich habe keine Ahnung, ob der Film selbst etwas damit zu

tun hatte, aber meine eigene Situation schien irgendwie zu etwas zu passen, das bereits von sich aus existieren konnte. Vielleicht sollte ich etwas über den Film sagen. Es war einer jener altmodisch pessimistischen Filme, wie man sie in den Siebzigern drehte: die Geschichte eines Hüters der Gerechtigkeit. Ein Mann hat einfache und klare Vorstellungen davon, was Gerechtigkeit ist, und er knallt sie den Übeltätern mitten durch Brust und Hirnkasten. Der schreckliche Vereinfacher, der Held der gefährlichen Nächte, wanderte durch die Straßen von New York, fuhr mit der U-Bahn und bot sich selbst ahnungslosen Schlägern und Mördern als Köder an, die in dem Augenblick, in dem sie sich zu erkennen gaben, selbst von Kugeln durchbohrt wurden. Für jemanden wie mich war das ein kraftvolles Bild. Denn wenn das Ding im Sachverhalt vorkommen kann, so muß die Möglichkeit des Sachverhaltes im Ding bereits präjudizien sein.

Auch wenn man die Depression nicht in Rechnung stellt, die mich nach meinem Kokainrausch überfiel, scheint mir der Plan, der mir nunmehr einfiel, auch heute noch logisch: die einzig logische Erweiterung des Lombrosoprogramms.

Aber ich verliere mich in Erinnerungen. Ich hatte ganz vergessen, daß ich die nächste Hinrichtung planen muß.

4

WIE WAR ES IN FRANKFURT?»

Kriminalinspektor Ed Crawshaw schloß die Tür zu Jakes Büro in New Scotland Yard hinter sich und nahm Platz.

«Darüber wollte ich gerade mit dir sprechen», sagte sie. «Hast du schon von dem Serientäter gehört, der nur Männer umbringt, Ed?»

Er nickte. «Ja, dies und jenes schon. Hat offenbar irgend etwas mit dem Lombrosoprogramm zu tun, oder nicht?»

«Richtig. Auf der Konferenz hat mich der Chef gebeten, die Ermitt-

lungen zu übernehmen. Natürlich werde ich unsere eigenen Ermittlungen über den Lippenstiftmörder weiterführen, aber das Innenministerium macht Druck. Sie wollen den neuen Fall gelöst haben, und ich werde mich stärker damit beschäftigen müssen. Du wirst also mehr dir selbst überlassen sein. Du mußt mehr Eigeninitiative entwickeln und dich auf deine eigenen Einfälle verlassen. Halt mich auf dem laufenden über alles, was vor sich geht, und wenn du glaubst, daß du ohne meine klugen Ratschläge nicht weiterkommst, wende dich jederzeit an mich. Ich will, daß wir diesen Schweinehund kriegen, Ed, und ich will ihn bald kriegen.» Crawshaw nickte bedächtig.

«Hast du Mary Woolnoths Daten durch den Computer gejagt?»

«Ja», sagte er. «Wir haben sogar etwas gefunden. Mordopfer Nummer fünf, Jessie Weston, schwärmte für Kriminalromane, genau wie Mary. In ihrer Aktentasche steckte ein Exemplar von *Brandnarben* von Sara Paretsky. Ich hab darüber nachgedacht, ob sie ihr Buch im gleichen Laden gekauft hat, in dem Mary ihre Agatha Christie gekauft hat, dem Mystery Bookshop in der Sackville Street.»

«Warum nicht?» sagte Jake. «Sie hat in der Bond Street gearbeitet. Das ist nicht allzu weit von der Sackville Street. Wenn du recht hast, kann es ja sein, daß der Typ nicht bloß gerne Mordgeschichten liest...»

«.. vielleicht veranstaltet er sie auch gerne. Es ist immerhin eine Möglichkeit. Soll ich einen Zivilfahnder bei ihm einschleusen?»

«Wie schon gesagt, du mußt eigene Initiativen entwickeln, Ed», sagte Jake. «Aber ich glaube, du wärest besser beraten, wenn du ein paar weibliche Polizisten auftreibst, die bereit sind, ein bißchen herumzuschmökern.»

«Einen Köder auslegen.»

Jake zuckte zusammen. «Ich habe diesen Ausdruck nie sehr gemocht», sagte sie. «Irgendwie klingt es so, als ob der Köder am En-

de aufgefressen wird. Als ich noch in der Abteilung für Verhaltenswissenschaften im Europäischen Kriminalamt gearbeitet habe, haben wir bei so einer Operation immer von einem goldenen Apfel gesprochen. Psychologisch gesehen ist das für den oder die Freiwillige weitaus motivierender.»

Jake warf einen Blick auf ihre Uhr und stand auf. «Ich muß runtergehen», sagte sie und fügte dann hinzu: «Noch etwas, Ed. Sorg dafür, daß sie viel roten Lippenstift tragen. Möglicherweise gibt es bei unserem Mann einen chromatischen Auslöser für aggressives Verhalten. Ich möchte nicht, daß der Schweinehund uns durch die Lappen geht, bloß weil eine modebewußte kleine Polizistin eine andere Lippenschattierung bevorzugt, die viel besser zu ihrem Teint paßt. Blutrot oder gar nichts ist die Devise.»

Die Abteilung für Computerverbrechen war in einem klimatisierten Raum im Untergeschoß von New Scotland Yard untergebracht. Getönte Glasschiebetüren verbargen das Chaos einer schlecht eingeräumten Elektronikwerkstatt vor den Blicken der Passanten und ließen dabei gerade noch genug Licht durch.

Jake bahnte sich ihren Weg durch einen weiten Saal, der ausrangierte Bildschirme, nicht mehr benötigte Tastaturen und laufmaschengierige Laserdrucker beherbergte. Die letzte Tatsache bemerkte sie zu spät. Fluchend marschierte sie zur Hinterseite des Saals, wo eine Wendeltreppe aus buntlackiertem Eisen zu der Galerie führte, an der die Büroräume lagen. Jake klopfte an eine Tür aus Glasfaser und trat ein. Hier sollte sie den Leiter der ACV treffen und dem Experten vorgestellt werden, der ihrer Ermittlungsgruppe zugeteilt worden war: laut Anforderung dem besten Mann der Abteilung für Computerverbrechen.

Der beste Mann in der ACV war nach Meinung des leitenden Chefinspektors Kriminalsekretär Yat Chung.

Überrascht wiederholte Jake den Namen. «Was für ein Name ist

das?»

Chefinspektor Cormack zuckte die Achseln. «Yat», wiederholte er und nickte mit dem Kopf, «ein Chinese.»

Jake lächelte verkniffen. «Na schön, ich hab mir auch nicht eingebildet, daß der Prince of Wales so heißt.»

«Wenn Sie mich fragen», sagte Cormack energisch, «der Mann ist gut. Wo es um künstliche Intelligenz geht, weiß er einfach alles. Und er kann sich eine ganze Menge vorstellen, was noch gar nicht erfunden ist. Gilmour sagt, ich soll Ihnen meinen besten Mann leihen. Aber euer Laden ist mir unheimlich. Ihr habt es doch mit einem Irren zu tun, oder etwa nicht? Normalerweise ist das Gefährlichste, womit Yat zu tun hat, ein Kurzschluß. Also offen gesagt, wenn es auch nur die leiseste Chance gibt, daß ihm bei euren Ermittlungen etwas passiert, schicke ich Sie lieber wieder nach Hause und lasse es auf ein Disziplinarverfahren ankommen.»

«Beruhigen Sie sich», sagte Jake. «Ich werde ihn nicht einmal Zahnseide benutzen lassen, damit sein Mund nicht anfängt zu bluten. Alles, was ich von ihm will, ist eine Spurensicherung am Computer. Niemand erwartet, daß er einen Mörder überredet, die Pistole wegzewerfen.»

Cormack nickte zustimmend. Er war ein hagerer mürrischer Schotte mit ungekämmtem Prophetenbart und einer weltfremden Aura, als sei er in einem Reagenzglas aufgewachsen. Hinter verschmierten Brillengläsern starrten seine Augen Jake unverwandt an. Seine Blicke folgten der Laufmasche in ihrem schwarzen Strumpf, glitten an ihrem Oberschenkel entlang und versuchten, unter den Saum ihres kurzen Rocks zu kriechen. Er wußte selbst, daß er ein bißchen alt für solche Geschichten war, aber bei dem Anblick vollkommener Weiblichkeit, die ihm gegenüber saß, fing er an, schwer zu atmen wie ein verliebter Unterprimaner. Hochgewachsen, streng und weiblich, mit heiser kratziger Stimme und dem Blick, der die Brillengläser eines

Mannes zum Springen bringen und seinen Bart mit Reif bedecken konnte. Er mochte Frauen wie Jake: eher gut aussehend als hübsch, eher sportlich als elegant, eher intelligent als charmant. Frauen, denen man ansah, daß sie ein Ende eines Lötkolbens vom anderen unterscheiden konnten. Am liebsten aber hatte Cormack harte Weiber, wie er sie so oft in Lederkleidung mit der Peitsche in der Hand in Illustrierten gesehen hatte.

«Was für ein Computer?» fragte er und schluckte ein paar Liter Sauerstoff.

«Eine Paradigma Fünf», antwortete sie.

«Und das Betriebssystem?»

«Das Datennetzwerk der Europäischen Gemeinschaft.»

Seufzend schüttelte er den Kopf. «Scheiße», sagte er trübsinnig. «Noch gar nicht so lange her, daß sie es installiert haben. Wo ist die undichte Stelle?»

«Das Institut für Gehirnforschung. Der Lombroso-Computer.»

«Ja, ich glaube, ich habe so etwas läuten hören.»

«Möglich. Behalten Sie es aber bitte für sich. Das Innenministerium ist ganz hübsch nervös wegen der ganzen Angelegenheit. Ich will von Ihrem Mann wissen, ob das Leck innen oder außen liegt.»

«Wer ist der Sicherheitschef?»

Jake klappte den PC auf ihrem Schoß auf und rief die Datei auf.

«Doktor Stephen St. Pierre», sagte sie. «Kennen Sie ihn?» Cormack stieß einen Grunzlaut aus. «St. Pierre war früher Leiter der Computersicherung der britischen Armee», sagte er.

«Und?»

Cormack schüttelte den Kopf von einer Seite zur anderen, als wisse

er nicht, auf welcher Seite er landen wollte. Gleichzeitig schlug Jake die Beine übereinander. Cormacks Netzhaut saugte ein paar Sekunden lang den Anblick von Jakes Unterwäsche ein, dann spitzte er die Lippen und sagte: «Im Grunde ist er in Ordnung. Sein einziger Fehler ist, daß er alles wörtlich nimmt. Redet manchmal, als schriebe er in seiner Freizeit Computerhandbücher. Das Problem ist nur, daß heutzutage die meisten Computerverbrechen von Leuten begangen werden, die mehr Phantasie haben, als sich in einem Betriebshandbuch niederschlagen würde.»

«Also Sicherheitsdienst der Armee?» Jake gab eine Notiz in die Datei ein. «Wie lange?»

«Fünf Jahre. Ging direkt nach Cambridge zur Armee.» «Welches College?»

«Ich glaube Trinity, klassische Philologie.» «Und woher dann das Interesse an Denkmaschinen?» «Computer? Ach so, sein Vater hat bei IBM gearbeitet.» Cormack lächelte. «Das ist etwas, das wir gemeinsam haben.» «Ihr Vater war auch bei IBM?»

«Nein, ich selber. Ich habe Programme für den Firmengebrauch entworfen. Buchhaltungssysteme und dergleichen.»

«Interessant», sagte Jake.

«Eigentlich nicht. Deshalb bin ich zur Polizei gegangen, um Datenpiraten zu fangen.»

«Die Lombroso-Leute sind ziemlich schweigsam geworden, als ich angedeutet habe, irgend jemand könne in ihr System eingedrungen sein. Aber von der Idee, das Ganze könne aus dem eigenen Betrieb stammen, waren sie auch nicht begeistert. Was meinen Sie? Geht es von außen?»

«Als die Regierung des Vereinigten Königreichs vor zwanzig Jahren die Benutzerregeln für amtliche Datennetze in alle Computer einge-

baut hat, hielt man sie für unüberwindbar. Innerhalb von fünf Jahren hatte sich herausgestellt, daß das System mehr Löcher hatte als ein russisches Kondom. Computersysteme werden von Menschen entworfen, verstehen Sie, und Menschen irren sich manchmal, und manchmal sind sie korrupt. Wenn man das menschliche Element aus der Gleichung eliminieren könnte, könnte man möglicherweise ein vollkommen sicheres System schaffen.» Er zuckte die Achseln. «Das wahrscheinlichste Drehbuch für den Fall? Irgend jemand hat nicht aufgepaßt. Wahrscheinlich wechseln sie im Gehirnforschungsinstitut jeden Tag das Paßwort. Aber das ist eine zweischneidige Sache. Einerseits wird es einem Fremden schwer gemacht, das Paßwort herauszufinden. Andererseits fällt es den Leuten, die dort arbeiten, schwer, sich das Wort zu merken. Vielleicht schreibt es sich dann einer auf; vielleicht bittet er jemanden, es sich für ihn zu merken. So kann ein Unberechtigter das Paßwort sehen oder hören, und dann ist er drin. Es könnte so etwas Einfaches sein.»

Er zündete sich einen Zigarillo an. Zwar bestand im ganzen Hause Rauchverbot, aber hinter geschlossenen Türen war nicht anzunehmen, daß irgend jemand Theater machen würde außer Jake, und die würde ihm ohnehin keine Schwierigkeiten machen, solange sie noch etwas von seiner Abteilung wollte.

«Natürlich genügt es nicht, daß er ins System eindringt. Er muß auch noch seine Sprache verstehen, und dazu braucht er ein Protokollanalysegerät.» «Was ist das?»

«Ein Protokoll ist ein Regelsatz. Ein Analysegerät ist ein tragbarer Apparat mit eigenem Kleinbildschirm und eigener Tastatur. Sieht so ähnlich aus wie Ihr Laptop da, oder ein bißchen größer. Das Gerät erforscht die Telefonleitung des Zielsystems oder den Anschluß selbst und versucht experimentell herauszukriegen, welches von ein paar hundert möglichen Protokollen bei der Datenübertragung verwendet wird. Ein anständiges volldigitalisiertes Analysegerät kann mit synchroner und asynchroner Übermittlung umgehen. Manchmal

haben wild entschlossene Hacker die Software entworfen, um das Ganze noch einfacher zu machen.»

Jake war erleichtert, als die Gegensprechanlage auf Cormacks Schreibtisch anfang, laut zu summen. Bei technischen Erklärungen dieser Art mußte sie immer nach Luft schnappen. Cormack stach mit dem Finger auf den Antwortknopf ein wie auf ein lästiges Insekt.

«Kriminalsekretär Chung», sagte eine Stimme. «Ich sollte Sie anrufen.»

«Yat, komm bitte in mein Büro», sagte Cormack so laut, daß er eigentlich gar keine Gegensprechanlage mehr gebraucht hätte. «Ich will dich jemandem vorstellen.»

Cormack ließ den Knopf los und richtete den Finger auf Jake.

«Nur ein paar Worte über Yat», sagte er mit gerunzelter Stirn. «Yat ist ein mürrischer Kerl. Wie die meisten Hongkong-Chinesen hat er es nicht gerade leicht gehabt. Kam als Kind hierher, als die Kolonie zusammenbrach. Aber... na ja, Sie wissen, was ich meine.»

Jake, die sich noch daran erinnern konnte, wie sie die ganze tragische Angelegenheit am Fernsehen verfolgt hatte, wußte nur zu gut, was Cormack meinte. Die Rückgabe der Kolonie an das kommunistische China war mit einem dramatischen Ausmaß an Unfähigkeit und Ungerechtigkeit erfolgt. Zugleich fand Jake die Vorstellung abstoßend, daß sie jemanden überreden sollte, etwas zu tun, was er sowieso tun mußte. Sie tanzte nicht gern auf Zehenspitzen um Mimosen herum, die sich einbildeten, ihr Geschlecht oder ihre Rasse verliehen ihnen Sonderrechte. New Scotland Yard war voll von dieser Art von Scheiße.

«Wir werden uns sicher hervorragend verstehen», sagte sie kühl, «jedenfalls solange er gut arbeitet.»

Anscheinend gab es keinen Regen mehr, dachte Jake, als Yat Chung

und sie im Streifenwagen zum Gehirnforschungsinstitut fuhren. Der Wagen kroch langsam über staubige Straßen. Jetzt war es Winter, und die Wasserrationierung vom vorigen Sommer galt immer noch. Es gab Gegenden in Südengland, die seit fünf Jahren über Fernleitungen versorgt werden mußten. Sie fragte sich, was der kleine Mann, der neben ihr saß, wohl davon hielt. Er wohnte in der Nähe von Reading, im schlimmsten Dürregebiet. Aber aus Hongkong war er es vielleicht gewohnt, Wasser vom Gemeinschaftshahn zu holen. Sie fragte sich, ob er sie ausgelacht hätte, wenn sie ihm ihre Gedanken verriet. Sie dachte noch einmal darüber nach, und jetzt kam es ihr unwahrscheinlich vor, daß er überhaupt gelacht hätte. Cormack hatte nicht übertrieben. Der Chinese hatte ein Temperament wie die drei Mörder, für deren Strafkoma Jake gesorgt hatte.

«Ich glaube es einfach nicht! Dieses beschissene Land», knurrte er, als der Wagen schon wieder stehenblieb. Sie hatten eine Viertelstunde für die letzten fünfzig Meter gebraucht.

«Was glauben Sie nicht an diesem Land?»

«Zum Beispiel der beschissene Verkehr», sagte er und blickte sie kaum dabei an.

«Na gut, aber ohne Ihre ganze Computerausrüstung hätten wir ja zu Fuß gehen können. Schließlich ist es nicht gerade weit.»

«Und dann die beschissenen Leute.»

Über irgend etwas war er wütend. Er wandte den Kopf ruckartig einer gewaltigen Menschenmenge zu, die auf einen Bus wartete.

«Sehen Sie sich die Typen doch bloß an. Warum unternimmt niemand was?»

«Es war nicht immer so schlimm», sagte Jake trocken. «Ich kann mich an eine Zeit erinnern, als die Stadt ganz erträglich war.»

«Ja? Wann war das wohl?»

«Vor 1997.»

«Und dann kamen wir plötzlich alle an, was?» Ganz unerwartet fing er an zu grinsen. «Sie sind vielleicht eine beschissene komische Dame!» Jake erwiderte sein Lächeln. Sie fand es fast so schlimm, eine Dame genannt zu werden, wie eine beschissene komische Dame.

«Glauben Sie nicht, daß ich das Kompliment nicht zu würdigen weiß», sagte sie. «Aber es wäre mir lieb, wenn Sie in meiner Gegenwart ein wenig auf Ihre beschissene Ausdrucksweise achten würden.»

«Meine Ausdrucksweise war nicht immer so schlimm», sagte Yat. «Vor 1997 war sie ganz erträglich.»

Er lachte so herzlich über seinen eigenen Witz, daß Jake sich einen Augenblick lang fragte, ob er wirklich ein so hervorragender Computerexperte sein könne, wie Cormack behauptet hatte. Seine Ungeschliffenheit schien sich schlecht mit etwas so Exaktem wie einem Computer zu vertragen.

Sie beobachtete ihn aus dem Augenwinkel und überlegte, wie schwer es wäre, ihn zu beschreiben, wenn man aus irgendeinem Grund eine exakte Personenbeschreibung von ihr verlangt hätte. Schlank, mittelgroß, etwa fünfunddreißig Jahre alt, trägt einen teuren marineblauen Trainingsanzug, die Ärmel über den knöchigen Unterarmen hochgerollt. Und dann? Sein Gesicht war jung, fast kindlich, die Haut beneidenswert glatt und weich. Eigentlich wie fast alle jungen Männer aus Hongkong. Sie fing an, darüber nachzudenken, was der Versuch bedeutete, jemanden zu beschreiben. Wieviel mehr an einer Beschreibung im Auge des Betrachters liegt als im beschriebenen Gegenstand. Jede Beschreibung eines anderen Menschen konnte genausoviel über denjenigen aussagen, der sich an die Beschreibung machte, wie über den, der beschrieben wurde.

Schließlich hielten sie vor einem Gebäude aus goldfarbenem Tafel-

glas, in dem sich der Nachmittagshimmel spiegelte, als sei es in Wirklichkeit so etwas wie eine meteorologische Bodenstation. Ein Flugzeug bewegte sich von der einen glänzenden Gebäudekante zur anderen, dann kam ein stummer Taubenschwarm und dann eine Wolkenbank, die erschreckend schnell vorbeizog. Yat stand neben Jake und folgte ihren Blicken.

«Bewegt sich der Himmel immer so für Sie?» fragte er.

Sie kniff die Lippen zusammen und marschierte zielbewußt auf den kameraüberwachten Haupteingang zu. Yat hatte keinen Sinn für den gereizten Rhythmus und die zunehmende Lautstärke von Jakes Schritten auf ihren hohen Absätzen. Er schaffte es trotz seiner schweren Ausrüstung mühelos, mit ihr Schritt zu halten.

«Wenn Sie wollen, daß die Erde für sie bebt, wenden Sie sich vertrauensvoll an mich», sagte er anzüglich grinsend.

Jake war die erste an der Tür und hielt sie ihm auf. «Cormack behauptet, Sie seien ein verdammtes Genie, wenn es um Computer geht. Den Beweis dafür sind Sie mir allerdings noch schuldig, Yat, mein Junge.» Auf dem Weg zum Überwachungspult fügte sie hinzu: «Persönlich habe ich nichts gegen Leute wie Sie. Aber in Ihrem Fall wäre ich bereit, eine Ausnahme zu machen. Verstanden, Herr Kriminalsekretär?»

Er grinste sie böse an. «Das Problem mit euch Bleichgesichtern ist, daß ihr keinen Sinn für Humor habt.»

Das Institut für Gehirnforschung war in einem intelligenten Gebäude untergebracht, dessen Beleuchtung, Sicherheitssystem, Temperatur und Telefonnetz von einem eigenen Computer gesteuert wurden. Das Gebäude konnte nahezu alles selbständig regeln, ob es darum ging, einen Brand zu lokalisieren und die Feuerwehr anzurufen, oder als Empfangsdame für das Institut zu arbeiten. Während Chung dafür sorgte, daß das Gepäck durchleuchtet wurde, gab Jake die Ein-

zelheiten ihres Besuchs in den Empfangscomputer ein, der sie aufforderte zu warten, bis jemand Zeit hätte, sie abzuholen. Nach ein paar Minuten spuckte ein Thermaldrucker zwei Sicherheitspässe aus, die sie an die Jacke hefteten. Zugleich öffnete sich eine Fahrstuhltür, und ein außerordentlich langer Mann mit weißem Mantel und schlecht rasiertem Kinn kam auf sie zu. Die Hand, die er zum Gruß ausstreckte, ragte aus einer Manschette hervor, hinter der sich nur mühsam etwas verbarg, das wie ein Trainingsanzug aus Körperhaar aussah. Jake verschluckte sich beinahe vor Ekel. Nichts an einem Mann war für sie abstoßender als Brust- und Körperhaar.

«David Gleitmann», stellte sich der Mann mit der Leidensmiene vor. «Ich bin hier Professor für Neuro-Endokrinologie. Ich leite das Forschungsinstitut und das Programm.»

Jake stellte sich und Kriminalsekretär Chung vor. Der stieß einen Grunzlaut aus und blickte betont in die andere Richtung. Sie hatte ihn vor weniger als einer Stunde kennengelernt, und schon hatte sie Lust, ihn zu Brei zu schlagen. Der Fahrstuhl brachte sie ins oberste Stockwerk. Eine Gebärmutter und eine sichere Höhle, dachte Jake, als sie Gleitmann in sein Büro folgte. Die Wände waren im gleichen Beigeton gestrichen wie Fußboden und Decke, und wenn man einmal von den teuren Edelholzmöbeln absah, hätte man das Zimmer auf den Kopf oder auf die Seite stellen und es immer noch genauso bequem bewohnen können. Was auf den ersten Blick Fenstern glich, waren flache rechteckige Beleuchtungskörper. Und trotz seines zeitgenössischen Herstellungsdatums strahlte das Mobiliar einen leichten Hauch von Klassik aus. Es bestand aus Plinthen, Querbalken und Bögen, als hätte es einst einem griechischen Philosophen des Mittelalters gehört. Die Wirkung wurde von gewaltigen ledergebundenen Büchern verstärkt, die wie ein Haufen Pflastersteine auf dem Boden lagen. Ein freistehendes Bücherregal, in Form und Größe einem heidnischen Familienschrein nicht unähnlich, stand in jeder der sieben Ecken des Raums. Ein zweiter Mann saß bereits an dem Tisch,

der groß genug für das Refektorium eines Klosters gewesen wäre. Als sie ins Büro kamen, stand er auf, und Gleitmann stellte ihn als Dr. Stephen St. Pierre vor. Der Computerspezialist, sagte sich Jake, der auffiel, wie nervös er wirkte.

Gleitmann bot Kaffee an. Yat Chung teilte mit, er zöge Tee vor, und wich dabei dem strafenden Blick seiner Vorgesetzten aus.

Sie setzten sich an Gleitmanns Tisch. Yat Chung hielt Abstand von den anderen, als zöge er es vor, nicht an der Besprechung teilzunehmen. Aber Jake bemerkte sein neu erwachendes Interesse an den Vorgängen, als Gleitmanns Sekretärin, eine gutaussehende Chinesin, mit einem Tablett voll Erfrischungen und Yats Tee den Raum betrat. Sie folgte den Blicken ihres Untergebenen, die ihrerseits dem Mädchen folgten, das den Raum verließ, und fand seinen Geschmack anerkennenswert. Das Mädchen war es wert, angesehen zu werden.

«Ich bin vom Innenministerium angewiesen worden, Ihnen jede Unterstützung zu gewähren», sagte Gleitmann, der sich offensichtlich unbehaglich dabei fühlte.

«Wenn es Ihnen nichts ausmacht», sagte Jake höflich. Ob es dir etwas ausmacht oder nicht, dachte sie im stillen.

Gleitmann schob die Unterlippe gegen eine vollkommene Zahnreihe und biß darauf. «Mark Woodford hat irgend etwas von einem Lügendetektortest gesagt, dem sich alle unterziehen müssen.»

«Das stimmt. Kriminalsekretär Jones von meiner Ermittlungsgruppe wird sich darum kümmern. Es wäre mir recht, wenn er die Tests so bald wie möglich durchführen könnte.» Sie öffnete die Handtasche, nahm ein Döschen Süßstoff heraus und warf eine Tablette in ihren Kaffee. «Wann kann er seine Geräte bringen?»

Sie sah, wie Gleitmann einen Blick mit St. Pierre wechselte und wie St. Pierre den Kopf schüttelte und dann die Achseln zuckte.

«Wann immer Sie wollen, Frau Chefinspektor», seufzte Gleitmann, «wenn Sie es für nötig halten.»

«Das tue ich», sagte Jake energisch. «Sagen Sie, Herr Professor, führen Sie eigentlich immer noch Untersuchungen im Rahmen des Lombrosoprogramms durch?»

«Jedenfalls habe ich keine Anweisungen bekommen aufzuhören.» Er legte die schlanken Fingerspitzen aneinander, als warte er auf Widerspruch. Jake schwieg. «Das stimmt doch, oder etwa nicht? Das Innenministerium hat uns nicht angewiesen, die Untersuchungen einzustellen.»

Jake fiel auf, wie sich der Singular in den Plural verwandelt hatte: ein offensichtliches Zeichen der Schwäche, das sie auszunutzen beschloß.

«Es geht wohl kaum darum, daß dazu eine Anweisung nötig wäre», sagte sie. «Unter den vorliegenden Umständen könnte ich mir vorstellen, daß Sie von selbst aufhören möchten. Jedenfalls so lange, bis Kriminalsekretär Chung eine Möglichkeit gefunden hat herauszufinden, wo die Sicherheitslücke liegt.»

«Ich sehe nicht ein, was das nützen soll.» Der Einwurf kam von St. Pierre. «Wir müssen wohl von der Annahme ausgehen, daß der Mörder oder die Mörderin bereits über alle Informationen verfügt, die er oder sie benötigt.»

«Ich habe die Erfahrung gemacht, daß man bei Mördern dieses Typs sicherheitshalber gar keine unbewiesenen Annahmen machen sollte», sagte Jake und betrachtete ihre Fingernägel.

«Aber wenn hier überhaupt Annahmen gemacht werden, würde ich es vorziehen, sie selbst zu machen, wenn Sie nichts dagegen haben.»

«Aber Frau Chefinspektor, das Programm jetzt zu unterbrechen wäre doch nichts weiter als die Stalltür abzuschließen, nachdem...»

Gleitmann führte die Metapher nicht zu Ende, und Chung runzelte verständnislos die Stirn.

«Sie gehen von der Annahme aus, daß das Wissen des Mörders, wo es um die Daten des Lombrosoprogramms geht, nicht auf dem neuesten Stand ist. Ich glaube nicht, daß wir davon ausgehen können, daß er oder sie (obwohl ich glaube, wir haben es mit einem Mann zu tun) keinen Zugang zum System mehr hat, auch wenn es sich um unautorisierten Zugang handelt. Bevor wir wissen, wie die Sicherheitsvorkehrungen umgangen worden sind, habe ich den Verdacht, daß Sie durch eine Fortführung der Untersuchungen noch mehr Männer einem unkalkulierbaren Risiko aussetzen.»

Gleitmann rührte nachdenklich in seiner Kaffeetasse. «Ich fürchte, da kann ich Ihnen nicht zustimmen», sagte er entschieden. «Wenn Sie das Programm abbrechen wollen, müssen Sie sich schon an das Innenministerium wenden.»

Jake zuckt die Achseln. «Also gut».

Das lange dunkle Gesicht des Professors nahm einen gereizten Ausdruck an.

«Frau Chef Inspektor», sagte er mit feierlicher Stimme, «es scheint, Sie haben die beträchtlichen Investitionen nicht hinreichend beachtet, die für ein Projekt dieser Größenordnung aufgebracht worden sind. Es gibt noch andere und weitaus komplexere Aspekte dieser Angelegenheit als Fragen der individuellen Sicherheit. Muß ich Sie daran erinnern, daß dies ein Privatunternehmen ist? Alle Verbindungen, die wir zu Regierungsstellen haben, gehen einzig und allein aus vertraglichen Verpflichtungen hervor. Ich habe nicht nur Verpflichtungen den Patienten gegenüber, sondern auch meinen Aktionären. Die finanziellen, geschweige denn die politischen Folgen Ihres Vorschlags...»

Jake unterbrach ihn mit dem einzigen Handzeichen, an das sie sich

noch aus ihrer Ausbildungszeit bei der Verkehrspolizei in Hendon erinnerte. Mehrere Goldreifen glitten mit dem Geräusch eines kleinen Tamburins ihr kräftiges, schlankes Handgelenk entlang.

«Ich habe diese Faktoren in Betracht gezogen», sagte sie, «und ich habe beschlossen, mich nicht darum zu kümmern.»

St. Pierre lehnte sich über den Tisch und verschränkte ein Paar Hände, die stark genug waren, einen Ringkämpfer zu erwürgen. Er erinnerte Jake nicht an den typischen Militärangehörigen. Er war breitschultrig und kräftig gebaut, trug das dunkle Haar kurz geschoren wie beim Arbeitsdienst und hatte einen üppig wuchernden Karl-Marx-Bart. Die randlose Brille verstärkte den intellektuellen Anstrich. Er sah aus wie ein gebildeter Rocker. Sie fragte sich, ob dies betont männliche Image des Doktors etwa bedeuten könnte, daß er schwul war. Er lächelte, und als er das Wort ergriff, machte sich ein kleiner Sprachfehler bemerkbar, als behindere sein Schnurrbart die Bewegung der Lippen.

«Werden Sie das in Ihren Bericht für das Ministerium aufnehmen?» fragte er.

Bevor Jake antworten konnte, unterbrach Gleitmann: «Soweit ich weiß, Frau Chefinspektorin, haben Sie nur den Auftrag, die Quelle unseres Sicherheitslecks festzustellen. Das stimmt doch?» Er wartete nicht auf eine Antwort. «Das kann doch wohl einen so wichtigen Punkt wie die Fortführung unseres Programms nicht betreffen. Ich schlage vor, daß Sie sich auf die Durchführung Ihres eigentlichen Auftrags beschränken. Selbstverständlich werden wir Kriminalsekretär Chung jede Unterstützung gewähren. Uns ist genauso viel daran gelegen, diese Angelegenheit aufzuklären, wie Ihnen. Aber alles, was darüber hinausgeht...» Ein ausdrucksvolles Achselzucken. «Tut mir leid, nein!»

«Wie Sie wollen», sagte Jake. «Aber ich möchte jeden Ihrer Berater einzeln sprechen.»

«Darf ich fragen, wozu?»

«Um keine Zeit zu verlieren, will ich zunächst einmal von der Annahme ausgehen, daß jemand von außen in das Sicherheitssystem eingedrungen ist und daß es jemand war, der selbst ein VMK-negatives Untersuchungsergebnis hatte. Lassen Sie mich das erklären: Wenn ich richtig informiert bin, identifiziert das Lombrosoprogramm diejenigen Männer, die irgendwann einmal schwere aggressive Störungen entwickeln könnten. Vorläufig werde ich von der Annahme ausgehen, daß genau das geschehen ist. Ein VMK-negatives männliches Individuum hat eine schwere aggressive Verhaltensstörung entwickelt, und die Aggression richtet sich gegen andere VMK-Negative. Vielleicht kann sich einer Ihrer Berater an einen Probanden erinnern, der ein auffälliges Ausmaß an Feindseligkeit gegen das Programm und die Teilnehmer am Programm an den Tag gelegt hat.»

«Es ist Ihnen doch klar», sagte St. Pierre, «daß der Computer allen Männern, die sich als VMK-negativ erweisen, Decknamen zulegt. Selbst wenn sich einer unserer Berater an jemanden erinnern würde, auf den Ihre Beschreibung paßt, würde er ihn nur unter seinem Decknamen kennen. Ich sehe nicht so recht, wie Ihnen das helfen könnte.»

«Ich würde sie aber trotzdem gerne vernehmen. Oder haben Sie dagegen auch Einwände?»

St. Pierre fuhr sich mit den Fingern durch den Bart und räusperte sich. «Keinerlei Einwände, Frau Chefinspektor. Ich wollte Ihnen nur Arbeit abnehmen, sonst nichts.» Er warf einen Blick auf die Armbanduhr. «Ich denke, ich sollte jetzt Kriminalsekretär Chung unsere Paradigma Fünf zeigen.» Jake nickte Yat zu. Der trank seinen Tee aus und stand auf.

Während St. Pierre und er den Raum verließen, starrte sie auf den verschmierten Halbmond, den ihr Lippenstift auf ihrer Tasse zu-

rückgelassen hatte, und fragte sich, wie Crawshaw wohl vorankam. Das gestaltete sich alles komplizierter, als sie gedacht hatte. Gleitmann und seine Leute machten keinen besonders hilfsbereiten Eindruck. Zu Hause im Yard hatte sie auch bereits Schwierigkeiten, weil man ihrem Vorgesetzten den Fall entzogen hatte. Wenn es das Rauchverbot in öffentlichen Gebäuden nicht gegeben hätte, hätte sie jetzt eine Zigarette oder auch zwei angesteckt. Dann meldete sich Gleitmann zu Wort.

«Entschuldigung?» fragte sie zurück.

«Ich habe gesagt: Hoffentlich kann Ihr Assistent sich da durchfinden.»

«Ja, das hoffe ich auch», stimmte ihm Jake zu. Sie schenkte sich Kaffee nach. «Wir sprachen von Ihren Beratern», sagte sie. «Ja, gut. Der Chef der Psychiatrie im Institut ist Dr. Cleobury. Sie ist für die Berater zuständig. Soll ich sie zu uns bitten?»

Jake schüttelte den Kopf. «Nein, das wird im Moment nicht nötig sein. Wir werden hier in London anfangen und dann die Berater in Birmingham, Manchester, Newcastle und Glasgow befragen.»

«Alle Berater?»

«Alle. Ach ja, ich wäre dankbar, wenn Sie mir ein Büro mit Pictofon und Computer für meine Ermittlungen zur Verfügung stellen könnten.»

«Selbstverständlich. Meine Sekretärin wird sich darum kümmern. Und sagen Sie dem Computer Bescheid, wenn Sie sonst noch etwas brauchen. Schließlich befinden wir uns in einem intelligenten Gebäude. Erst einmal werde ich Dr. Cleobury bitten, die Verbindung zu den Beratern herzustellen.» «Vielen Dank.» Sie sah zu, wie er anrief, und wandte ihre Aufmerksamkeit

dann seiner Bibliothek zu. Viele Titel waren ihr aus ihrer Zeit als

Gerichtspsychologin beim Europäischen Kriminalamt vertraut, und eine ganze Menge stammte von Gleitmann selbst. Ein paar standen partienweise im Regal, als betreibe er eine Buchhandlung. Allein in einem Regal zählte Jake fünfzig Exemplare von *Soziale Bedeutung des menschlichen geschlechtsbestimmten Dimorphismus*. Offenbar war er stolz auf sein Werk. Sie zog ein Exemplar aus dem Regal und begann zu blättern.

«Ich würde mir das gerne ausleihen», sagte sie, als er sein Gespräch beendet hatte.

Gleitmann lächelte dümmlich. «Nehmen Sie es ruhig mit.»

Zu Hause aß Jake den übriggebliebenen Thunfischsalat vom Abend vorher. Dann setzte sie sich an das elektronische Klavier. Sie suchte eine Platte aus ihrer reichhaltigen Kollektion aus und schob sie ins Laufwerk: Schuberts Klaviertrio in h-Moll, genauer gesagt die Aufnahme der Cello- und Geigenstimmen. Die Klaviernoten leuchteten auf dem integrierten LCD-Schirm über der Tastatur auf.

Jake, die als Teenager eine kompetente Pianistin gewesen war, spielte präzise und exakt, aber sie verfügte nicht über die Technik der beiden Streicher und konnte die Ausdruckskraft nicht erreichen, die das Stück zu einem Meisterwerk des jugendlichen Optimismus macht. Besonders gern spielte sie das Scherzo mit seinen ausgedehnten Stakkatopartien in Viertel- und Achtelnoten und dem kunstreichen Kontrapunkt. Wenn es ein Musikstück gab, das ihre Laune nahezu immer verbesserte, war es das Scherzo op. 99. Und als die Zigeunerin im Rondo des Schlußsatzes ihre Fingertechnik bis zum äußersten gefordert hatte, ließ sie sich zufrieden seufzend in einen Sessel fallen.

Die Erinnerung an die Musik blieb noch minutenlang an ihren Fingerspitzen haften und belebte all ihre Sinne. Später fühlte sie sich sogar der Aufgabe gewachsen, Gleitmanns Buch zu lesen.

Es war nicht einmal ein schlechtes Buch. Es gefiel ihr besser, als sie erwartet hatte. Natürlich war ein großer Teil nichts weiter als Spekulation, aber es waren intelligente, einleuchtende Spekulationen.

Jake erinnerte sich an die Zeit vor ihrer Laufbahn in New Scotland Yard, als sie im EK über männliche Sexualpsychologie gearbeitet hatte. Gelegentlich wurde sie gefragt, warum sie zu einem so absolut männlich dominierten Institut wie dem Yard gegangen sei, wenn sie Männer schon nicht ausstehen konnte. Für Jake war die Antwort einfach: Wenn so viele Frauen männlichen Verbrechern zum Opfer fielen, schien es ihr nicht angezeigt, den Schutz der Frauen ganz in Männerhände zu legen. Frauen waren verpflichtet, zu ihrem eigenen Schutz beizutragen.

Erst als sie Gleitmanns Buch fast zur Hälfte gelesen hatte und es erschöpft beiseite legte, bemerkte sie, daß er das Exemplar signiert hatte.

Typisch männlich, dachte sie.

Haben Sie Geduld. Ich werde sofort über die nächste Hinrichtung berichten. Kaltblütig, wie Truman Capote gesagt hätte. Lassen Sie mich vorher nur schnell den letzten Faktor in der neuen Gestalt meines Lebens erwähnen.

Nach meiner Nacht am Computer und meinen Überlegungen über die anderen Männer mit VMK-negativem Untersuchungsergebnis ging ich zu dem Termin, den ich vor der Untersuchung mit meinem Analytiker, Dr. Wrathall, vereinbart hatte.

Sie werden fragen, warum ich schon bei einem Psychoanalytiker in Behandlung war. Also im Grunde bin ich ein wenig neurotisch und gehe seit zwei Jahren einmal die Woche zur Behandlung. Meine Beziehung zu Dr. Wrathall hat mir wirklich viel gebracht. (Das ist alles schrecklich ungenau, aber dagegen kann ich nichts tun.) Vieles von dem, was er und ich miteinander besprechen, hat mit meiner persön-

lichen Unzufriedenheit zu tun.

Die Welt ist von meinem Willen unabhängig, jedenfalls insoweit mein Wille im wesentlichen Träger des Ethischen ist, und der Wille als Phänomen interessiert nur Leute wie Dr. Wrathall. Also ist leicht einzusehen, daß ich, wenn ich so über das Phänomen meines Willens spreche, den Versuch mache, die Grenzen meiner Welt zu bestimmen und herauszufinden, wie sie zu ändern sind.

Also fragte ich Dr. Wrathall direkt, ob ein Mensch, der plötzlich seine wahre Aufgabe im Leben erkennt, verpflichtet sei, alles auf Spiel zu setzen, um sie zu erfüllen. Natürlich sprach ich nicht von der Art Verpflichtung, wie man sie anderen Verkehrsteilnehmern gegenüber hat. Auch nicht von der Pflicht, Vater und Mutter zu ehren. Nein. Ich sprach natürlich von der höchsten Pflicht und Aufgabe, die es überhaupt geben kann, der Pflicht, die man sich selbst, dem «schöpferischen Dämon» schuldet.

Dr. Wrathall stockte und murmelte vor sich hin und sagte schließlich, er selbst sei der Meinung, es sei im Leben nicht falsch, ihm und wieder ein paar Risiken auf sich zu nehmen. Missionsbewußtsein und das Wissen um ein Ziel seien Dinge, die das Leben lebenswert machen.

Es wäre falsch, wenn ich dem, was gesagt wurde, eine Struktur überstülpen wollte. Dr. Wrathall ist einfachen Gemütes, und wie die meisten Analytiker kann er nicht viel wirklich Bedeutsames formulieren. Meist genügt es mir, daß er mir, wenn auch verständnislos, zuhört. Deshalb war die Frage ein verhältnismäßig seltenes Ereignis und forderte eine noch seltenere Antwort heraus. In der Tat sah sich Dr. "Wrathall veranlaßt, selbst ein paar Fragen über das Wesen dieses «schöpferischen Dämons» zu stellen. Infolge des eingleisigen Denkens, das er sich aus professionellen Gründen angewöhnt hat, stellte er auch die vorhersehbare Frage, warum ich wohl glaube, die 'Wörter «Pflicht» und «Dämon» gebraucht zu haben. Es verwirrte

den armen Teufel, als ich antwortete, die Frage sei eher metaphysisch als empirisch. Wie unordentlich doch manche Menschen denken!

Bis ich wieder zu Hause war, war ich nicht nur davon überzeugt, daß ich meinen Impulsen bezüglich meiner VMK-negativen Brüder folgen sollte, sondern auch, daß ich moralisch dazu verpflichtet war. Denken Sie etwa an Paul Gauguin: Er gab alles auf, Frau, Heim, Kinder, Beruf, Sicherheit, weil er den leidenschaftlichen, tiefen, intensiven Wunsch hatte, Bilder zu malen. So sollte man sein.

Vielleicht werden Sie einwenden, im Vergleich zur Malerei sei der Mord keine eigentliche Berufung. Aber ich fordere Sie auf, hinter die konventionellen Moralregeln zu blicken und die

Phänomenologie der Angelegenheit zu betrachten. Es ist mir peinlich, ein Wort wie «Existentialismus» zu verwenden, aber letzten Endes ist es das, wovon ich spreche. Denken Sie an die Figur des Meursault bei Camus. Nur die Aussicht auf den Tod, den eigenen oder den anderer, verleiht dem Leben Realität. Der Tod ist die einzige wahre Gewißheit. Beim Tod ändert sich die Welt nicht, sondern hört auf. Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Aber Töten... Töten ist ein Ereignis.

Betrachten Sie die Idee des Tötens: die Behauptung des eigenen Seins, die Leugnung des Seins eines anderen. Selbstschöpfung durch Vernichtung. Und wieviel mehr Selbstschöpfung liegt vor, wenn die anderen, die zerstört werden müssen, selbst eine Gefahr für die Gesellschaft sind, wenn das Töten einem höheren Zweck dient. So entgehe ich dem Vorwurf des Nihilismus. Der authentische Akt der reinen Entscheidung wird nicht mehr zufällig, ohne wirklichen Bezug zur Bedeutung vollführt. All dies stellt den Schlüssel zu dem Problem dar, wieviel Wahrheit der Solipsismus enthält.

Mein nächstes Opfer, Deckname Bertrand Russell, war Kunstliebhaber. In jeder anderen Beziehung war er unvorhersagbar, seinem

Namensvetter und dessen mathematischer Logik überhaupt nicht ähnlich. Russell ging morgens zu wechselnden Zeiten zur Arbeit und kam abends zu verschiedenen Zeiten nach Hause. Wahrscheinlich hatte er gleitende Arbeitszeit, oder wie immer man das nennt. Er arbeitete in einem Büro am Albert Embankment und nahm irgendwelche unbedeutenden Verkaufsfunktionen für die Firma wahr, die eine Art koffeinangereichertes Getränk namens Jolt herstellt: «Im Kaffee waren noch nie so viele Bohnen.»

Aber jeden Mittag pünktlich um 12 Uhr 45 überquerte Russell die Vauxhall Bridge und folgte Millbank zur Tate Gallery. Dort aß er unten in der Cafeteria ein Sandwich (ich glaube, ich habe ihn nie Kaffee trinken sehen) und verbrachte etwa dreißig Minuten damit, sich Bilder anzusehen.

Er sah seltsam aus, aber er paßte ganz gut zu den ganzen Kunststudenten, die sich da versammelten. Seine Züge hatten etwas von einem Gnom: zu große, abstehende Ohren, ein viel zu schwaches Kinn, eine Nase, die zu zwiebel förmig war, zu kleine Augen und ein Kopf, der zu groß für den hageren Hals war. Er wäre als Umschlagbild für jeden beliebigen Horrormoman verwendbar gewesen. Der abstoßende Eindruck wurde noch durch einen langen grauen Mantel verstärkt, der ihm ein paar Nummern zu groß war und mich an Dopey in Schneewittchen und die sieben Zwerge erinnerte. Nur daß dieses Wesen nichts Wohlwollendes, nichts Freundliches an sich hatte. Russells Gesicht war böseartig genug, daß er als Gaststar in dem Alptraum hätte auftreten können, den ein kleines Kind träumt. Wenn je ein Mensch ausgesehen hat, wie man sich einen potentiellen Mörder vorstellt, dann Bertrand Russell.

Ich folgte ihm durch die Galerie. Anscheinend hatte er eine Vorliebe für die Präraffaeliten, was in sich ein hinreichender Grund ist, einen Menschen zu erschießen. Dabei überlegte ich, wieviel er wohl über den Philosophen aus Cambridge wußte, dessen Namen ihm das Lombrosoprogramm verliehen hatte. Eigentlich hätte ich mich vor-

stellen sollen. Ich hätte spitzzüngige Bemerkungen zu den Principia Mathematica machen können oder über die Fragwürdigkeit seiner Versuche, bis zu Elementarsätzen vorzudringen. Aber darauf kommt es nicht an. Wir haben einander nie wirklich verstanden. Ein wenig hab ich ihn schon immer für einen Schwindler gehalten.

Natürlich ging mir nichts von alledem durch den Kopf, als ich ihm durch die Galerie folgte und auf die Gelegenheit wartete, ihm die zeitliche Unsterblichkeit der menschlichen Seele zu schenken, die in ihrem ewigen Überleben nach dem Tode liegt, falls es so etwas gibt. Ich muß zugeben, daß ich ein bißchen nervös war, weil ich diesmal - entgegen meiner Gewohnheit - vorhatte, an einem öffentlichen Ort am helllichten Tage zu töten. Also sagte ich gar nichts und beobachtete ihn nur.

Hat er vielleicht etwas geahnt? Hat sich in dem Äther, der den Raum zwischen uns füllte, das Bild eines tödlichen Gedankens von meinem Geist auf den seinen übertragen? In einem Augenblick - ich glaube, es war, als er sich über eine Vitrine mit Aquarellen von William Blake beugte - hat er aufgeblickt, mich angesehen und gelächelt.

Ich weiß nicht, wie ich aussah. Dennoch habe ich den Eindruck gewonnen, als habe ich irgendwie komisch ausgesehen, oder vielleicht ist mir plötzlich die Kinnlade herabgefallen, denn er hat gelacht. Er hat gelacht, als sei ich ein kleines Kind, das etwas ganz unglaublich Süßes sagt.

Jetzt war ich zum erstenmal wirklich wütend auf ihn, und als ich in der gleichen Sekunde wahrnahm, daß der Teil der Galerie, in dem sich eine beklagenswert kleine Sammlung der Werke des größten Engländers befindet, der je gelebt hat, menschenleer war, zog ich die Waffe aus dem Schulterhalter und feuerte genau in die Mitte seiner minderbemittelten Stirn.

Russell fiel zu Boden. Im Fall schlug sein Kinn auf die Kante der Vitrine auf. Einen kurzen Augenblick lang preßte er die Hand auf das

Loch, das mein erster Schuß gebohrt hatte, und das Blut lief ihm über den Nasenrücken, während sich seine andere Hand in die Stoffdecke krampfte, die Zeichnungen und Aquarelle vor dem gefährlichen Sonnenschein schützt. Beinahe dachte ich, er würde das Tuch zerreißen, aber dann war es ihm aus den Fingern geglitten, und ich lief um die Vitrine, stand über ihm und feuerte den Rest des Magazins ab.

Mit dem zweiten und dritten Schuß trennte ich zwei Finger von seiner Hand. Er blutete stärker, als ich es gewohnt war; auch das ist ein Grund, warum es schwieriger ist, bei Tageslicht zu arbeiten. Ein wenig Blut spritzte auf meinen Schuh. Aus all diesen Gründen kann ich mich nicht erinnern, ob ich das Geräusch gehört habe, an dem man einen erfolgreichen Kopfschuß erkennt.

Erst da fiel mir auf, daß ich ihn in die Stirn und nicht in den

Hinterkopfgeschossen hatte, wie ich das sonst immer tue. Also verfügte ich, als ich mich gelassen und ruhig von Russells Leiche entfernte, nur über die Wahrscheinlichkeit, ihn erfolgreich getötet zu haben. Und nur in Ermangelung von Gewißheit gebrauchen wir die Wahrscheinlichkeit.

5

JAKE BLIEB VOR EINEM der Bilder stehen. Sie hatte schon immer eine Schwäche für Blake gehabt. Zwei Reproduktionen seiner Gemälde hingen an der Wand ihres Badezimmers. Sie wußte, daß Blake nicht jedermanns Geschmack war. Den meisten war er zu mystisch. Aber Jake hatte eine Schwäche für Mystik jeder Art, und die besten Einfälle kamen ihr oft im kleinsten Raum der Wohnung. Mag sein, daß sie eher zeitgebunden als erdumspannend dachte, aber Blakes Gemälde vermitteln ihr eine Ahnung von der dunkleren Seite des menschlichen Wesens, die ihrer Ermittlungsarbeit zugute kam.

Sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem großen Blutfleck auf dem

Boden zu, der gerade aus allen nur erdenklichen Blickwinkeln fotografiert wurde, als suche man nach der symbolischen Bedeutung, die sich hinter der äußeren Form verbarg. Der Mann von der Spurensicherung, ein gewisser Kriminalsekretär Bruce, hockte sich neben sie auf den Boden.

«Nun, was haben wir bisher erreicht?» fragte sie.

«Nun, Jerusalem haben wir noch nicht erbaut», antwortete er. «So viel kann ich jetzt schon sagen.»

«Ich lass nicht ab von geistigem Streit, Herr Kollege», erwiderte sie, «noch ruht das Schwert in meiner Hand. Dennoch wäre ich Ihnen dankbar, wenn Sie etwas anderes als Banalitäten, sei es auch noch so poetisch, mitzuteilen hätten.»

«Jawohl, gnädige Frau», sagte Bruce und klappte seinen Laptop auf. «Oliver John Mayhew, wohnhaft 137 Landor Road, London SW9. Sechs Kopfschüsse aus geringem Abstand gegen 1 Uhr 20 heute mittag. Der Wärter hat ihn gefunden. Hat angeblich nichts gesehen und nichts gehört.»

«Also wirklich», sagte er, «was zuviel ist, ist zuviel! Was soll denn das? Was wird aus meinem Teppich?»

«Machen Sie sich darum keine Sorgen», erwiderte Jake. «Wir geben ihn zurück, sobald wir mit den Untersuchungen fertig sind. Wer weiß, wenn Sie einen hübschen Rahmen drum machen, können Sie ihn ja vielleicht ausstellen.»

Spencers Mund öffnete und schloß sich lautlos, und Jake, an deren Ohr keine Stimme aus dem übelriechenden rosa Abgrund seines Rachens drang, wünschte ihm einen guten Tag und ging.

Mayhews, den seine Firma gut versichert hatte, lag in einer Privatklinik, die mit dem Westminster-Krankenhaus zusammenarbeitete. Die Klinik sah aus wie ein teures Hotel: dicke weiche Teppiche, Le-

dermöbel, große moderne Gemälde und Bonsaibäumchen. Unter dem Lautsprecher am Empfang tröpfelte sogar ein kleiner Springbrunnen vor sich hin. Der Lysolgeruch und die gelegentlich auftauchenden weißen Uniformen schienen ein wenig fehl am Platze, als werde die Atmosphäre von ruhig gediegenem Luxus durch einen unvorhergesehenen Zufall gestört.

Kriminalinspektor Stanley erwartete sie in einem stillen Gang vor dem OP. Als sich Jake zu Beginn der Ermittlungen an ihr erstes Zusammentreffen mit Stanley erinnerte, hatte sie sich gefragt, ob sie weiter mit ihm zusammenarbeiten sollte. Konnte ein Beamter von der männlichen Mordkommission, der beim Tatortbericht über einen Frauenmord auftauchte, mehr als eine Belastung sein? Ed Crows-haw, der Stanley aus Hendon kannte, sagte, er sei kein schlechter Bulle und zuverlässig, auch wenn er dazu neigte, alles ein bißchen zu wörtlich zu nehmen. Jake ihrerseits neigte dazu, diese Kritik als eher für Stanley sprechend zu betrachten. Die assoziative Phantasie, die man bei der Lösung eines Falles brauchte, traute sie sich selbst zu und arbeitete lieber mit Leuten zusammen, bei denen sie sich darauf verlassen konnte, daß sie genau das taten, was man ihnen aufgetragen hatte. Wenn Jake an die meisten ihrer Kollegen im Yard dachte, kam sie zu dem Schluß, daß Phantasie häufig ein Indiz für Korruption war.

Stanley war ein großer, sportlich wirkender Mann mit langem Haar und einem Gesicht so bleich wie Ziegenkäse. Er schwankte ein bißchen, als er begann, seinen Bericht abzustatten.

«Scheiße, was ist los mit Ihnen?»

«Krankenhäuser», sagte er mit Grabesstimme. «Es ist immer das gleiche. Ich vertrage den Geruch nicht.»

«Gut, aber kollabieren Sie nicht hier. Das können Sie sich nicht leisten.» Jake suchte in ihrer Handtasche und fand eine kleine Flasche Riechsalz, die sie noch aus der Zeit mit sich führte, als sie Streife

ging. «Hier», sagte sie, «riechen Sie mal dran!»

Stanley hielt die Flasche unter die ausladenden Nüstern, zog ein paarmal Luft ein und nickte ihr dankbar zu. «Danke», sagte er mit schwacher Stimme.

«Behalten Sie sie lieber», sagte sie. «Fühlen Sie sich jetzt imstande, Ihren Bericht zu erstatten?»

Er nickte. «Mayhew wird noch operiert. Es sieht aber ziemlich hoffnungslos aus. Er hat mehr Löcher im Kopf als eine Bowlingkugel. Außerdem hat er viel Blut verloren. Aber während der Kollege im Unfallwagen bei ihm war, ist er kurz einmal aufgewacht.»

Stanley winkte dem bewaffneten Polizisten, der ein wenig abseits von den beiden stand. Der Mann schritt auf seine beiden dienstälteren Kollegen zu, und seine Schuhe quietschten auf den teuren Bodenmatten wie zwei kleine Pelztierchen.

«Wachtmeister, erzählen Sie der Chefinspektorin, was Mayhew im Krankenwagen zu Ihnen gesagt hat.»

Der Wachtmeister schob die Maschinenpistole beiseite, knöpfte die Brusttasche seiner Uniformjacke auf und zog den

Computer heraus. «Er hat gesagt: «Diese Schweine! Sie haben gelogen. Sie haben gelogen. Ich hätte wissen sollen, daß sie von Anfang an vorhatten, mich umzubringen. Sie haben gelogen. Gehirn. Gehirn.» Er schüttelte den Kopf. «Ich fürchte, er hat nicht sehr verständlich gesprochen.»

«Sind Sie ganz sicher?» fragte Jake. «Das ist wörtlich das, was er gesagt hat?»

«So wörtlich, wie ich es mitbekommen habe, gnä' Frau. Er lag mehr oder weniger im Delirium.» Der Wachtmeister steckte den Computer in die Tasche und schob die Maschinenpistole wieder vor die Brust.

«Und er hat nur das eine Mal gesprochen?» Der Wachtmeister nickte. «Bis wir hier waren, hatte der Atem ausgesetzt. Ich glaube, sie haben ihn im Operationssaal wiederbelebt. Die Schwester hat versprochen, auf alles aufzupassen, was er sagt, solange er da drin ist.»

«Danke», sagte Jake. «Wenn er sonst noch was sagt, egal wie unbedeutend es klingt, will ich es wissen. Verstanden?» «Jawohl, gnä' Frau.»

Jake und Inspektor Stanley waren schon auf halbem Weg zum Ausgang, als jemand sie von hinten rief. Sie wandten sich um und sahen den Wachtmeister, der sie wieder herwinkte. Neben ihm stand ein Mann im grünen Kittel.

«Es tut mir leid», sagte der Chirurg, als sie bei ihm waren. «Ihr Mann ist nicht mehr zu Bewußtsein gekommen.»

Lester French, Experte für Schußwaffen im gerichtsmedizinischen Institut von Scotland Yard, erhob sich von seiner Sammlung von Mikroskopen und Kameras und ließ eine Kugel in Jakes ausgestreckte Hand fallen.

«Daran ist Mayhew gestorben», sagte er. «Die und noch fünf von ihren Schwestern. Ihr Mörder weiß, was er tut, soviel kann ich Ihnen verraten. Diese kleine Schönheit hat einiges an Wucht.»

«Und es ist der gleiche Typ, mit dem die anderen getötet worden sind?»

French nickte entschieden.

«Wie funktioniert sie?»

«Schon die Hülsen sind Meisterwerke der Präzisionsmechanik», sagte French bewundernd. «Eine geschliffene Messinghülse mit geschlossener Druckluftkammer. Ein einfaches und wirksames Ventilsystem.» Er nahm einen kleinen Gaszylinder von der Werkbank. «Damit lädt man die Patronen auf.»

«Heißt das, daß unser Mörder seine eigene Munition herstellt?» fragte Jake, von der Begeisterung des Experten für sein Spezialgebiet verwirrt.

«Nein, nein. Es geht, wie gesagt, um Präzisionsmechanik. Diese Hülse hier wird von einem Waffenfabrikanten in Birmingham hergestellt. Man kann die Patronen in jeder Waffenhandlung kaufen, und man kann jede beliebige Kugel draufsetzen. Insoweit hat Ihr Mann seine eigene Munition fabriziert. Und zwar schwere Munition: mit konisch-konoidem Hohlkopf, zugespitzt und stromlinienförmig.»

«Es geht um eine Gasdruckpistole», sagte Jake, der das Ganze immer noch nicht klar war. «Ist das so etwas wie ein Luftgewehr?»

«Wenn es darum geht, wie man die Waffe abfeuert, ja. Aber wenn es um das geht, was aus dem Lauf herauskommt, nein.» Er nahm das verformte Metallstück von Jakes Handfläche und hielt es ans Licht. «Will sagen: Die normale Kugel für ein Luftgewehr hat nicht mehr Ähnlichkeit mit dem hier als eine blöde kleine Erbse. Was man damit trifft, das ist ein für allemal erledigt.»

«Wie sieht die Waffe dazu aus?» fragte Stanley.

French öffnete eine Tür hinten im Laboratorium und führte sie auf einen kleinen Schießstand. Auf einem Pult lag etwas, das aussah wie ein langläufiger Revolver vom Kaliber .44. Er hob die Waffe auf und gab sie Jake. «Etwa so», sagte er.

«Sieht aus wie eine normale Pistole.»

French spitzte die Lippen. «Sie tut auch alles, was man von einer normalen Pistole erwarten würde.» Er wies mit dem Kinn auf eine der Zielscheiben. «Probieren Sie es. Sie ist geladen.»

Jake spannte den Hahn. Die Waffe fühlte sich leichter an als ein normaler Revolver.

«Gut so», sagte French. «Entsichern Sie jetzt, und sie ist feuerbe-

reit.»

Sie richtete den Lauf auf die Zielscheibe, zielte und drückte den Abzug durch. Die Waffe bewegte sich kaum in ihrer Hand und macht weniger Geräusch als ein Finger, der auf den Tisch klopft.

«Raffiniert, was?» French ging zur Zielscheibe voran.

«Das hier ist eine zwei Zentimeter starke Spanplatte. Das gibt Ihnen einen Eindruck davon, was eine voll ausgewachsene Gasdruckpistole einem Menschen antun kann.»

Jakes Kugel hatte die Zielscheibe in Menschengestalt in der Leisten-
gegend getroffen.

«Sauberer Schuß», sagte French. Er zog einen Kugelschreiber aus der Jackentasche und steckte ihn in das Loch. «Glatter Durchschuß. Beeindruckend, was?» «Und wie», murmelte Stanley.

«Wenn Ihnen die Waffe immer noch zu laut ist, können Sie sogar einen Schalldämpfer dafür kaufen. Aber das Bemerkenswerte daran ist, daß sie nicht waffenscheinpflichtig ist. Jeder, der älter als siebzehn ist, kann heutzutage in einen Laden gehen und so etwas kaufen, ohne daß man ihm irgendwelche Fragen stellt.»

Jake schüttelte verwundert den Kopf. «Wie das?» French zuckte die Achseln. «Der Gesetzgeber hat sich so ausschließlich auf konventionelle Schußwaffen konzentriert, daß es niemandem aufgefallen ist, was für raffinierte Luftgewehre es heutzutage gibt. Sie müßten allerdings über fünfhundert Dollar für ein Exemplar wie das hier zahlen. Ein Gewehr kostet doppelt soviel.»

«Soll das heißen, es gibt auch solche Gewehre?» fragte Stanley.

«Aber ja doch. Sogar mit lasergesteuertem Infrarotvisier, wenn Sie ein bißchen wildern wollen. Und mit quecksilber- oder glyzerine-
gefüllten Explosivpatronen ist es genau das, wovon so ein kleiner Lee Harvey Oswald träumen würde.»

«Die Gewehre haben wahrscheinlich noch mehr Durchschlagskraft», meinte Jake.

«Wenn Sie die richtige Munition nehmen, können Sie mit einem guten Gasdruckgewehr einen ausgewachsenen Hirsch erlegen. Das Ganze gibt es auch noch mit Feineinstellung.» Ein grimmiges Grinsen zog über Frenchs Gesicht. «Hoffen wir, daß Ihr Typ nicht so etwas erwischt hat. Dann kann man gar nicht mehr sagen, wozu er fähig wäre. Immerhin hat er sich ja schon ganz schön betätigt. Am hellen Tag einen Mann in der Tate Gallery zu erschießen! Die Presse wird begeistert sein.»

Später am Nachmittag hatte Jake einen Termin bei ihrer Therapeu-
tin, Dr. Blackwell. Die Praxis war in einem eleganten dreistöckigen Haus in Chelsea in einer Nebenstraße der King's Road, und Jake ging seit knapp einem Jahr zu Dr. Blackwell.

Dr. Blackwell rechnete sich zur neoexistentiellen Schule der Psycho-
therapie. Hier vermied man die eher mechanischen Aspekte der klas-
sischen freudianischen Analyse und ermutigte den Patienten, sein Leben eigenverantwortlich zu gestalten. Das Schlüsselement der Beziehung zwischen Existenztherapeut und Patient war die Konfron-
tation, in der die Probleme des Patienten diskutiert wurden und der Therapeut versuchte, den Patienten auf die lebensfördernden authen-
tischen Lösungen hinzuweisen, die durch freie Entscheidung ent-
deckt werden konnten. Laut Dr. Blackwell übertrug sich die Erfah-
rung aus dieser Konfrontation letztlich auf die Art, wie der Patient sich und andere sah.

Die Empfangsdame lächelte, als Jake die Klinik betrat, und stand hinter ihrer Theke auf.

«Sie sollen gleich reinkommen», sagte sie, «sobald Sie sich ausge-
zogen haben.» Sie führte sie zu den Umkleidekabinen.

Wie die meisten neoexistentiellen Therapeuten verlangte Dr. Black-

well von ihren Patienten, daß die Konfrontation im Zustand völliger Nacktheit erlebt wurde, um das Gefühl persönlicher Offenheit zu stärken. Jake betrat die Kabine und zog den Vorhang hinter sich zu. Sie zog die Jacke aus und legte sie auf den Hocker. Dann öffnete sie den Reißverschluß ihres Rocks, zog ihn aus, hängte ihn auf einen Bügel und hängte dann die Jacke darüber. Als sie die Bluse aufknöpfte, vernahm sie das vertraute Rascheln von Dr. Blackwells Rock, die von der anderen Seite auf den Vorhang zukam.

«Kommen Sie rein, wenn Sie soweit sind, Jake», sagte die Therapeutin.

Ihre Stimme war gedämpft und wohlartikuliert und klang beinahe ehrfurchterregend, als wäre Dr. Blackwell die Äbtissin eines schweigsamen und sehr frommen Nonnenordens. Es war eine Stimme, die Jake an die Direktorin ihrer Klosterschule erinnerte. Vielleicht war das einer der Gründe dafür, daß sie zu Dr. Blackwell und nicht zu einer anderen Therapeutin ging. Die Therapeutin erinnerte sie an jemanden, der früher einmal freundlich und verständnisvoll gewesen war, und das zu einem Zeitpunkt, zu dem sie es ihres Vaters wegen dringend gebraucht hatte.

«Gut», sagte Jake, ließ ihr Höschen zu Boden fallen und hakte den Büstenhalter auf. An der Kabinenwand hing ein Spiegel in voller Körperlänge, und Jake betrachtete ihren Körper einen Augenblick lang kritisch. Die Brüste waren zu groß.

Aber sonst sah alles noch ungefähr so aus wie damals, als sie das Studium in Cambridge beendete. Nicht schlecht für eine siebenunddreißigjährige Frau. Ein paar von ihren verheirateten Freundinnen sahen inzwischen eher aus wie ihre eigene Mutter. Ohne Zweifel waren es die Kinder, die eine Frau richtig alt werden ließen.

Ein roter Morgenrock, der Jake etwas zu männlich vorkam, hing am Kleiderhaken. Jake zog ihn an, band den Gürtel um und öffnete dann den Vorhang.

Dr. Blackwells Zimmer war groß und hell, und der tiefe, weiche blaue Teppich war extra dazu bestimmt, ein Gefühl von Entspannung aufkommen zu lassen. Sie saß hinter einem großen grauen Lederschreibtisch vor einer Wand, an der die Kopie eines Gemäldes von Francis Bacon hing. Hinter ihren Schultern sah man zwei Fensterbögen so groß wie eine Telefonzelle. Als Jake das Zimmer betrat, blickte sie von ihrem Krankenblatt auf und lächelte freundlich.

«Und wie ist es Ihnen ergangen?»

«Gut», sagte Jake. «Oder eigentlich, so wie immer. Nichts Neues.»

Dr. Blackwell nickte mit dem Kopf. Sie war eine kräftig gebaute Frau von etwa fünfzig mit den großen Händen einer Bäuerin und einem seltsam niedlichen Puppengesicht. Sie trug einen teuren Haarschnitt mit elegant geschwungenen Seitensträhnen, die sich unter dem Kinn schlossen, und ein weißes Bouclekleid, das kaum nach Krankenhaus aussah und einen malerischen Kontrast zu ihren sonnengebräunten Armen bot.

«Ist es Ihnen warm genug?»

Jake sagte ja.

«Also gut. Schließen Sie die Augen, und versuchen Sie sich zu entspannen. Gut so. Einatmen, ausatmen. Wenn ich <Jetzt> sage, sollen Sie den Morgenrock fallen lassen, und ich will, daß Sie sich gleichzeitig vorstellen, Sie würden alle Hemmungen von sich. Enthüllen Sie nicht bloß Ihren Körper, sondern auch all Ihre tiefsten Gefühle.» Sie hielt einen Moment inne und sagte dann: «Jetzt!»

Jake ließ den Morgenrock auf den Teppich gleiten und blieb schweigend und abwartend stehen. Sie spürte weder Schamgefühl noch Peinlichkeit, nur das Gefühl vollkommener Befreiung.

«Öffnen Sie die Augen», sagte Dr. Blackwell fröhlich, «und legen

Sie sich hin.»

Mitten im Zimmer stand eine schwarze Ledercouch, daneben ein Stuhl. Jake legte sich hin und starrte auf die teure Beleuchtungsanlage, die zugleich ein Teil des Heizungssystems war. Dann hörte sie das Quietschen des Stuhls, als sich Dr. Blackwell setzte.

«Haben Sie wieder Alpträume gehabt?» fragte sie. «In letzter Zeit, nein.»

«Treffen Sie sich zur Zeit mit irgend jemand?» «Sie meinen, schlafe ich mit irgend jemand?» «Wenn Sie es so wollen.» «Nein, ich schlafe mit niemand.» «Wann hatten Sie das letzte Mal eine Liebesaffäre?» Jake schüttelte den Kopf und sagte nichts. Dann fragte sie sich selbst: «Habe ich das je gehabt?»

Sie hörte, wie Dr. Blackwell sich Notizen machte. «Und haben Sie immer noch feindselige Gefühle gegen Männer?» «Ja.»

«Erzählen Sie von dem neuesten Fall.» «Das war ein Mann in einem Hotel in Frankfurt. Er versuchte, mich anzumachen, und ich war unhöflich zu ihm. Als ich ihn später im Fahrstuhl traf, hat er mich angegriffen.» «Wie hat er Sie angegriffen?» «Er hat meine Brüste berührt.» «Glauben Sie, er wollte Sie vergewaltigen?»

«Nein, wahrscheinlich nicht. Ich glaube, er war bloß angetrunken.»

«Und was ist dann geschehen?»

Jake lächelte verlegen. «Was glauben Sie schon, daß geschehen ist? Ich habe ihn k. o. geschlagen.»

«Und wie haben Sie sich danach gefühlt?»

«Zunächst habe ich mich richtig wohl gefühlt», sagte sie. «Aber später habe ich gewünscht, ich hätte es nicht getan. Wenigstens hätte ich nicht gleich so hart zuschlagen sollen. Wie gesagt, ich war überhaupt nicht gefährdet. Ich weiß nicht, warum ich es getan habe.»

«Letzten Endes sind wir das, was wir uns zu tun entscheiden.»

«Deshalb komme ich ja zu Ihnen», sagte Jake. «Um besser mit den Entscheidungen leben zu können, die ich treffe.»

«Ich weiß nicht, ob ich Ihnen dazu verhelfen kann, sich wohler zu fühlen, wenn Sie jemand angegriffen haben», sagte Dr. Blackwell. «Aber erzählen Sie mir einmal allgemein, wie Sie sich fühlen, wenn Sie entdecken, daß einige Ihrer Entscheidungen falsch waren, so wie bei dem Mann, den Sie niedergeschlagen haben.»

Jake seufzte. «Ich habe das Gefühl, mein Leben habe keinen wirklichen Sinn.»

«Und Ihr Vater? Was fühlen Sie in letzter Zeit, wenn Sie an ihn denken?»

«Ich glaube, jetzt, wo er tot ist, hasse ich ihn noch mehr.»

«Und trotzdem war Ihr Vater nur ein Mann, nicht alle Männer.»

«Wenn man ein Kind ist, steht der Vater für alle Männer.»

«Wenn Ihr Vater nicht das Ungeheuer gewesen wäre, von dem Sie mir erzählten, Jake...»

Sie schnaubte laut durch die Nüstern.

Manchmal dachte sie, es wäre leichter gewesen, Dr. Blackwell zu erzählen, ihr Vater habe sie sexuell mißbraucht, denn die Realität, die sie erfahren hatte, war so viel schwerer zu erklären. Inzest zwischen Vater und Tochter und seine mögliche traumatisierende Wirkung auf ein junges Mädchen waren etwas so viel Greifbareres, leichter Verständliches als das, was Jake durchgemacht hatte. Es genügte einfach nicht, wenn sie sagte, daß sie von ihrem Vater ihre ganze Jugend hindurch beschimpft und verbal mißbraucht worden war, daß er keine Gelegenheit ausgelassen hatte, sie vor anderen zu blamieren, daß er ihr keinerlei Zuwendung gezeigt hatte.

Das alles hätte sie ihrem Vater vergeben können. Was sie unter keinen Umständen verzeihen konnte, war der Haß, mit dem er ihre Mutter verfolgt hatte.

Jakes Mutter war eine schüchterne, leidensfähige Frau gewesen, die anscheinend jeden einzelnen Fall ignorieren oder verzeihen konnte, in dem ihr Mann sich widerlich benahm: seine ständige Untreue, seinen böartigen Sarkasmus, seine Wutanfälle, seine schlechte Laune und seine Gewalttätigkeit.

Sie faßte nie den Mut, ihn zu verlassen. Das Leben mit ihm, so erklärte sie es Jake, war gewiß unsäglich, aber ein Leben ohne ihn wäre undenkbar gewesen. Bis der Tag kam, an dem dieses unsägliches Leben plötzlich unerträglich wurde und sie Selbstmord beging.

Die siebzehnjährige Jake hatte sie mit einem Messer in der Brust auf dem Boden des Geräteschuppens im Garten gefunden. Natürlich hatte sie angenommen, ihr Vater habe ihre Mutter ermordet. Vielleicht hatte es auch so aussehen sollen. Aber die Polizei hatte festgestellt, daß eine Zwinge auf der Drehbank ihres Vaters auf die Breite des Messerstiels eingestellt war. Sie war zu dem Schluß gekommen, die Tote habe das Messer in der Zwinge befestigt und sich dann wie ein römischer General selbst ins Messer gestürzt. Lange Zeit hatte Jake geglaubt, die Polizei habe sich geirrt, und ihr Vater habe ihre Mutter doch ermordet. Erst als sie selbst zur Polizei ging, war es ihr gelungen, das Ermittlungsergebnis zu akzeptieren.

Daß sie es war, die den Selbstmord ihrer Mutter entdeckte, hatte bei Jake eine bleibende Abscheu vor Selbstmord zurückgelassen; von einem ausgeprägten Haß auf ihren Vater ganz zu schweigen, und als ihr Vater drei Jahre später an einem Gehirntumor starb, der wenigstens eine Erklärung für sein entsetzliches Verhalten bot, war Jakes Haß auf den wichtigsten Mann in ihrem Leben zu etwas weitaus Allgemeinerem geworden ...

«...wäre es dann möglich, daß Sie nicht alle Männer hassen wür-

den?»

Jake dachte einen Augenblick nach. «Ja», sagte sie, «das wäre möglich.»

«Glauben Sie, rein theoretisch, Sie hätten eine befriedigende Beziehung zu einem Mann haben können?»

«Das ist eine schwierige Frage. Wenn Sie meinen Beruf hätten und die Dinge sehen würden, zu denen Männer, und nur Männer, fähig sind... Mein Gott!»

Sie dachte an Mary Woolnoths nackte Leiche und die obszönen Lippenstiftspuren auf dem nackten Körper.

«Also theoretisch ja, möglicherweise. Aber ich bin nicht hier, weil ich den Eindruck habe, daß mit meinem Sexualleben etwas nicht stimmt.»

«Ja, ich weiß. Sie sind hier, weil Sie glauben, Ihr Leben sei sinnlos.»

«Richtig.»

«Und dennoch hat Ihr Leben auf Grund Ihrer eigenen ontologischen Unsicherheit keinen Sinn, Jake. Weil Sie in sich gespalten sind. In diesen pathologischen Ausbrüchen von Männerfeindschaft zeigt sich Ihre innere Spaltung. Sie sind eine intelligente Frau. Um das herauszufinden, brauchen Sie mich nicht.»

Jake setzte sich auf und bedeckte ihre nackten Brüste mit den Händen. Sie seufzte tief und setzte sich auf den Rand der Couch. Dr. Blackwell stand auf, ging wieder an ihren Schreibtisch, setzte sich und machte einen Vermerk in Jakes Krankenblatt.

«Haben Sie gemerkt, daß wir heute einen echten Fortschritt gemacht haben?» fragte sie gleichmütig. «Das war das erste Mal, daß Sie zugegeben haben, daß Ihr Leben ohne Ihren Vater vielleicht anders ausgesehen hätte.»

Jake stand auf, hob den Morgenrock vom Boden und warf ihn über.

«Und was beweist das?» fragte sie.

«Ach, ich weiß nicht, ob es irgend etwas beweist. Beweise spielen in der neoexistentiellen Therapie keine besondere Rolle. Aber offenbar spielen sie eine große Rolle in Ihrem Leben.»

«Natürlich tun sie das. Schließlich bin ich Polizistin.»

«Um so besser. Ich bezweifle ja nur, daß es legitim ist, Beweisbarkeit auch im Privatleben als einziges Kriterium anzuerkennen. Gewalttätigkeit und Feindseligkeit sind nichts weiter als verstärkende Techniken für das, was Sie sich selbst beweisen wollen, und für das, was Sie versuchen zu verdrängen. Vielleicht werden Beweise einen geringeren Stellenwert annehmen, wenn Sie die Realität der Entscheidungsmöglichkeiten akzeptieren, die Ihnen offenstehen. Aber eins müssen Sie wissen: Bevor irgendeine Besserung zu erwarten ist, werden Sie wohl wenigstens einen Mann finden müssen, den Sie genauso von ganzem Herzen bewundern können, wie Sie früher einmal Ihren Vater bewundert haben. Vielleicht werden Sie sich dann wieder echt und authentisch fühlen.»

Jake nickte verärgert. «Vielleicht», sagte sie.

Dr. Blackwell lächelte. «Darum geht es ja, wenn wir von Entscheidungsfreiheit reden.»

Jake wohnte allein in Battersea in der Nähe der Königlichen Ballett-akademie. Sie konnte sich erinnern, daß sie früher einmal Balletttänzerin werden wollte, aber ihr Vater hatte ihr gesagt, daß sie zu groß dafür war, und ausnahmsweise hatte er recht gehabt.

Ihre Wohnung lag im obersten Stockwerk eines altmodischen modernen Gebäudes, und von einem kleinen Betonbalkon aus, auf dem eine unwahrscheinliche Sammlung von Grünzeug wuchs, hatte man einen schönen Blick auf den Fluß. Jake liebte die Wohnung mit ih-

rem Balkongarten, und wenn sie überhaupt einen Nachteil hatte, dann, daß sie zu nah am Hubschrauberlandeplatz Westland lag. Gelegentlich kreisten weißgestrichene Hubschrauber wie gewaltige Möwen geräuschvoll über ihrem Balkon, besonders dann, wenn sie ein Sonnenbad nahm.

Eine Zeitlang hatte Jake versucht, ihr Heim mit einer Untermieterin zu teilen, einem Mädchen namens Menon, deren Mutter mit Jakes Mutter befreundet gewesen war. Anfangs kamen Merion und sie gut miteinander aus. Jake hatte nicht einmal etwas dagegen, als Merion anfang, ihren behaarten Freund Jono mit in die Wohnung zu bringen, um sich ihm geräuschvoll in Jakes Badewanne hinzugeben. Sie hatte sich nicht einmal darüber beschwert, daß die beiden anschließend die Wanne nicht besonders gründlich putzten. Aber als Jono im unverzeihlichen Zustand totaler Nüchternheit einen entschiedenen Annäherungsversuch bei Jake gewagt hatte und Jake ihn im Gegenzug k. o. geschlagen hatte, nahm Merion Anstoß an Jakes mangelnder Feinfühligkeit und zog wenig später aus.

Auf diese Zeit folgte eine Periode intensiver Promiskuität, in die sich Jake eher stürzte, um ihre wiedergewonnene Privatsphäre zu feiern, als weil sie ein starkes Bedürfnis danach gehabt hätte. Eine Zeit, die einer ebenso intensiven, ebenso langen und ebenso unbefriedigenden Periode der Promiskuität in ihren Zwanzigern entsprach. Danach hatte sie eine kurze und unvermeidlicherweise stürmische Affäre mit einem Schauspieler, der in Muswell Hill lebte und eine modische Feindseligkeit gegen den Londoner Süden und die Polizei zur Schau trug. Gelegentlich machte er in beiden Hinsichten eine Ausnahme für Jake.

Seitdem waren zwei Jahre vergangen, in denen Jake mehr oder weniger keusch geblieben war. Mehr, nachdem ein Mann, den sie vernahm, sie so heftig zwischen die Beine trat, daß sie sich für vier Wochen krank schreiben lassen mußte; weniger am letzten Silvesterabend auf einer Party mit einem genauso gefühllosen Typ, der

bei der BBC arbeitete.

Als Jake nach Hause kam, goß sie ihre Pflanzen, steckte eine Fertigmahlzeit in die Mikrowelle und griff zur Abendzeitung. French hatte recht behalten. In der Spätausgabe des *Evening Standard* fand sich ein Bericht über den Mordanschlag, und obwohl das Lombroso-Programm nicht erwähnt wurde, konnte der Verfasser immerhin darauf hinweisen, daß die Polizei von der Annahme ausging, der Anschlag auf Mayhew stehe in Verbindung mit einer Anzahl ungelöster Mordfälle der letzten Zeit. Jake interessierte sich besonders für den Bericht, weil sie wußte, daß er eine wichtige Fehlinformation enthielt. Auf ihre Anordnung hin hatte die Pressestelle von New Scotland Yard die Tatsache verschwiegen, daß Mayhew tot war. Statt dessen hatte man den Journalisten erzählt, Mayhews Krankenhausbett werde Tag und Nacht in der Hoffnung bewacht, er werde das Bewußtsein wiedererlangen und den Täter beschreiben können. Jake hegte die vage Hoffnung, der Mörder könne sich zu dem Versuch veranlaßt fühlen, sein Werk zu vollenden. Sie wußte, daß das kein sehr aussichtsreicher Plan war, aber er schien den Versuch wert. Sollte der Mörder sein Gesicht im Westminster-Hospital zeigen, erwartete ihn das Mobile Einsatzkommando. Wenig Aussichten, dachte sie, so etwas geschieht allenfalls im Kino. Und deswegen war sie zu Hause und nicht im Krankenhaus und dachte an die Badewanne und einen kurzen

Abend. Professor Gleitmanns Buch lag auf ihrem Nachttisch und sah wie ein wirksames Schlafmittel aus. Aber erst stellte sie die Nicamvision an, um zu sehen, ob es irgendwelche Nachrichten über Mayhew gab.

In den Nachrichten wurde er nicht einmal erwähnt. Was war schon ein Mordanschlag im Vergleich mit den Berichten über Kriege, Hungersnöte und Katastrophen, die den größten Teil des Programms ausmachten. Nach den Nachrichten beschäftigte sich eine Sendung mit den Vor- und Nachteilen des Strafkomas. Die Frage war aktuell,

weil ein Terrorist der IRA, ein gewisser Declan Fingal, morgen abend im Gefängnis Wandsworth der Vollstreckung des Urteils auf nicht aufhebbares Koma entgegenseh.

Tony Bedford, Mitglied des Unterhauses und Oppositionssprecher für Fragen von Schuld und Sühne, war zu einer Anzahl von Demonstranten gestoßen, die vor dem Gefängnis gegen die Urteilsvollstreckung protestierten, und breitete seinen Abscheu vor dem, was hier im Namen des Gesetzes geschehen sollte, vor den Fernsehkameras aus. Er wirkte so aufgeblasen wie immer, und während Jake mit dem meisten von dem, was er sagte, übereinstimmte, hatte sie doch den Eindruck, daß Bedford, wäre er der Innenminister, Fingal nach einer ernsthaften Ermahnung nach Irland zurückgeschickt hätte.

Es folgte ein Interview mit Grace Miles. Frau Miles wirkte entspannter als in Frankfurt und trug ein schwarzes Kleid mit juwelengeschmückten Knöpfen der Größe und Form von Wikingerfibeln mit einem tiefen Ausschnitt über ihrem wohlgeformten Busen. Sie sah betörender aus als ein ganzer Felsen voll Sirenen. Die Kamera fuhr im Schwenk auf eine Ganzansicht der Parlamentarischen Staatssekretärin, und als habe man ihr ein Stichwort gegeben, schlug Frau Miles die Beine übereinander, um den Blick auf ein wenig zuviel Oberschenkel und, kaum zu fassen, einen Strumpfband freizugeben. Eine Nummer für die Boulevardpresse, dachte Jake. Frau Miles war die einzige Frau in der Regierung, die ihren Sex-Appeal einsetzen konnte, und sie tat es auch.

Zwar zweifelte Jake nicht daran, daß Frau Miles eine attraktive Frau war, aber was sie dem Moderator über Strafverfolgung zu sagen hatte, war weniger attraktiv. Und ihre Stimme war lehrerhaft und insistierend und machte das Zuhören nicht leicht. Jake erinnerte sich ungern daran, daß sie für die sture Strafpolitik dieser Frau gestimmt hatte. Aber als Polizeibeamtin, so sagte sie sich, war man manchmal der eigenen Absichten nicht mehr sicher.

Polizeibeamte finden nur selten Gefallen an einem Pictofonanruf um drei Uhr morgens. Bestenfalls hätte Jake normalerweise mit einem Exhibitionisten gerechnet, der seine Geschlechtsteile vor die Kamera hielt, um eine hilflose alte Jungfer zu erschrecken. Jake suchte blind um sich greifend nach dem Schalter für das Licht und die sprechende Uhr - «Es ist drei Uhr morgens» -, schüttelte den Schlaf aus dem Kopf und griff nach der Fernbedienung für das Pictofon. Einen kurzen Augenblick lang dachte sie, es könne das Krankenhaus sein, und ihr Köder habe gewirkt. Aber als sie den Knopf fand, der den Anruf entgegennahm, erschien Kriminalsekretär Chungs Gesicht auf dem Minibildschirm auf dem Nachttisch.

«Ich hoffe, ich habe Sie nicht geweckt», sagte er fröhlich und verlogen.

Jake fletschte verschlafene Zähne. «Wissen Sie, wieviel Uhr es ist?»

«Ob ich weiß, wieviel Uhr es ist? Natürlich weiß ich, was die verdammte Uhr zeigt. Gerade erst hat meine Frau angerufen, um mir zu sagen, wie beschissen spät es ist. Sie wollte wissen, warum ich immer noch hier im Gehirnforschungsinstitut bin, statt nach Hause zu kommen und sie zu vögeln.»

«Ja, ich kann mir vorstellen, daß ihr das fehlt», sagte Jake und regulierte die Farbsättigung in Richtung auf Gelb, bis Chungs Kopf aussah wie eine große Zitrone.

«Da haben Sie verdammt recht», sagte Chung, der Jakes Ironie nicht mitbekommen hatte.

Jake griff nach den Zigaretten und zündete sich eine an. «Hören Sie, Chung», sagte sie, «wenn Sie etwas zu berichten haben...»

«Ich habe nicht angerufen, um Sie ohne Makeup zu bewundern», knurrte er, «oder um nachzusehen, mit wem Sie schlafen.»

«Schlafen?» fragte Jake. «Woher so plötzlich die dezente Ausdrucksweise?»

«Hm?»

«Vergiß es! Also erzählen Sie mir, was Sie zu erzählen haben, damit ich wieder einschlafen kann, Sie kleiner gelber Armleuchter.»

«Sie sollten da wirklich aufpassen. Ich könnte Sie beim Verein gegen rassistische Verfolgung anzeigen, wenn Sie noch einmal so etwas sagen. Ich habe Ihr Problem gelöst, weiße Herrin.»

Jake saß plötzlich aufrecht im Bett. «Sie meinen, Sie können die Sicherheitslücke erklären?»

«Nicht schlecht», sagte Chung und grinste beim Anblick von Jakes überraschend freigelegten Brüsten. «Wirklich nicht schlecht. Wissen Sie was? Zeigen Sie mir ganz schnell mal den Rest, und ich vergesse die Geschichte mit dem Rassismus. Wie war's?»

Jake griff nach der Bettdecke und zog sie bis zum Hals empor. Am liebsten hätte sie Chung aufgefordert, sich ins Knie zu ficken, und ihm dann eine dienstliche Rüge erteilt. Andererseits wollte sie ihm keinen Anlaß geben, noch kooperationsunwilliger zu werden, als er es ohnehin schon war. Sie kannte ihn gut genug, um zu wissen, zu was für Behinderungstaktiken er fähig war. Also biß sie die Zähne zusammen, vergaß seine sexistische Bemerkung und forderte ihn auf zu berichten, was er entdeckt hatte.

«Wenn ich Sie wäre», sagte er, «würde ich meinen weißen Arsch hochkriegen und mich hierher bewegen. Und zwar sofort. Hören Sie, es ist ein bißchen kompliziert, das Ganze am Pictofon zu beschreiben, und wenn Sie erst morgen früh kommen, werde ich nicht mehr dasein. Ich habe jetzt zwanzig Stunden an dieser Scheiße durchgearbeitet, und sobald ich Ihnen alles erklärt habe, werde ich nach Hause gehen und verdammt noch mal endlich schlafen.»

«Ich kann nur für Sie hoffen, daß das alles die Mühe wert ist», knurrte Jake und drückte auf die Fernbedienung, um das Gespräch zu beenden.

Natürlich war ich ein wenig beunruhigt, als ich in die Abendzeitung schaute. Das beweist eben nur meine Behauptungen über funktionale Enkephalisation. Ich wußte, daß es ein Fehler war, ihn ins Vorderhirn statt ins Hinterhirn zu schießen. Das kommt davon, wenn man ungeduldig ist.

Also, ich habe natürlich nicht den mindesten Zweifel daran gehabt, daß Russell visuell behindert sein würde, schließlich liegen der Sehnerv, das Septum und der präoptische Bereich alle in diesem Teil des Gehirns. (Eigentlich hätte ich ja auch seinen ach so wichtigen Hypothalamus treffen können, den Punkt, von dem seine und meine Schwierigkeiten ausgingen.) Also war die Wahrscheinlichkeit, daß er irgend etwas würde identifizieren können außer der Innenseite seiner eigenen Augenlider, alldem zum Trotz, was der Evening Standard behauptete, recht gering. Verstehen Sie jetzt, daß man nicht alles glauben darf, was im Evening Standard steht? Trotzdem werde ich in Zukunft vorsichtiger sein und immer auf Kleinhirn und Großhirnrinde zielen.

Gehirnfunktionen sind ein faszinierendes Gebiet. Wenn Sie daran zweifeln, versuchen Sie doch einmal darüber nachzudenken, welcher Teil Ihres Gehirns eben jetzt nachdenkt. Versuchen Sie es: Schließen Sie die Augen und konzentrieren Sie sich auf ein Bild Ihres eigenen Gehirns. Das ist einfacher, wenn Sie einen Reality-Approximation-Apparat haben, aber falls das nicht der Fall sein sollte, will ich versuchen, es Ihnen zu beschreiben.

Von oben gesehen, sieht Ihr Gehirn etwas aus Dantes Inferno ähnlich: ein Loch, in das die Seelen der Verdammten geschleudert werden, ein Ort, am dem sich ihr Fleisch und ihre Körper umeinander winden und kaum Raum finden, die verzweifelten Qualen der Ver-

damnis voneinander getrennt zu halten. Es ist ein ähnlicher Anblick wie der, den die Befreier von Auschwitz sahen, als sie auf die aufgehäuften Massen nackter, unbegrabener Leichen starrten. Eine grauenhaft zusammengepreßte menschliche Masse, eine Gänseleberpastete der Gedanken.

Von der Seite gesehen, ist ihr Gehirn ein Tänzer oder ein Akrobat mit unglaublichen Muskeln. Sehen Sie sich nur diesen Bizeps, diesen Brustmuskel an! Der Akrobat und Tänzer kauert in Embryonallage vor Ihnen, den Arm (den Schläfenlappen) um das Bein geschlungen, den Kopf (das Kleinhirn) auf das Schienbein (die Medulla oblongata) gestützt.

Von unten gesehen, wirkt Ihr Gehirn auf obszöne Weise hermaphroditisch. Die Stirnlappen treffen aufeinander wie menschliche Schamlippen. Darunter erinnern Varolsbrücke und Medulla oblongata an einen halb erigierten Penis.

Im Koronalschnitt von Ohr zu Ohr gleicht die unvollkommene Symmetrie Ihres Gehirns den Klecksen des Rorschachtests, des diagnostischen Werkzeugs unstrukturierter Persönlichkeitstests, für das die Psychologen einst eine Vorliebe hatten.

Aber wo, so werden Sie fragen, wo zwischen all diesen Lappen und Hemisphären, den Stämmen und Strängen, den Fissuren und Knospen, wo sind da die Gedanken, das logische Bild der Tatsachen? Tatsache ist, daß wir uns auf eine noch kleinere, tiefere Ebene begeben müssen, wenn wir ihren Ursprung finden wollen. Wir müssen das Bild auf einen Maßstab von einem tausendstel Millimeter reduzieren, um das einfachste Element des Geschehens, das Neuron, zu finden.

Können Sie sich das jetzt vorstellen? Die synaptischen Sprünge von einem Neuron zum anderen gehen so schnell vor sich, daß es verzeihlich ist, wenn Sie sie die ersten zehntausend

Male übersehen. Und hören Sie hin: Können Sie die elektrische Energie hören, die von diesen Synapsen erzeugt wird? Sie hören sie? Meinen Glückwunsch: Sie denken.

Also denken Sie jetzt daran: Wenn Sie die Gesamtheit der wahren Gedanken, die logischen Bilder der Tatsachen, zusammenfassen könnten, hätten Sie ein Bild der ganzen Welt.

Wir können nicht denken, was wir nicht denken können, und was wir nicht denken können, das können wir auch nicht sagen.

6

KRIMINALSEKRETÄR CHUNG SASS auf einem dreibeinigen Hocker vor einem grauen Plexiglastisch in der Computerzentrale des Instituts. Auf einer Seite des kreisförmigen Tisches befand sich eine Tastatur und in der Mitte eine holographische Darstellung der Daten, mit denen er arbeitete. Im Dämmerlicht des Computerraums erinnerte die Maschine Jake an ein antikes Orakel.

«Ehrwürdiger Priester», sprach sie Chung, an, «fragt das Orakel, ob es uns der Mühe wert erscheinen wird, um drei Uhr früh aus dem Bett geschmissen worden zu sein.»

«Sie können auf ein bißchen Schönheitsschlaf verzichten», knurrte Chung über den Rand seiner Kaffeetasse.

«Aus Ihrem Munde, mein lieber Chung, klingt das geradezu verdächtig nach einem Kompliment.»

«Und wenn schon, ich bin eben müde», sagte er gähmend und rieb sich die Augen. «Das sind die verdammten Hologramme. Ich kann sie nicht ausstehen. Wie irgendwelche Halluzinationen. Ich ziehe einen anständigen Bildschirm vor.»

Jake zog einen zweiten Hocker heran und setzte sich neben ihn an die Konsole. Der Hauptteil des Lombrosocomputers lag unter ihren Füßen, und die Informationen wurden durch die Tischbeine in den

Projektor eingespeist. Jetzt, wo sie ihm näher kam, bemerkte sie seinen Geruch, der nicht allzu erfreulich war.

Chung bemerkte Ihr leichtes Nüsternzucken und schnaufte verächtlich.

«Falls ich stinken sollte, dann, weil ich seit fast drei Tagen hier sitze.»

Jake beschloß, die Gelegenheit zu nützen und den Chinesen durch Komplimente zu besänftigen.

«Ich weiß», sagte sie, «und glauben Sie nicht, ich wüßte es nicht zu schätzen. Ich weiß, wie hart Sie gearbeitet haben. Mehr hätte niemand verlangen können. Hören Sie, Yat, wenn Sie eine Spur finden, die auf den Täter weist, werde ich dafür sorgen, daß der Polizeidirektor davon hört.»

Chungs schmale Augen wurden noch schmaler.

«Schon gut, schon gut», sagte er mit unterdrücktem Lachen. «Ich bin im Bilde. Übertreiben Sie bloß nicht gleich. Ehrlich gesagt, es ist mir scheißegal, was Sie irgend jemandem erzählen.»

Dennoch konnte Jake sehen, daß er sich geschmeichelt fühlte.

«Bitte, Yat», sagte sie mit kindlich erregter Stimme, «ich sterbe vor Neugierde. Erzählen Sie, was Sie entdeckt haben.» Sie schlug sich mit den Fäusten auf die Knie und quietschte aufgeregt wie ein kleines Mädchen.

Chung lächelte kühl und berührte eine Taste auf dem Tisch.

«Ich werde versuchen, es in einfache Worte zu fassen.»

«Tun Sie das, bitte!»

«Also: Erstens, der Eindringling kam von außen. Wenn man sich in das System einklinkt, nimmt der Speicher unter dem Tisch den Vor-

gang unter einer laufenden Nummer zu den Akten und macht eine Notiz darüber, welches Terminal benutzt worden ist. Natürlich gibt es täglich Hunderte derartiger Vorgänge, die von einem der neununddreißig Terminals in diesem Gebäude und den übrigen vier Lombrosozentren in Birmingham, Manchester, Newcastle und Glasgow ausgehen.» Er deutete auf das Hologramm vor sich. «Das da ist einer der heutigen Vorgänge: Nummer 280213 - das ist das Datum; dann die laufende Nummer des Vorgangs - 71839422; TRINITY - das ist das Paßwort von gestern; und schließlich 09 - das ist die Nummer des Terminals; in diesem Falle, dieses Terminals hier.

Und das war der eigentlich mühselige Teil. Ich habe den Computer darauf programmiert, alle Vorgänge der letzten zwölf Monate darauf zu überprüfen, ob irgendeiner von einem nicht identifizierten Terminal ausgegangen ist, also von einem Terminal ohne Nummer, das dann auch außerhalb des Systems der fünf Institute liegen muß. Und Sie werden es nicht glauben, ich habe einen gefunden. Datum 221112.»

Jake nickte. «Das heißt also, daß am 22. November vergangenen Jahres jemand in das System eingebrochen ist.»

«Richtig. Das System selbst gehört zum Datennetzwerk der Europäischen Gemeinschaft, und das heißt, daß nur jemand, der Zugang zum EGDN hat, in das Lombrosoprogramm eindringen konnte. In anderen Worten, er muß eines unter etwa einem Dutzend Systemen der Verwaltung benutzt haben. Anders geht es nicht. EGDN ist eine private Telekomlinie, zu der die Öffentlichkeit keinen Zugang hat.»

«Also ist unser Verdächtiger höchstwahrscheinlich im öffentlichen Dienst beschäftigt.»

Chung nickte zustimmend. «Aber dann zeigt sich, daß er schlau ist. Die Tatsache selbst, daß er ein Terminal außerhalb des Instituts benutzt hat, hat das zusätzliche Sicherheitssystem des Computers aktiviert. Damit sollen nichtautorisierte Personen daran gehindert wer-

den, weiter voranzukommen.»

«Nichtautorisiert?» Jake runzelte die Stirn. «Hatte er keine Benutzernummer und das Paßwort des Tages?»

Chung drückte auf ein anderes Feld auf der glatten Glasfläche und ließ eine Liste von Vorgangsnummern erscheinen. Jake konnte sehen, daß eine davon ein paar Ziffern kürzer war.

«Doch, hatte er. Das Paßwort, das er benützt hat, war CH ANDLER. Fragen Sie mich nicht, wie er daran gekommen ist. Ich habe keine Ahnung. Jedenfalls noch nicht. Nein, wenn er nicht autorisiert war, dann einfach, weil sein Terminal keine Identifizierungsnummer im System hatte.» Jake nickte. «Verstanden.»

«Das Sicherheitssystem war die holographische Darstellung eines dreiköpfigen Hundes.»

«Kerberos», sagte Jake.

«Kennen Sie das Programm?»

«Nein, aber ich verfüge über so etwas wie klassische Bildung.»

«Aha! Na, der Einbrecher offenbar auch. Das ist das Problem mit den Typen von der Computersicherheit. Die glauben immer, alle seien so unwissend wie sie selbst.»

«Gilt das auch für Dr. St. Pierre?»

«Das gilt ganz besonders für Dr. St. Pierre», sagte Chung. «Von der Art liefen bei uns in Hongkong eine Menge rum. Blöder sturer Bock. Kann nur in einer geraden Linie denken.»

«Und ich muß wohl annehmen, daß unser Einbrecher dem Kerberos entkommen ist. Richtig?»

«Entkommen?» Er grinste fröhlich und gab schnell eine Reihe von Befehlen ein.

Die Zahlenreihen verschwanden, und an ihrer Stelle erschien die lebensgroße Darstellung eines schlafenden dreiköpfigen Hundes. Das Vieh sah bedrohlich genug aus, daß Jake froh war, daß es schlief, ob es nun bloß ein Hologramm war oder nicht.

«Er hat ihn betäubt», sagte Chung.

«Einen computergesteuerten Hund betäubt?» fragte Jake ungläubig.
«Wie macht man das?»

«Zu umständlich zu erklären. Aber es ist eine Technik, die generell als Trojanisches Pferd bezeichnet wird. Es gibt viele verschiedene Variationen davon, aber die Grundidee ist klar.»

«Fürchte die Griechen, und doppelt, wenn sie schenken, oder so? Schlau.»

Chung schüttelte den Kopf. «Der eigentliche Trick kommt erst noch. Erinnern Sie sich dran, wie Sie alle die beratenden Psychologen befragt haben? Sie haben sie gefragt, ob sie sich an die Decknamen von ein paar VKM-negativen Versuchspersonen erinnern könnten, und ob jemand darunter dem Programm überdurchschnittlich feindselig gegenüberstand.»

«Ja. Es gab eine Liste. Aber sie enthielt nur Decknamen. St. Pierre sagte, der erste Programmpunkt für den Computer sei der Datenschutz und die vertrauliche Behandlung der wahren Identitäten. Er bestand darauf, daß der Computer ihre Namen und Adressen nicht herausgeben würde.»

«Und unser Einbrecher hat genau das geschafft.» Jake zündete eine Zigarette an. So früh am Morgen konnte man von niemand verlangen, daß er sich an ein Rauchverbot hielt. «Ich wollte Sie bitten, genau das zu versuchen, wenn Sie damit fertig sind, den Eindringling zu finden», sagte sie.

«Dann bin ich schon um eines weiter als Sie», sagte er und fügte

dann hinzu: «Passen Sie auf, wohin Sie den Rauch blasen. Er stört das Hologramm.»

Jake hielt die Zigarette mit ausgestrecktem Arm hinter sich. «Es gibt eine Sonderliste der Decknamen in einem anderen System, für das das Vertraulichkeitsgebot des Lombrosoprogramms nicht gilt. Leider enthält sie nur die Decknamen und sonst nichts. Jedenfalls bin ich davon ausgegangen, habe die Liste genommen und angefangen, Lombroso eine Frage zu stellen.»

«Was für eine Frage?»

«Nun, sehen Sie, ich hab mir die ganze Zeit überlegt, wenn mein Name in der Lombrosodatei stünde, würde ich den Sicherheitsvorkehrungen im System trauen? Garantiert nicht! Also würde ich versuchen, meinen Namen und meine Adresse so schnell wie möglich zu löschen. Ich hab also nichts getan, als bei jedem Namen auf meiner Liste die Bestätigung anzufordern, daß er auch in der Hauptdatei erscheint. Ich hatte den Verdacht, daß unser Mann seine Identität bereits gelöscht hat.» «Und?» fragte Jake erwartungsvoll.

«Einen Namen nach dem anderen, genau so. Und schließlich habe ich das gefunden, was ich suchte. Genauer gesagt, ich habe es nicht gefunden, wenn Sie wissen, was ich meine. Ich habe einen Decknamen eingegeben, von dem ich mit Sicherheit wußte, daß er ausgegeben worden war, und um Bestätigung gebeten. Plötzlich teilte mir Lombroso mit, daß es im System keinen derartigen Namen gab.» Er hielt einen Augenblick inne und zuckte schuldbewußt die Achseln. «Und gerade da ist es passiert.»

«Was ist passiert?»

«Eine Scheißlogikbombe. Das Arschloch hatte eine Zeitbombe dage lassen, und als ich versucht habe, Bestätigung für seinen Decknamen zu kriegen, habe ich sie ausgelöst.»

Jake runzelte die Stirn. «Was zum Teufel ist eine Logikbombe?»

«Hauptsächlich ist es ein beschissener Haufen Geld. Sehen Sie, es ist so etwas wie ein Programm mit einem Verzögerungseffekt.» Er biß sich auf die Lippen. «Mit einem verzögerten Zerstörungseffekt.»

«Um Gottes willen», flüsterte Jake erschrocken. «Sie wollen mir doch nicht etwa erzählen, daß diese Logikbombe, oder wie immer Sie das nennen wollen, das ganze System ruiniert hat?»

«Nicht das ganze, nein, nicht das ganze. Ich habe alle meine eigenen Spezialprogramme ausprobiert. Aber bis ich das richtige gefunden und das Programm daran gehindert hatte, sich selbst zu vervielfältigen, hatte ein bestimmter Teil des Systems schwere Schäden erlitten.»

«Welcher bestimmte Teil des Systems?»

«DieVMK-Datei.»

«Scheiße!»

«Nicht die ganze Datei, nur ein Teil davon.»

«Ein wie großer Teil?»

Chung zuckte mit den Achseln. «Schwer zu sagen. Etwa 30 bis 40 Prozent.»

«Was soll ich Gleitmann bloß sagen?»

«Früher oder später wäre die Zeitbombe sowieso losgegangen», sagte Chung und lachte verlegen. «Die Logikbombe saß im Hauptspeicher und wartete nur auf den Zünder. Hätte sie jemand anders ausgelöst, hätte die Bombe die ganze Festplatte gelöscht. Die haben noch Glück gehabt, daß ich die richtige Software dabei hatte, ein Programm, das ich selber geschrieben habe. So etwas wie ein Impfstoff. Es ist gegen beinahe 200 verschiedene Virenarten wirksam.» Er nickte zufrieden mit dem Kopf. «Es ist schon so, edle Dame. Ohne mich wäre das ganze Lombrosoprogramm ein abgeschlossenes Kapitel der Kriminalgeschichte. Denken Sie nur einmal daran.»

pitel der Kriminalgeschichte. Denken Sie nur einmal daran.»

«Ich werde es probieren.»

«Denken Sie an das Positive!» belehrte er sie. «Sie kennen das Datum, an dem der Einbrecher in das System eingedrungen ist. Sie wissen, daß er im öffentlichen Dienst stehen muß. Sie wissen, daß er etwas von Computern versteht. Vielleicht ist er sogar wegen anderer EDV-Delikte vorbestraft. Sie kennen seinen Decknamen. Sie haben sogar einen Berater, der sich an ihn erinnert.»

«Ist das so? Wie lautet der Deckname?»

Chung zog einen Notizzettel zu Rate. «Wittgenstein», sagte er. «Ludwig Wittgenstein.» Er betonte den Namen auf der zweiten Silbe, verzog das Gesicht und schüttelte den Kopf. «Also wenn man mir so einen Decknamen verpaßte, würde es mich gar nicht wundern, wenn ich auch Lust hätte, ein paar Leute umzubringen.»

Jake überlegte, ob Chung wohl Antisemit sei. Sie hätte ihn gerne darauf aufmerksam gemacht, daß sie selbst Jüdin war. Nicht daß ihr das viel bedeutete, aber es wäre lustig gewesen, ihm Rassismus vorzuwerfen.

«Und was paßt Ihnen daran nicht?»

Chung wandte sich ab und versuchte, sein Grinsen zu verbergen. Anscheinend wollte er etwas sagen, dann überlegte er es sich anders, lachte und sagte etwas anderes: «Beschissen schwer auszusprechen, sonst nichts.»

Das war es also, dachte sie. Er hatte noch nie etwas von Ludwig Wittgenstein gehört. Seine Unwissenheit war ihm peinlich. Nicht daß sie so viel gewußt hätte. Allenfalls ein paar allgemeine biographische Tatsachen. Das, was man für Allgemeinbildung hält. Aber sie ahnte, daß sie weitaus mehr wissen würde, bevor der Fall gelöst war.

Ist die Klassifikation der Dinge durch Namen wirklich immer willkürlich? Oder hat es doch eine Bedeutung, wie ein Ding heißt? Der Name ist ein Urzeichen und durch keine Definition weiter zu zergliedern, aber es gibt Namen, die, wenn sie einmal gegeben sind, voll von mystischer Bedeutung scheinen.

Namen sind Macht. Der Name Jehovas galt als zu heilig, um ihn auch nur auszusprechen. Schauspieler und das übrige abergläubische Theatervolk erwähnen Macbeth nie. Vor dem Namen Jesu beugt sich jedes Knie. Der Name des Sumpfes aber war Verzweiflung. Keats' Name ward ins Wasser geschrieben.

Und andere sind mit Blut geschrieben.

Namen haben auch eine numerologische Bedeutung. Wer Krieg und Frieden gelesen hat, erinnert sich, daß Pierre Bezuchov gemeinsam mit seinen Logenbrüdern den Namen des Kaisers Napoleon in Zahlen ausdrücken kann, deren Summe 666 ist. Die Zahl des Tieres, oder die Zahl seines Namens. Nenn seinen Namen nicht, laß im Schatten ihn ruhn, wo kalt und ehrlos hegt, was blieb von ihm zurück.

Verrate niemandem den Namen eines Säuglings, bevor er getauft ist, sonst hören ihn die Feen und verzaubern das Kind. Es gibt Namen, die Wunder wirken. Namen leben ewig fort. Wie heißen die Katzen? gehört zu den kniffligsten Fragen.

Es gibt Namen, die muß man aus den Büchern streichen, und andere kann keiner heilen. Mein Name ist Legion, denn unser sind viele.

Ich bin zum Namen geworden.

Einmal ehrlich, mögen Sie Ihren Namen? Sind Sie seiner nicht überdrüssig? Wollten Sie als Kind nicht anders heißen,

einen besser klingenden Namen haben, einen Namen mit mehr Schwung, mehr Elan? Sie haben sich doch auch gefragt, wie Ihre

stumpfsinnigen Eltern so phantasielos sein konnten, Ihnen den Namen zu geben, den Sie tragen.

Von dem Familiennamen ganz zu schweigen, den Sie von ihnen oder wenigstens einem von ihnen geerbt haben. Mama und Papa haben schon einen Haufen Scheiße gebaut. Aber Philip Larkin (das ist ein guter Name!) erwähnt in seinem Gedicht den entscheidendsten Punkt der elterlichen Sabotage nicht, und das ist natürlich ihr Name. Menschen geben nicht nur Elend an andere Menschen weiter, sondern auch Namen. Und dann bist du richtig beschissen dran.

Du trägst deinen Namen wie ein verborgenes Hemd. Aber hast du ihn einmal bloßgelegt, kannst du ihn nie wieder verbergen. Der ihn gesehen hat, wird nie vergessen, daß du ihn trägst. Hast du deinen Freunden einmal erklärt, du seist «x», werden sie in alle Ewigkeit in Begriffen von dir denken, die man als «x» ausdrücken kann. Er ist ein reines Zeichen deiner selbst und ein Zeichen dafür, von wem und warum und was du bist und von wo du herkommst.

Das Zeichen der Vier.

Der Name bedeutet den Gegenstand. Der Gegenstand ist seine Bedeutung. Ich kann nur von den Namen sprechen, sie aussprechen kann ich nicht. Aber ein Leben lang eine Bedeutung zu tragen, die ich nicht selbst gewählt habe, erscheint mir unerträglich.

«Mein Name ist für meine Freunde da», sagt T. E. Lawrence im Film. Wie wahr, wie überaus wahr! Hast du ihn einmal verraten, können sie deinen Namen gegen dich benützen. Aber im unausgesprochenen Namen hegt Macht: die Macht des Namenlosen, des Außenseiters, des Etranger. Er reitet in die Stadt, knallt ein paar Leute ab und reitet weiter. Anonym. Denken Sie nur an all die Zitate, die Gedichte, die Erzählungen, die man Ihnen dann zuschreiben könnte.

Wahrlich, dies ist eher eine Predigt als eine Geschichte, eher ein Tagebuch als ein Prosatext. Ich hinterlasse dies Manuskript und

weiß nicht, wem. Ich weiß nicht mehr, wovon es handelt: stat rosa postina nomine, nomina nuda tenemus.

7

NACHDEM JAKE IHREN BERICHT an den Polizeidirektor beendet hatte, kaute Gilmour ein paar Minuten gedankenversunken an den Nägeln, bevor er einen tiefen Seufzer ausstieß.

«Weiß Professor Gleitmann schon Bescheid?» fragte er mit gequälter Stimme.

«Jawohl.»

Gilmours buschige Augenbrauen stellten eine stumme Frage.

«Er war nicht gerade begeistert», sagte Jake.

«Das kann ich mir vorstellen. Aber Sie sind sicher, daß Kriminalsekretär Chung nicht an dieser Logikbombe schuld war?»

«Absolut sicher. Chungs Vorgesetzter von der Abteilung für Computerverbrechen war im Institut und hat eine gründliche Untersuchung vorgenommen. Er hat Kriminalsekretär Chungs Darstellung bestätigt.»

«Gut. Das letzte, was wir brauchen können, wäre ein Innenministerium, das versucht, uns die Schuld dafür zuzuschieben.»

Gilmour lehnte sich zurück und drehte sich im Stuhl so, daß er aus dem Fenster seines Büros in New Scotland Yard sehen konnte. Die Tate Gallery, Schauplatz des jüngsten Lombrosomords, war nur einen Kilometer weit entfernt. Von irgendwo oben konnte man den Polizeihubschrauber hören, der ständig auf der Jagd nach Terroristen oder einsamen Irren über den Dächern des Innenministeriums und der Parlamentsgebäude kreiste. Jake wußte, daß er Kameras an Bord hatte, mit denen man die Spange in ihrem Haar hätte fotografieren können, von den hochentwickelten Abhöranlagen einmal ganz abge-

sehen. Die Versuchung lag auf der Hand, und manchmal gingen die Besatzungen der Luftüberwachung zu weit. Die Zeitungen waren voll von dem Skandal, der entstanden war, als eine Luftüberwachungsmannschaft das kompromittierende Gespräch zweier homosexueller Abgeordneter aufgenommen hatte, die auf dem Trafalgar Square saßen und ihre Sandwiches verzehrten. «Wie geht es jetzt weiter?» fragte Gilmour. «Nun, Kriminalsekretär Chung hat mir erklärt, bei dem Computersystem, mit dem das IGF arbeitet, könne man manchmal versehentlich gelöscht Material rekonstruieren. Man nennt das einen elektronischen Stachel. Ich habe ihn angewiesen, sich darauf zu konzentrieren.»

Gilmour schüttelte den kahlen Kopf und strich sich nervös über den mexikanischen Schnurrbart. «Ich verstehe diese verdammten Computertypen nicht», sagte er verärgert und wandte seine Aufmerksamkeit nunmehr den Knöpfen an seiner gutgebügelten Uniform zu. «Entweder ist etwas gelöscht worden oder nicht.» Wenn er zornig wurde, verriet sein leicht nördlicher Akzent deutlicher die Herkunft aus Glasgow.

«Das habe ich auch gesagt», berichtete Jake. «Aber Chung sagt, bei künstlicher Intelligenz komme es manchmal vor, daß etwas aus einer Datei verschwindet und dennoch gut verborgen irgendwo im Hauptspeicher noch vorhanden ist.»

«Sonst noch kluge Vorschläge, Jake? Was ist mit Mayhews letzten Worten?»

Jake zuckte mit den Achseln. «Vielleicht hat er sich eingebildet, die Lombrosoteute hätten den Mord arrangiert. Vielleicht hatte er ja sogar recht damit. Vielleicht litt er auch nur an Verfolgungswahn.»

«Ja, ich kann mir vorstellen, wie er sich gefühlt hat.» «Chung hatte noch einen weiteren Vorschlag. Er glaubt, er habe eine Methode gefunden, in das einzudringen, was von der Datenbank des Lombrosoprogramms übrig ist. Sie erinnern sich vielleicht daran, daß der

Lombrosocomputer mit unserem Apparat in Kidlington verbunden ist und daß ihr System uns benachrichtigen soll, falls ein Name, den wir bei den Ermittlungen in einem Gewaltverbrechen eingeben, auf der Lombrosoliste von VMK-Negativen steht?»

Gilmour stieß einen zustimmenden Grunzlaut aus.

«Also, Chung will die vollständige Liste der Telefonkunden im Vereinigten Königreich nehmen - irgendwo gibt es das auf Disketten - und sämtliche Namen und Nummern im Rahmen einer fiktiven Mordermittlung randomisiert in den Polizeicomputer eingeben. Das kann einige Zeit dauern, aber die Grundidee ist die, daß Lombroso gezwungen sein wird, die Namen und Nummern aller als VMK-negativ klassifizierten Männer auszuspuken, oder zumindest die Namen, die noch übrig sind, nachdem die Logikbombe des Mörders explodiert ist. Auf die Art könnten wir wenigstens ein paar davon überwachen.»

Gilmour stützte den Kopf auf den Arm. «Ersparen Sie mir die technischen Erklärungen, Jake. Wenn Sie es für eine gute Idee halten, tun Sie es.»

«Ich habe auch einen Formbrief an alle VMK-Negativen vorbereitet, die sich in Behandlung begeben haben. Das sind etwa zwanzig. Professor Gleitmann hat eingewilligt, daß die Lombrosoberater ihren Patienten diese Briefe aushändigen. In dem Brief wird jeder einzelne aufgefordert, im Interesse seiner eigenen Sicherheit vertraulichen Kontakt zu mir aufzunehmen. Der Haken ist nur, daß gerade diese Männer nicht besonders dazu neigen, der Polizei Vertrauen zu schenken. Sie werden annehmen, das alles sei ein Teil eines großen Plans, und irgendwann würden wir sie alle einsammeln und in ein Gefängnis Krankenhaus einweisen. Aber ich glaube trotzdem, daß es den Versuch wert ist. Außerdem möchte ich ein paar Anzeigen in der Tagespresse schalten. Nur eine Liste von Decknamen, sonst nichts. Und die Aufforderung, eine bestimmte Nummer anzurufen.»

«Dazu brauche ich wohl die Genehmigung des Innenministeriums», sagte Gilmour.

«Wir müssen wenigstens versuchen, all diese Männer zu warnen», sagte Jake. «Schließlich und endlich...»

«Ich werde sehen, was sich machen läßt, Jake. Ich kann nichts versprechen.» Jake spürte, wie sie die Stirn runzelte. «Sonst noch etwas?»

«Vielleicht ist das jetzt nicht der richtige Augenblick», sagte sie abwehrend. «Es ist eine etwas wilde Idee.»

«Ich möchte es lieber gleich hören, Jake, egal wie phantasievoll es klingt.»

Sie versuchte, Gilmour ihren Plan schrittweise näherzubringen, erzählte ihm, daß sie schon eine Gruppe von Beamten daran gesetzt hatte, den Verkauf von Gasdruckpistolen zu überprüfen und die Polizeiakten auf Personen durchzusehen, die schon einmal wegen unautorisierten Eindringens in einen Computer auffällig geworden waren. Dann erzählte sie, daß einer der Berater am Gehirnforschungsinstitut sich daran erinnerte, mit dem Mann mit dem Decknamen Wittgenstein gesprochen zu haben, der jetzt der Mordverdächtige war.

«Genau gesagt: er kann sich an den Decknamen und an sonst nicht viel erinnern», erklärte sie. «Also was ich gerne tun möchte: Ich möchte ihn hypnotisieren lassen, um herauszufinden, ob sein Unterbewußtsein eine bessere Beschreibung liefern kann.»

Gilmour zog ein langes Gesicht, und Jake überlegte, wie lange es noch bis zu seiner Pensionierung dauerte. Wahrscheinlich nicht sehr lange, dachte sie. Aber er nickte. «Wenn Sie es für nötig halten.» «Das tue ich.»

Das Nicken wich einem resignierten Achselzucken. «Dann wäre da

noch etwas. Ich bin überzeugt davon, daß unser Mann glaubt, im öffentlichen Interesse zu handeln.»

«Wie meinen Sie das?»

«Er bringt Leute um, die sich als VMK-negativ entpuppt haben, Männer, die selbst potentielle Mörder sind. Ich bin sicher, unser Mann...» Sie brachte es immer noch nicht fertig, den Mörder bei seinem Decknamen zu nennen. Es war absurd, daß ein geistesgestörter Mörder den Namen eines der größten Philosophen des zwanzigsten Jahrhunderts tragen sollte. «Also, er könnte sich eine Rechtfertigung für seine Taten zurechtgelegt haben. Ich möchte ihn ein bißchen aus der Reserve locken, ihn in so etwas wie einen Dialog verwickeln.»

«Wie wollen Sie das anstellen?»

«Ich möchte eine Pressekonferenz einberufen und etwas über diese Mordfälle sagen. Natürlich werde ich das Programm selbst nicht erwähnen. Aber ich will versuchen, ihn ein bißchen zu provozieren, indem ich darüber rede, wie vollkommen unschuldig die Opfer waren, wie sinnlos die Morde sind, daß nur ein Verrückter so etwas tun kann. So in der Richtung. Wenn ich recht habe, wird ihm das nicht gefallen.»

«Und wenn Sie ihn nur dazu provozieren, sich an die Presse zu wenden und zu erklären, was er da zu tun meint? Wir können die Angelegenheit ohnehin nur noch mit Mühe aus den Nachrichten heraushalten. Wenn dieser Irre sich dann auch noch mit seiner Geschichte an die Presse wendet, ist es endgültig aus.»

«Nein, ich bin sicher, daß er das nicht tun würde. Er will ja die ganzen anderen VMK-Negativen auf seiner Liste nicht warnen. Wenn die sich alle vor Angst in die Hosen machen und vor ihm auf der Hut sind, erschwert ihm das den Job nur unnötig. Nein, ich glaube eher, daß er versuchen wird, mit uns in Verbindung zu treten und seine Version der Geschichte zu präsentieren.»

«Und wenn Sie es schaffen und er Verbindung aufnimmt, was dann?»

«Je nachdem, auf welchem Wege er Kontakt aufnimmt, könnten wir eine Menge Daten über ihn gewinnen: graphologisches Gutachten, linguistische Analyse, Persönlichkeitsprofil. Das wäre alles nützlich bei unserer Suche. Ich brauche Sie doch gewiß nicht daran zu erinnern, daß ein Mörder wie er überaus schwer zu fangen ist. Vielleicht klammere ich mich ja an ein paar Strohhalme, aber offengestanden, es sind allenfalls die fragmentarischen Daten, die es uns möglich machen, ein Bild von dem Mann zu gewinnen.»

Jake hielt ein, um sich Gilmours Aufmerksamkeit zu vergewissern. Sie wußte, daß er kein Intellektueller war. Er stammte aus der alten Schule: mit sechzehn von der Schule abgegangen und zur Polizei, dann langsam hochgedient. Der Schotte wußte etwa soviel über Gerichtspsychiatrie und die Erstellung eines Täterprofils wie sie über Robert Burns. Aber er hatte die Augen noch nicht geschlossen, und sie fuhr fort.

«Ich meine eine systematische kumulative Profilerstellung», sagte sie. «Wir versuchen den Typ des Täters, nicht das Individuum festzulegen. Die Verhaltenswissenschaftliche Abteilung im Yard hat bereits psychologische Tiefenstudien über alles vom Yorkshire Ripper bis hin zu David Boyfield ausgearbeitet. Wir wollen ihre Vorarbeiten als Vergleichsmaterial verwenden, um den Tätertyp zu finden, nach dem wir suchen. Aber ohne Stroh kann ich keine Ziegel backen. Ich brauche Daten. Die Verbindung zum Mörder würde uns da etwas in die Hand geben.»

Gilmour nickte ernst. «Nach was für einem Menschen suchen wir Ihrer Meinung nach, Jake?»

«Meiner Meinung nach?» Jake zuckte die Achseln. «Es handelt sich jedenfalls nicht um einen desorganisierten Asozialen; soviel ist sicher. Der Täter ist ein schlauer, methodisch vorgehender, berech-

nender Mörder, für den der Mord Selbstzweck ist. Das ist in sich schon höchst ungewöhnlich. Die meisten Serienmorde sind Lustmorde. Aber dieser Mann wird von nichts anderem angetrieben als dem Gefühl, eine Aufgabe erfüllen zu müssen. Das heißt, daß er keine offensichtlichen Schwächen hat. Und das macht ihn gefährlich.»

Gilmour seufzte. «Also gut, Jake, Sie haben mich überzeugt. Sie kriegen Ihre Pressekonferenz, und wenn ich vor dieser Ziege auf die Knie gehen muß.»

«Danke.»

«Noch eine Frage, Jake.»

«Ja?»

«Wer war eigentlich Ludwig Wittgenstein?»

Der Psychiater, der sich an die Beratung eines VMK-Negativen mit dem Decknamen Wittgenstein erinnern konnte, war Dr. Tony Chen. Wie Kriminalsekretär Chung war auch er ein Einwanderer aus Hongkong, nur daß er etwas älter war und wesentlich bessere Manieren hatte. Er war offenbar gern bereit, Jake bei ihren Ermittlungen zu helfen, auch wenn er dazu eine Reise ins eigene Unbewußte antreten mußte.

«Ich kann mich nicht sehr gut an den Mann erinnern», gab er zu. «Ich habe seitdem eine Anzahl von VMK-Negativen beraten. Nach einiger Zeit wird es schwer, sie auseinanderzuhalten, besonders die, die nicht zu einer regelmäßigen Beratung wiederkommen. Wittgenstein kam jedenfalls nicht wieder; so weit reicht meine Erinnerung.» Er rollte den Ärmel auf. «Also los, machen wir uns dran.»

Dr. Carrie Cleobury, Leiterin der Psychiatrischen Abteilung des Lombrosoprogramms, übernahm in ihrem Büro im Institut in Gegenwart von Professor Gleitmann und Jake die Hypnose ihres Kollegen. Nachdem sie Chen eine Droge zur Entspannung injiziert hat-

te, erklärte sie, daß sie die Trance mit Hilfe eines Stroboskoplichts und eines Metronoms einleiten wollte.

«Der Vorteil dabei», sagte sie zu Jake, «ist die Kombination von auditorischer und visueller Fixierung. Ich halte es für die wirksamste Technik.»

Jake, die selbst ein Psychologiediplom besaß, war damit wohl vertraut, aber sie sagte nichts zum Thema, weil sie es lieber sah, wenn Dr. Cleobury für sie statt gegen sie arbeitete.

Chen saß im Lehnstuhl, blickte ins Licht und wartete auf die Wirkung der Spritze. Nach ein oder zwei Minuten nickte er Dr. Cleobury zu, und sie schaltete die Lichtmaschine an und setzte das Metronom in Bewegung. Sie regelte den Takt, bis er dem Rhythmus der blitzenden Lichter entsprach. Dann fing sie an, auf ihn einzureden. Sie hatte eine angenehm ruhige und selbstbewußte Stimme und einen leichten irischen Akzent.

«Blicken Sie weiter auf das Licht, und denken Sie an nichts außer dem Licht... Bald werden sich Ihre Augenlider schwer fühlen, und Sie werden schläfrig werden... schläfrig und entspannt. .. Ihre Augenlider werden schwerer und schwerer...»

Licht und Schatten flackerten wie die Flügel einer großen Motte über Chens breites asiatisches Gesicht, und während die Minuten verstrichen, wurden seine Atemzüge regelmäßiger und tiefer.

«Bald werden Sie das Bedürfnis haben, die Augen zu schließen, weil sie so schwer werden und Sie sich so schläfrig fühlen. ...»

Chens schmale Nüstern spannten sich, sein Mund wurde etwas lockerer, und die Augen wurden so schmal, daß man nicht mehr sehen konnte, ob sie offen oder geschlossen waren.

«... und jetzt fallen Ihnen die Augen zu, und Sie entspannen sich, immer tiefer, immer tiefer... Sie fühlen sich sicher und bequem und

entspannt...»

Sein Kopf schwankte und senkte sich dann unaufhaltsam. Dr. Cleobury bemühte sich weiter darum, Chens Bewußtsein einzuengen und alle Ablenkungen zu beseitigen, die der Wirkung ihrer Worte hätten im Weg stehen können. Sie schaltete das Licht aus, aber die Stimme behielt den immer gleichen beruhigenden Tonfall bei, als locke sie eine Katze zu sich.

«Und mit jedem Atemzug entspannen Sie sich immer mehr und mehr... Sie fallen tiefer und tiefer...»

Jake bemerkte, daß Chens Lider etwas flatterten und sein Mund ein wenig zuckte. Die Atembewegung ließ nach, und er fiel offenbar in eine leichte Trance.

«Hören Sie auf meine Stimme. Nichts anderes ist wichtig. Nur der Klang meiner Stimme. Jetzt lenkt Sie nichts mehr ab. Sie hören nur noch meine Stimme.»

Zu Beginn hatte Dr. Cleobury in gleichmäßig langsamem Tempo gesprochen, als trage sie in der Kirche ein Gebet vor, aber jetzt wurde ihre Stimme schärfer und dominierender. Ihre Entspannungshinweise bezogen sich auf immer größere und komplexere Muskelgruppen. Als sie sich schließlich davon überzeugt hatte, daß der Körper ihres Kollegen vollkommen entspannt war, stellte sie das Metronom ab und fing an, die Trance durch Phantasievorstellungen zu vertiefen.

«Tony», sagte sie, «Tony, jetzt sollen Sie Ihre Phantasie anspannen. Stellen Sie sich vor, Sie stehen in einem Fahrstuhl. Wenn Sie aufblicken, können Sie die Stockwerksanzeige sehen. Wir sind jetzt im zehnten Stock, aber gleich werde ich den Fahrstuhl bedienen und Sie ins Erdgeschoß schicken. Mit jedem Stockwerk, an dem wir vorbeifahren, wird Sie der Fahrstuhl tiefer in den Schlaf tragen. Mit jeder Zahl wird der Schlaf tiefer. Behalten Sie die Anzeigetafel im Blick. Jetzt fange ich an...»

Sie begann, von zehn an rückwärts zu zählen, und als sie bei Null, dem Erdgeschoß in Dr. Chens Phantasie, angekommen war, forderte sie ihn auf, den Fahrstuhl zu verlassen und da zu bleiben, wo er war, «ganz tief unten».

Chens Unterkiefer lag jetzt auf dem Schlüsselbein. Gleichzeitig wurden seine Arme und sein Oberkörper starr wie bei einem Sträfling, der auf dem elektrischen Stuhl den tödlichen Stromstoß erwartet.

«Sie werden jetzt ganz behaglich in diesem zutiefst entspannten Zustand bleiben», sagte Dr. Cleobury. «Ich werde Ihnen ein paar einfache Anweisungen geben. Ich werde Sie nicht auffordern, irgend etwas zu tun, das Sie nicht tun wollen. Bitte, nicken Sie mit dem Kopf, damit ich weiß, daß Sie verstehen, was ich sage.»

Chens Kopfhaltung versteifte sich. Dann nickte er. «Heben Sie den Kopf, Tony, und öffnen Sie die Augen.» Er gehorchte, und Dr. Cleobury ging auf ihn zu und überprüfte mit einer Taschenlampe die Lichtempfindlichkeit seiner Augen. Er zwinkerte nicht einmal, als das Licht direkt auf die Pupille fiel, und Cleobury nickte Jake zu. Die stellte das Aufnahmegerät an.

«Es ist Ende letzten Jahres, Tony. Genau gesagt, der 22. November. Ein VMK-negativer Patient ist zur Beratung zu Ihnen geschickt worden. Sie halten seine Computerkarte in der Hand. Der Deckname rechts oben auf der Karteikarte ist <Ludwig Wittgenstein>. Können Sie ihn sehen?» Chen atmete tief und nickte dann.

«Ich will Ihre Stimme hören, Tony. Sprechen Sie mit mir.» Ein paar Worte drangen aus Chens offenstehendem Mund. Jake verstand nichts.

«Englisch, Tony, wir sprechen jetzt Englisch. Sagen Sie mir, ob Sie den Namen sehen können.»

Er runzelte die Stirn, als sein Unterbewußtes sich Dr. Cleoburys

Willen unterwarf. «Ja», sagte er, «ich kann ihn sehen.»

«Jetzt sehen Sie bitte den Mann an, der vor Ihnen sitzt. Den Mann mit dem Decknamen Wittgenstein. Sehen Sie ihn?» «Ja.»

«Sehen Sie ihn deutlich?» «Deutlich. Ja, ich sehe ihn deutlich.»

Jakes Herz schlug höher, als sie dran dachte, was vor Chens unbewußtem Auge stand: das Gesicht des Mörders. Die Möglichkeit, so zu einer Personenbeschreibung zu kommen, könnte irgendwann einmal sogar ein gutes Thema für einen Aufsatz sein.

«Können Sie den Mann für uns beschreiben?»

Chen stieß einen Grunzlaut aus.

«Erzählen Sie uns von Wittgenstein, Tony.»

Chen lächelte. «Er ist sehr logisch, sehr leidenschaftlich. Streitlebhaftig, aber intelligent.»

«Und wie sieht er aus? Können Sie uns, bitte, irgend etwas dazu sagen?»

«Wie er aussieht?» Chen zog die Brauen zusammen. «Mittelgroß bis groß. Braunes, gewelltes Haar. Große, sehr bewegliche blaue Augen. Denkerstirn. Ich meine: Seine Stirn ist ständig in Gedanken gefaltet. Ausgeprägte Gesichtszüge. Die Nase ist ein bißchen geschwungen. Und der Mund wirkt verdrießlich, vielleicht ein bißchen weichlich, als ob er viel in den Spiegel sähe. Hager, aber nicht sportlich. Er ist nicht schlank, weil er Sport treibt, sondern weil er zuwenig ißt. Sehr intensiv...» Er schwieg ein paar Sekunden.

«Irgendwelche auffälligen Merkmale?»

Chen schüttelte bedächtig den Kopf. «Nichts, außer vielleicht seiner Stimme. Sehr korrekte Aussprache. Akzentfrei.»

«Was erzählt er Ihnen, Tony? Sagt er irgend etwas über sich selbst.»

«Er ist wütend. Und er hat Angst, sagt er.»

«Das geht den meisten so», flüstert Professor Gleitmann Jake zu.

«Als ich ihm den Test erklärte, fragte er mich, woher er wissen könne, daß das alles wahr sei. Ich sagte, ich könne ihm das PET-Bild zeigen, das wir von seinem Gehirn gemacht hatten. Er erwiderte, es mache überhaupt keinen Unterschied, wenn ich ihm das Bild eines Rhinocerosgehirns zeige. Was immer ich ihm erklärte, sei nur eine aus der Erfahrung abgeleitete Vorstellung, die er nicht als Tatsache akzeptieren könne, sondern nur als behauptete Aussage.» Chens Kopf fiel wieder auf die Brust.

«Fragen Sie ihn, ob er irgendwelche Hinweise auf seine Identität geben kann», sagte Jake. «Was er für einen Beruf hat, wo er hingeht, um ein Bier zu trinken, derartige Sachen.»

«Hören Sie, Tony», sagte Dr. Cleobury. «Hören Sie mir gut zu. Hat Wittgenstein irgend etwas von sich selbst erzählt? Hat er gesagt, was für einen Beruf er hat, wo er wohnt?»

Chen schüttelte den Kopf. «Er sagte nur, er kümmere sich nicht allzusehr um sich selbst. Das war alles.»

«Bekleidung», soufflierte Jake. «Was hatte er an?» «Tony, können Sie uns sagen, was er anhatte?» «Eine sportliche Tweedjacke, einen weißen Rollkragenpullover, braune Cordhosen, kräftige braune Schuhe. Die sahen teuer aus. Ein beiger Regenmantel, den er auf dem Schoß hält.» «Alter.»

«Wie alt ist er, Tony?» «Etwa Ende Dreißig.»

«Tony, erzählen Sie mir, wie Sie ihn beraten haben. Sagen Sie bitte etwas darüber.»

«Wir haben einen Termin ausgemacht, um über Psychotherapie zu sprechen. Und Medikamente. Ich habe ihm Östrogentabletten und Valium verschrieben.»

«Gut, Tony. Gehen wir weiter. Es ist der Tag, an dem der Patient namens Wittgenstein seinen ersten Termin hat. Erzählen Sie mir, was geschieht.»

Chen zuckte mit den Achseln. «Er erscheint nicht. Das ist alles, was geschieht. Er hat nicht einmal angerufen und den Termin abgesagt. Er ist einfach nicht erschienen.»

Dr. Cleobury blickte zu Jake hinüber. «Haben Sie noch weitere Fragen, Frau Chefinspektor?»

«Nein», sagte Jake, «aber wenn Sie die Trance beenden, wäre ich dankbar, wenn Sie Dr. Chen auffordern könnten, sich an alles zu erinnern, was er von Wittgensteins Erscheinung weiß. Wenn er wieder bei Bewußtsein ist, möchte ich ihn zu einem unserer Phantombildspezialisten schicken. Vielleicht bekommen wir etwas Greifbareres zusammen als eine rein verbale Beschreibung.»

Jake stellte das Aufnahmegerät ab und ließ es in die Handtasche gleiten. Dr. Cleobury fing an, Chen aus der Hypnose herauszuzählen. Professor Gleitmann begleitete Jake zur Tür.

«Könnte ich Sie kurz in meinem Büro sprechen?» sagte er und hielt ihr mit einer unbeschreiblich haarigen Hand die Tür auf. «Ich möchte Ihnen etwas zeigen.»

Sie fuhren ins oberste Stockwerk, und Gleitmann zog ein Buch aus einem der Kirschholzregale, schlug es auf und legte es vor Jake auf den Besprechungstisch. Jake sah die Fotografie eines Mannes und blickte Gleitmann erwartungsvoll an.

«Ich weiß nicht, ob es Ihnen aufgefallen ist», erklärte der und wies auf das Bild, «aber fast alles, was Dr. Chen gesagt hat, würde auch auf ihn passen, den richtigen Ludwig Wittgenstein, meine ich.»

«Ich verstehe nicht ganz.»

«Sehen Sie, gnädige Frau, das Unbewußte unterscheidet nicht immer

sehr genau. Es ist durchaus möglich, daß Dr. Chen unter Hypnose die Unwahrheit gesagt hat, ohne daß ihn irgendeine Schuld daran träfe. Ich bin gar nicht sicher, daß es ihm gelungen ist, zwischen dem Mann, dem unser Lombrosocomputer den Decknamen Wittgenstein zugeteilt hat, und dem wirklichen Wittgenstein, dem Philosophen, zu unterscheiden. Möglicherweise hat er die beiden unbewußt miteinander verwechselt. Denken Sie einmal daran, wie Chen den Patienten beschrieben hat: gewelltes braunes Haar, große blaue Augen, verdrießliche Mundwinkel, scharf profilierte Gesichtszüge. Das alles paßt genau auf den wirklichen Wittgenstein.»

«Und erinnern Sie sich an die Bemerkung, die der Patient gemacht haben soll, daß nichts Empirisches wißbar sei oder so, daß er nur die Existenz von Behauptungen anerkennen könne?» Gleitmann zuckte unbehaglich die Achseln. «Also ich erinnere mich nicht mehr an viel von dem, was Wittgenstein tatsächlich geschrieben hat, aber das Ganze entspricht recht genau seiner allgemeinen Weltanschauung.»

«Ich sehe, worauf Sie hinauswollen, Herr Professor.» «Tut mir leid, Frau Chefinspektor. Es war eine kühne Idee, aber das Bewußtsein betrügt uns alle.»

«Und was wäre, wenn Chen nichts über den richtigen Wittgenstein wüßte? Wäre es dann nicht wahrscheinlicher, daß er unbewußt die Wahrheit gesagt hat?»

«Das wäre möglich. Aber Chen ist ein gebildeter Mann. Ich kann mir nicht vorstellen, daß er überhaupt nichts von Wittgenstein wissen sollte. Schließlich hat er in Cambridge Psychologie studiert.»

Jake zuckte mit den Achseln. «Das habe ich auch getan, Herr Professor, und ehrlich gesagt, noch vor ein paar Tagen hätte alles, was ich über Wittgenstein wußte, auf die Rückseite einer Briefmarke gepaßt.»

Lange Zeit war der Name für Jake nicht mehr gewesen als ein Em-

blem geistiger Macht, ein Name, der Symbole des Intellekts heraufbeschwor wie der Name Einstein. Vielleicht ließ sich die geheimnisvolle Macht des Namens überhaupt aus dem semitischen Suffix ableiten. Aber seit sie Wittgensteins kürzestes und umwälzendstes Buch, den *Tractatus*, gelesen hatte, war ihr klarer geworden, warum er eine so bedeutende Erscheinung der Philosophiegeschichte war. Von der rätselhaften, nahezu hermetischen Qualität seines Stils ganz abgesehen, ging es immer noch um das Thema seiner Untersuchungen: Wie ist Sprache möglich? Das war etwas, das manche Menschen, insbesondere Polizisten, nur allzuleicht als gegeben hinnahmen, obwohl gerade diese Frage die Grundsubstanz des inneren menschlichen Lebens ausmachte. Noch wichtiger als Wittgensteins Versuch, die Möglichkeiten der Sprache zu erklären, schien Jake sein Versuch zu klären, wozu sie nicht fähig war. Hier hatte er etwas berührt, das tief in ihrer Seele, vielleicht sogar nahe an ihrer eigenen Sexualität lag.

«Wissen ist ein seltsames Phänomen», sagte Jake. «Zumindest meinte das Wittgenstein.»

«Offensichtlich haben Sie Ihre Wissenslücken schnell aufgefüllt», sagte Gleitmann.

«Lücken füllen ist mein Beruf», sagte Jake. «Aber es gibt natürlich noch eine weitere Möglichkeit. Vielleicht ähnelt ja der Mörder Wittgenstein tatsächlich in mehr Punkten als in einem Namen, den Ihr Computer ausgespuckt hat. Nehmen wir einmal an, er sei tatsächlich ein gebildeter Intellektueller. Nehmen wir beispielsweise an, er habe schon früher etwas über Wittgenstein gelesen, sei vielleicht beeindruckt davon. Könnte der Schock, den das VMK-negative Testergebnis sicher bedeutete, nicht eine psychopathologische Störung ausgelöst haben? Etwa paranoid-schizophrene Wahnvorstellungen?»

Gleitmann rieb sich nachdenklich über das schlechtrasierte Kinn. «Ich nehme an, daß so etwas möglich ist. Aber so schnell? Ich bin

mir nicht sicher.»

«Nehmen wir an, es habe bereits eine Diathese vorgelegen, eine erblich bedingte Anfälligkeit für die Krankheit. Dann wäre nur noch eine Belastungssituation nötig, um eine Möglichkeit in Wirklichkeit zu verwandeln. Etwa die Belastung, die entsteht, wenn einem jemand erklärt, man sei VMK-negativ.»

«Das könnte die Krankheit wohl auslösen.»

Jake lächelte verbissen, wenn sie an Gleitmanns Widerstand dagegen dachte, die Möglichkeit von etwas einzugestehen, das ihr offensichtlich vorkam.

«Kommen Sie schon, Professor», sagte sie, «Sie wissen verdammt gut, daß das passieren würde.»

Nach der Besprechung verließ Jake das Gebäude. Draußen vor dem Institut entdeckte sie, daß sich ihr Gähnen in etwas verwandelte, das mehr brauchte als eine kurze Anspannung der Kopf- und Schultermuskeln: Bewegung und Luft, und wenn es die verschmutzte Luft der Victoria Street war. Sie beschloß, nicht mit dem Auto zum Yard zurückzufahren, nahm die Pistole aus dem Handschuhfach, entließ den Fahrer und machte sich zu Fuß auf den Weg.

Die meisten Londoner wären an ihrer Stelle bald nach Norden in die Richtung zum St.-James-Park abgebogen. Aber die Anziehungskraft des Flusses war zu stark für jemanden wie sie, der den größten Teil seines Lebens an seinen Ufern verbracht hatte.

Dennoch war die Aussicht auf der Westminster Bridge mit Gefahren verbunden. An den Ufern gab es zu viele Bettler und Taschendiebe, und die Pistole war eine notwendige Vorsichtsmaßnahme.

Der Anblick ging ihr immer wieder zu Herzen, auch wenn die smogbeladene Luft es der Sonne nicht erlaubte, die Ausflugsboote, die gläsernen Wolkenkratzer, die Satellitenpilze, die Theater und die

Moscheen zu erleuchten. Jake sah der schlammigen braunen Themse zu, die unter ihren Füßen vorbeiglitt, und ein Gefühl ungeahnter Ruhe überkam sie. Sie fragte sich, ob Dr. Cleoburys Technik der Induktion von Trancezuständen durch Entspannung auch bei ihr Wirkung zeigte.

Der Verkehr war schwächer als gewohnt, und sie wechselte die Brückenseite. Ruhig schritt sie über den ausgestreckten Körper eines Betrunkenen hinweg, der im Rinnstein schlief. Selbst das Parlamentsgebäude schien zu schlafen. Sie lächelte, als sie sich die Lügen vorzustellen versuchte, die eben jetzt von Grace Miles und ihresgleichen am Geburtsort der Demokratie verbreitet wurden.

Die innere Ruhe verließ Jake auch dann nicht, als der Betrunkene aufwachte und mit einer Aussprache, die nahezu völlig frei von Konsonanten war, Geld von ihr verlangte. Sie griff in die Handtasche und behielt die Hand auf der dreißigschüssigen Automatikpistole, während sie mit der anderen Hand einen Fünfdollarschein herausuchte und ihm gab. Der Mann starrte den Schein einen Augenblick lang verständnislos an, nickte, murmelte eine Antwort und beschloß dann, nicht nach der Handtasche der hochgewachsenen Frau zu greifen. Er verzog sich und wußte nicht, wie knapp er dem Tod durch Erschießen entgangen war.

Jake sah der Krone der Schöpfung nach, wie sie unsteten Schritts in Richtung auf den nächsten Schnapsladen über das Pflaster wankte, und fühlte nichts als Verachtung für ihn und alle Männer. Sie hätte ihm genauso gerne eine Kugel in den Kopf gejagt wie seiner drohenden Bitte um Geld nachzukommen.

Es war der Anblick des Flusses, der sie gerührt hatte, nicht der des Menschen.

Ich habe zwei Notizbücher. Besonders schöne Bücher mit glattem, schwerem, ein wenig vergilbtem Papier von einer Art, die seit vielen Jahren nicht mehr hergestellt wird.

Das eine ist dies hier, das Buch, das ich mein Braunes Buch nenne. Dann gibt es ein zweites, in dem Details über die wenigen Personen zu finden sind, die ich hingerichtet habe oder hinzurichten plane. Das ist mein Blaues Buch. Ich schreibe mit einem altmodischen Füllfederhalter. Ich habe mich nicht sehr gut daran gewöhnt. Wie die meisten Menschen tippe ich normalerweise direkt in den Computer, aber ich habe das Gefühl, das würde mir das Unmittelbare, das Improvisierte dieser meiner Gedanken rauben, denen nur der Federhalter angemessen ist.

Keines der beiden Bücher ist besonders gut, aber sie sind so gut, wie es mir möglich ist. Ich nehme an, sie werden erst beendet sein, wenn auch mein Leben zu Ende geht. In anderen Worten, ihre Veröffentlichung (an der ich ohnehin zweifle) wird kein Ereignis meines Lebens sein.

Daß diesen beiden bescheidenen Bänden in ihrer Dürftigkeit und der Finsternis dieser Zeit beschieden sein sollte, Licht in ein oder das andere Gehirn zu werfen, ist nicht unmöglich; aber freilich nicht wahrscheinlich. Doch wie die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig.

Nebeneinandergestellt ergeben diese beiden Bücher so etwas wie ein System. Das ist logisch wichtig. Denn die einzige Notwendigkeit ist die logische Notwendigkeit. Und die Vorstellung, es gebe für alles so etwas wie eine natürliche Erklärung und dies natürliche Gesetz sei unumstößlich, ist ganz einfach widersinnig.

Wenn Sie Ihre Aufmerksamkeit einmal dem Blauen Buch zuwenden, dann werden Sie sehen, wie eine Reihe von Bildern für jede einzelne Person genau festlegt, wie ich ihre Hinrichtung ausführen werde. (Also gut, im Fall von Bertrand Russell habe ich mich nicht daran gehalten. Aber das war ein Fehler. Jeder kann einmal einen Fehler machen.) Es sind einfache kindliche Zeichnungen, wie man sie beim Ausfüllen des Unfallberichts für eine Kraftfahrzeugversicherung

macht.

Als Bild eines möglichen Sachverhalts ist das vollkommen logisch. Natürlich entspricht nicht jedem Bild eine Wirklichkeit, das lehrt uns schon ein einfacher Spaziergang durch die Tate Gallery. Da gibt es eine große Anzahl von Bildern, bei denen die Anordnung der Gegenstände in keiner Beziehung zu einem Sachverhalt steht. Das ist die Freiheit der Kunst. Manchmal ist auch die Rede von künstlerischer Freiheit oder «artistischer Lizenz», als ob das etwas sei, das man bei der Gewerbeaufsicht beantragt.

Neben meinem Braunen Buch und meinem Blauen Buch, die zusammen mein System darstellen, gibt es noch die annähernde Realität meiner Arbeit.

Um in eine Welt der annähernden Realität einzudringen, braucht man die geeignete Ausrüstung. Meine eigene Reality Approximation Machine und ihre Körperelemente sind auf der Höhe der Technik und haben mich beinahe 50000 EG \$ gekostet. Der Hauptteil ist nichts weiter als ein Kasten von der Größe einer Packung Cornflakes, den man an den Computer anschließt. Dann gibt es noch einen geschlossenen Helm von der Art, wie ihn ein Motorradfahrer tragen könnte, und einen gummibeschichteten Anzug mit Außenskelett, der etwa so aussieht wie das, was ein Taucher trägt. Im Inneren des Helms wird das Visier als Bildschirm benützt, auf dem man die Welt der annähernden Realität sieht, und durch einen Lautsprecher über jedem Ohr kann man sie hören. Der Anzug besteht aus einem biegsamen Verbundstoff, der es ermöglicht, annäherungsweise reale Dinge und annäherungsweise reale Menschen zu berühren und sich von ihnen berühren zu lassen. An- und abschalten kann man, indem man einfach das Visier des Helms öffnet und schließt.

Ursprünglich habe ich RA zu therapeutischen Zwecken gekauft, um meine Aggressionen zu bekämpfen, und ein paar handelsübliche Programmdisketten für meine persönlichen Bedürfnisse modifiziert.

Wenn ich mehr Feindseligkeit empfand als normalerweise, schlüpfte ich in die Körperelemente und schaltete mich ein. Sekunden später befand ich mich in einer Welt der annähernden Realität und war mit einer Auswahl tödlicher Waffen ausgerüstet, die es mir erlaubten, eine Anzahl höchst realistischer Opfer zu ermorden, zu verstümmeln und zu vergewaltigen. Aber inzwischen weiß ich, daß ich keine Feindseligkeit zu empfinden brauche, um das Bedürfnis zu haben, diese Programme einzuschalten, und ich glaube, das Ganze hat mich einigermaßen stabilisiert.

Natürlich kann man eine ganze Menge anderer Annäherungen an die Wirklichkeit erforschen. Es gibt erotische, romantische, phantastische, komische, musikalische und sogar intellektuelle RAs. Viele von diesen Programmen habe ich selbst geschrieben, und ich betrachte diese Bilder und Empfindungen als eine Kunstform, so ähnlich wie den Film.

Natürlich hat RA auch seine Nachteile. Wie jede Form der Flucht, seien es Drogen, sei es Alkohol, kann es für die psychisch Schwachen zur Sucht werden. Aber das ist nicht mein Problem. Die Hersteller von RA und ähnlichen Produkten behaupten, das Wirkliche und das Unwirkliche könnten wir nur wahrnehmen, denn beides sei nicht analysierbar. Aber das ist wohl nichts weiter als die im Werbegeschäft übliche Tautologie. Tatsache ist, daß nichts Empirisches erkennbar ist.

8

JAKE NAHM IHREN PLATZ am Tisch zwischen Gilmour und dem Mann ein, den sie als Ermittler abgelöst hatte und der als Leiter der Mordkommission theoretisch ihr Vorgesetzter war: Hauptkommissar Keith Challis. Mit kühlem, ruhigem, leidenschaftsfreiem und ernstem Gesichtsausdruck standen sie vor den Journalisten im Saal, die mit Fotoapparaten, Galgenmikrofonen und Diskettenrecordern bewaffnet waren. Gilmour eröffnete die Pressekonferenz, und Jake

dachte an die wenigen abschließenden Worte, die er an sie gerichtet hatte, als sie sein Büro im fünfzehnten Stock von New Scotland Yard verließen und den Fahrstuhl zum Konferenzraum betraten.

«Ich hoffe, Sie wissen, was Sie tun», hatte er kurz angebunden gesagt. «Wenn der Plan platzt, wird die Staatssekretärin Ihren Kopf verlangen, nicht meinen. Ich habe so das Gefühl, sie läßt Ihnen gerade genug Freiraum am Seil, daß Sie sich selbst aufhängen können.»

«Schon möglich», hatte Jake geantwortet. «Aber ich habe nicht vor, mich selbst umzubringen.»

Nach den einleitenden Worten an die Presse übernahm Jake als dienstälteste ermittelnde Beamtin die Vorstellung des Polizeiberichts. In einer ganzen Reihe von Seminaren zur Öffentlichkeitsarbeit hatte sie Techniken der Präsentation entwickelt. Ihr war klar, wieviel ihr physisches Erscheinungsbild zum Erfolg der Pressekonferenz beitragen konnte, und heute hatte sie besondere Sorgfalt auf ihre Kleidung verwendet. Sie hatte ein türkisfarbenes Kostüm aus Bouclestoff gewählt. Sie wußte, daß es der Presse schwerer fallen würde, sich auf eine Frau einzuschließen, die sich nicht an das Standardimage von Polizeiarbeit und grauem Flanell hielt. Es war nicht das erste Mal, daß sie sich während der Ermittlungen in einer Mordsache um die Presse kümmern mußte, aber sie behandelte das Ereignis, als sei es einmalig. Es war auf alle Fälle sinnlos, auch nur andeutungsweise den Eindruck zu erwecken, sie nehme das Ganze in irgendeiner Form auf die leichte Schulter. Sie sprach langsam und deutlich und beobachtete beide Seiten des Raums wie der Leibwächter eines Präsidenten, als erwarte sie, von einem der Journalisten mit etwas Gewichtigerem als einer rhetorischen Frage bombardiert zu werden. Es ist immer besser, das Unerwartete zu erwarten.

«Die Polizeibehörden neigen mittlerweile dazu, eine Anzahl von anscheinend zusammenhanglosen Morden an Männern, die während der letzten Monate verübt worden sind, als die Taten einer Person zu

betrachten. In der Vorgehensweise des Täters gibt es gewisse Merkmale, die uns zu dieser Schlußfolgerung veranlaßt haben. Wir können zwar keine Einzelheiten über den *modus operandi* des Mörders bekanntgeben, um die Ermittlungen nicht zu gefährden, aber wir können bestätigen, daß alle Opfer durch mehrere Kopfschüsse aus verhältnismäßig geringem Abstand getötet wurden.

Ich brauche Ihnen sicher nicht zu erzählen, daß es, wie bei allen diesen scheinbar unmotivierten Verbrechen, auch in diesem Fall wenig Anhaltspunkte für die Identität des Mörders gibt. Zum gegenwärtigen Zeitpunkt, wo wir Hunderte, möglicherweise Tausende von Möglichkeiten überprüfen müssen, kann man die Aufgabe der Ermittler mit der sprichwörtlichen Suche nach einer Nadel im Heuhaufen vergleichen. Infolgedessen ist unter meiner Leitung ein Beratungsausschuß von Experten gegründet worden, dessen Aufgabe es sein wird, sämtliche Morde unter Einsatz der Hilfsmittel des Europäischen Kriminalamts, insbesondere des Computersystems des EK, zu untersuchen. Für diejenigen unter Ihnen, denen dieses spezielle System nicht vertraut ist: Das Computersystem des EK übernimmt die Arbeit des Polizeibeamten, indem es die menschliche Urteilkraft durch standardisierte Computerprogramme ersetzt. Wir hoffen, auf diese Weise, die analytische Kapazität zu schaffen, die erforderlich ist, um festzustellen, ob das existiert, was wir in Ermangelung eines besseren Ausdrucks den gemeinsamen Schwerpunkt all dieser Mordfälle nennen.»

Jake gab ein paar uniformierten Polizisten einen Wink, und sie begannen, Exemplare des Phantombilds auszuteilen, das der Polizeizeichner mit der Hilfe Tony Chens und eines Computerprogramms angefertigt hatte. Sie hatte sich mit der Möglichkeit abgefunden, daß er unbewußt gelogen haben konnte, aber ohne das Bild gab es nur wenig Anlaß, eine Pressekonferenz einzuberufen.

«Auf der Grundlage der Beschreibung, die das jüngste Opfer des Mörders, Oliver Mayhew, vor seinem Tod gegeben hat, können wir

nun eine Phantomzeichnung des Mörders vorlegen. Laut Beschreibung handelt es sich um einen fünfunddreißig- bis vierzigjährigen Mann von mittlerer Größe mit gewelltem braunem Haar, blauen Augen, scharf geschnittenem Gesicht und schlankem Körperbau. Bei seinem letzten Auftreten trug er eine braune Tweedjacke, einen weißen Rollkragenpullover, festes Schuhwerk und einen beigefarbenen Regenmantel.

Es handelt sich um ein äußerst schlaues und skrupelloses, möglicherweise psychotisches Individuum, das unterschieds- und rücksichtslos zuschlägt. Anscheinend sind allerdings nur Männer gefährdet. Also möchte ich die Öffentlichkeit, insbesondere die männliche Öffentlichkeit, zu erhöhter Wachsamkeit aufrufen, wenn sie abends allein nach Hause gehen.»

Das sollte ihm die Laune verderben, dachte Jake. Sie sprach wieder laut, um sich Gehör über dem Gemurmel zu verschaffen, das nach der Verteilung der Zeichnungen ausgebrochen war.

«Lassen Sie mich bei dieser Gelegenheit das Gerücht im

Keime ersticken, irgendeines der Opfer des Mörders sei auf Grund seiner kriminellen Vergangenheit oder seiner sexuellen Gewohnheiten ausgewählt worden. Ebenso wenig ist irgendeines der Opfer im Verlauf eines tätlichen Angriffs eines Raubversuchs oder aus sexuellen Motiven ermordet worden. Es gibt keinerlei Anlaß zu der Vermutung, bei dem Mörder handle es sich um einen selbsternannten Rächer im Stil von Hollywoodfilmen. Es gibt auch keine Belege dafür, daß die Morde in Zusammenhang mit dem organisierten Verbrechen stehen. Ich kann die Tatsache gar nicht genug betonen, daß alle, ich wiederhole: alle Opfer unschuldige Männer waren, die sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerten, als der Mörder zuschlug. Keiner von ihnen hatte Grund zu der Annahme, der Mörder werde ihn auswählen. Darüber hinaus bin ich überzeugt davon, daß keiner von ihnen den Mörder kannte oder früher mit ihm zusam-

mengetroffen war.

Ich möchte auch das Gerücht zurückweisen, daß sich der Mörder bereits mit der Polizei in Verbindung gesetzt habe. Daran ist nichts Wahres. Es hat keinerlei Mitteilungen gegeben. Wenn aber irgend jemand glaubt, im Besitz von Informationen zu sein, die für die Ermittlung relevant sein könnten, möchte ich denjenigen oder diejenige dringend auffordern, sich sofort mit der Polizei in Verbindung zu setzen.

Schließlich möchte ich ein Wort an den Mörder richten: Wer immer Sie sein mögen, ich fordere Sie auf, sich zu stellen. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß Sie fair behandelt werden und daß ich alles in meiner Macht Stehende tun werde, um dafür zu sorgen, daß Sie angemessene medizinische Behandlung erhalten. Wenn ich das sage, so möchte ich zu Protokoll geben, daß es mein Hauptanliegen ist, den Verlust von noch mehr Menschenleben zu vermeiden.»

Jake hielt kurz inne und ließ den Blick über ihr Publikum schweifen.

«Irgendwelche Fragen?»

Ein Dutzend Hände streckten sich in die Luft, und Jake deutete auf ein Gesicht, an das sie sich vage erinnerte.

«Carol Clapham von ITN», stellte sich die Frau vor. «Chefinspektorin Jakowicz, sind Sie sicher, daß das Motiv für diese Morde nicht Raub ist?»

«Vollkommen sicher. Keiner der Männer wurde beraubt. Wenn ich mich richtig entsinne, war einer der Männer noch im Besitz einer Brieftasche, die über hundert Dollar enthielt. Nächste Frage.» Sie wies auf einen Mann in der ersten Reihe.

«James McKay, *Evening Standard*. Sie haben Hunderte, vielleicht sogar Tausende von Möglichkeiten erwähnt, die überprüft werden müssen. Sind Sie bereit, ein paar davon zu nennen?»

«Nein. Der nächste.» Wieder streckte sie den Finger aus.

«Sind irgendwelche Opfer in irgendeiner Form verstümmelt worden?» fragte der dritte Journalist.

«Kein Kommentar.» Jake wollte eventuellen Nachahmetätern keine Informationen liefern. «Der nächste.»

«Gehen Sie davon aus, daß der Mörder wieder zuschlagen wird?»

«Ja, das scheint mir eine gerechtfertigte Annahme zu sein.»

Sie rief einen fünften und dann einen sechsten Journalisten auf. Dann kam die Frage, die sie befürchtet hatte.

«John Joyce vom *Guardian*. Chefinspektorin Jakowicz, möchten Sie einen Kommentar zu dem Gerücht abgeben, daß diese Morde möglicherweise im Zusammenhang mit dem Lombrosoprogramm stehen, das derzeit im Staatlichen Institut für Gehirnforschung durchgeführt wird?»

Bevor Jake antworten konnte, kam ihr Challis zuvor.

«Ich glaube, ich kann diese Frage beantworten», sagte er und warf Jake einen Blick zu, als wolle er sichergehen, daß sie nichts dagegen hatte, unterbrochen zu werden. Aber sie wußte, daß das nur Schein war. Challis war es letzten Endes völlig egal, was seine weibliche Untergebene dachte.

«Wie die Chefinspektorin angedeutet hat, hat es eine Anzahl von Gerüchten über diese Morde gegeben, und sie sind mit allem - von der Niederlage Englands im World Cup bis zur vorherrschenden Großwetterlage - in Zusammenhang gebracht worden.» Er setzte ein abscheuliches Grinsen auf. «Sagen wir doch einfach, daß wir beim gegenwärtigen Stand der Ermittlungen keine Annahme ausschließen können, egal wie phantastisch sie klingt.»

Damit stand Gilmour auf und erklärte die Pressekonferenz für beendet. Aus dem Saal rief man den dreien, die sich zurückzogen, Fragen nach, die sie ignorierten. Draußen im Korridor hinter dem Konferenzsaal atmete Gilmour erleichtert auf. «Das haben Sie gut pariert, Keith», sagte er. «Danke, Chef», sagte Challis. «Es war ein bißchen knapp, oder etwa nicht? Man kann sich einfach nicht auf die verdammten Arschlöcher vom *Guardian* verlassen.»

Gilmour nickte streng. «Ich muß mich mal mit der Pressestelle darüber unterhalten. Wir sollten ihnen eine Lektion erteilen. Keine Pressemitteilungen mehr, oder so etwas. Ihnen zeigen, daß sie in Unnade gefallen sind, bis sie sich anständig benehmen wie der Rest dieser Reptilien.»

«Ach, ich weiß nicht», sagte Jake. «Man kann Ihnen keinen Vorwurf daraus machen, daß sie es versuchen.»

Gilmour blickte Jacke gerade ins Gesicht, kümmerte sich nicht um ihre Meinung und machte ihr Komplimente über ihre eigene Leistung.

«Das war gut gemacht, junge Dame», sagte er gönnerhaft wie ein freundlicher Onkel. Jake lächelte verbissen.

«Ich hoffe nur, Sie wissen, was Sie tun. Wenn der Plan platzt...» Ausnahmsweise vollendete Gilmour die Prophezeiung nicht. Statt dessen legte er den Finger an den Nasenrücken und fügte hinzu: «Laßt uns hoffen, daß dieser Armleuchter von Wittgenstone Fernsehnachrichten sieht.»

Es war nahezu undenkbar, daß es nicht so sein sollte, dachte Jake, als sie abends nach Hause fuhr. Das Fernsehen war der gewaltige Gott Großbritanniens. Zugegebenermaßen kam es häufig genug vor, daß sie abends nach Hause kam und feststellte, daß sie nicht mehr genug Energie hatte, irgend etwas zu tun, außer in das große, niemals blinzeln- und starren. Aber genau aus diesem Grund hat-

te Jake den Fernseher an ungewöhnlicher Stelle untergebracht. Statt in einer Zimmerecke wie eine Überwachungskamera den Raum zu überblicken, machte Jakes Gerät schon durch seine Position deutlich, wie wenig Zeit seine Besitzerin an das Programm zu verschwenden bereit war. Der Apparat stand im obersten Fach eines Bücherregals quer zur kürzesten Wand des Raums direkt gegenüber der Tür. Wer immer das Ding betrachten wollte, mußte es im Stehen tun. Nicht, daß Jake etwas gegen Aufnahmen von weit entfernten Kriegen, Kriminalfilme und die zweiminütigen Werbeblocks gehabt hätte, die alle Viertelstunde über den Schirm huschten. Selbst wenn sie genau wußte, daß es nichts Sehenswertes gab, konnte sich Jake dem Sog nicht verschließen, den das Fernsehen ausübte. Sie wollte es sich nur unbequem genug machen, um sich selbst zu zwingen, etwas anderes zu tun. Lesen zum Beispiel.

Auch hier wirkte sich ihr anstrengender Beruf nachteilig auf ihr Leben aus. Je steiler Jakes Karriere verlief, je später sie abends im Yard zu tun hatte, je weniger Privatleben ihr noch blieb, desto häufiger entdeckte sie, daß die Energie, die sie aufbringen mußte, um irgend etwas außer Schund zu lesen, einfach zu groß war. Wenn sie ihre viel zu selten abgestaubten Bücherregale betrachtete, konnte Jake manchmal selbst kaum glauben, daß die Bücher, die da standen, einer Frau gehören sollten, die ein Stipendium nach Cambridge bekommen hatte.

Viele ihrer Bücher hatten geschmacklose Umschläge, waren schlecht geschrieben und erzählten von unglaublichen Mordfällen am Dorfbrunnen, die von vorlauten weiblichen Privatdetektiven oder bierschweren Kriminalinspektoren gelöst wurden, deren Leben aus ausgefallenen Hobbys, romantischen Affären, Abenteuern in fernen Ländern, Gesprächen mit glattzüngigen Schurken, klugen Beobachtungen und befriedigenden Enthüllungen bestand. Es waren Lebensläufe, die Jake vielfältiger und spannender erschienen als ihr eigener. Jakes einziger Trost war, daß die Autoren dieser Bücher offenbar

wenig oder gar keine Ahnung davon hatten, wie langweilig, gedankenlos, brutal und gewöhnlich wirkliche Mordfälle waren. Die Porträtfotos auf den Schutzumschlägen bestärkten diesen Eindruck. Da sah man die Gesichter von rosig strahlenden jungen Müttern, verschlagenen Individualisten mit Hornbrillen, glatten, gutangezogenen Typen aus der Werbebranche, staubtrockenen Akademikern, streng dreinblickenden und säuerlich lächelnden alten Jungfern und zweitklassigen Spinnern, deren harte, dunkle Blicke Jake an den Würger von Boston oder ihren Vater erinnerten.

Gelegentlich mußte Jake laut über das lachen, was sie sich unter finsternen Mordtaten vorstellten. Meistens aber erweckten sie nur den Wunsch, den Autor mit ins anatomische Labor zu nehmen und ihm den verschimmelten, schmutzigen und entsetzlich verschwenderischen Schrecken eines wirklich finsternen Mordes vorzuführen.

Natürlich habe ich die Möglichkeit in Betracht gezogen, daß ich einfach total verrückt bin. Wenn man neun Männer ermordet hat, sollte man das tun. Manche Leute glauben ja, daß Mord, besonders wenn er kaltblütig und in mehreren Fällen verübt wird, einen hinreichenden Beweis für ein anormales Seelenleben darstellt. Aber das geht einfach nicht. Jedenfalls nicht heutzutage.

Die Polizistin in der Nicamvision hat behauptet, ich sei möglicherweise psychotisch. Von der Tatsache einmal ganz abgesehen, daß man in der modernen Psychiatrie die Unterscheidung zwischen Neurosen und Psychosen aufgegeben und diese überholten Bezeichnungen aus dem derzeit gültigen offiziellen Katalog der professionellen Diagnostik gestrichen hat, glaube ich nicht, daß man mich vernünftigerweise in dem Sinne als psychotisch beschreiben kann, daß mein Denken und meine Bedürfnisse den Anforderungen der Realität nicht mehr gewachsen seien. Selbst wenn man die Tatsache außer acht läßt, daß die einzige Realität, deren man sich gewiß sein kann, das Selbst ist, möchte ich doch darauf hinweisen, daß mein Denken und meine Bedürfnisse die Anforderungen der Realität eher zu gründlich

in Rechnung stellen.

Sie wollen wissen, wie ein Psychotiker aussieht? Ich kann Ihnen ein Musterexemplar vorführen. Der griechische Held Ajax bringt eine Schafherde um, weil er sie mit seinen trojanischen Feinden verwechselt. Das ist ein gottverdammter Psychotiker. Der Ärger ist ja nur, daß die meisten Worte in diesem blöden Psychologenzargon wenig Bedeutung haben. Schizophrenie so ein großes Wort und sagt so wenig. Es gibt einen westafrikanischen Stamm namens Yoruba, die meines Erachtens ein viel besseres Wort für das haben, was europäische Psychiater Schizophrenie nennen. Sie sagen, eine Person sei «war». Das ließe sich eigentlich recht gut von einer Sprache in die andere übertragen. Wenn man sagt, «er ist war», dann heißt das doch wohl, daß er irgendwie nicht mehr in der Gegenwart «ist» und lebt. Kann es ein besseres Wort für eine gesplante Persönlichkeit geben?

Ich mußte lachen, als die Polizistin sagte: «Ich werde alles in meiner Macht Stehende tun, um dafür zu sorgen, daß Sie angemessene medizinische Behandlung erhalten.» War das nicht süß von ihr? Was sie wirklich meinte, war natürlich, wenn ich mich stellte, würde sie versuchen, dafür zu sorgen, daß man mich für «schuldunfähig wegen Geisteskrankheit» erklären würde, und dies innerhalb der juristischen, und, wie man wohl fairerweise behaupten kann, vollkommen falschen Definition von Geisteskrankheit, wie sie in den Gerichtsregeln von MacNaghten zu finden ist. Das würde bedeuten, daß man mich nicht vor Gericht stellen und, was weitaus wichtiger ist, nicht zu - vermutlich unwiderruflichem - Strafkoma verurteilen könnte. Gut überlegt, Frau Chefinspektor! Es gibt wenig Gründe, sich der Polizei zu stellen, wenn man weiß, daß am Ende der Strecke nur eine Injektionsnadel wartet.

Und das ganze Geschwätz über ein Gerücht, ich hätte mich mit der Polizei in Verbindung gesetzt? Also, ich habe jeden einzelnen Zeitungsausschnitt, der sich mit meiner Aufgabe beschäftigt, in meinem

Blauen Buch aufbewahrt. Keiner davon deutet irgend etwas in dieser Art an. Das war schlau. Die Bemerkung, ich hätte Verbindung zur Polizei aufgenommen, war nur die Oberflächenstruktur dessen, was sie eigentlich meinte. Wenn man nach der Tiefenstruktur sucht, würde man bei einer Frage landen: «Warum treten Sie nicht in Verbindung mit mir?»

Gleichzeitig behält sie etwas in Reserve, nur so für den Fall, daß ich ein eher schüchterner Typ sein sollte. Sie sagt: «Fick dich ins Knie!» und gibt mir eine Ohrfeige. Sie erzählt Gott und der Welt, was für Unschuldslämmer meine Opfer sind. Es waren unschuldige Menschen, sagt sie, die sich um ihre eigenen Angelegenheiten kümmerten. Nichts davon, daß sie VMK-negativ waren. (Und wie der Kriminalhauptkommissar die unerwartete Frage abgewehrt hat! Natürlich legen sie genausowenig Wert darauf, daß das Lombrosoprogramm mit diesen Hinrichtungen in Zusammenhang gebracht wird, wie ich es tue. Die peinliche Situation, vor der sie stünden, würde das Ende meiner Mission bedeuten oder sie jedenfalls viel schwieriger machen. Es gäbe nicht einen unter meinen berühmten Brüdern, der mich nicht erwartete.) Das soll mich wütend genug machen, daß ich mich mit der Polizistin in Verbindung setze, falls die erste Taktik versagt.

Am amüsantesten fand ich meine Personenbeschreibung und das Phantombild. Wie ist sie bloß dazu gekommen? Es gibt nur zwei Möglichkeiten: Entweder Bertrand Russell hat es geschafft, noch ein paar letzte Worte von sich zu geben. (Aber ich glaube nicht, daß er mit einem Polizeizeichner zusammengearbeitet hat.) Oder der schlitzäugige Berater vom IFG hat sich an mich erinnert. Aber so ähnlich sieht mir das Bild auch wieder nicht. Computerbilder tun das nie. Man sieht sie und sagt sich, wenn jemand, der so aussieht, frei durch die Gegend liefe, wäre er schon x-mal verhaftet worden, nur weil er so seltsam aussieht. Aber insgesamt war es kein schlechter Versuch. Der Gelbe muß ein gutes Gedächtnis haben. Oder sie

haben ihn mit irgend etwas vollgepumpt, damit er sich erinnert.

Jedenfalls hat die Polizistin so etwas wie eine Herausforderung ausgesprochen. Wie signalisiert man, daß man sie annimmt? Gibt es bestimmte Konventionen oder Regeln, denen man sich beugen muß? Egal. Es ist ohnehin offensichtlich genug, daß der nächste Zug der meine sein soll. Ein Zeichen, ob ich die Herausforderung annehme oder nicht. Offenbar muß der nächste Mord in Übereinstimmung mit neuen Regeln begangen werden, die der Grammatik des Wortes «Spiel» angehören.

Ja, ein Spiel mit einer Polizistin ist eine großartige Idee. Mein Lieblingsspiel war Monopoly, aber das ist auch nicht mehr, was es einmal war. Die Bauunternehmer haben dafür gesorgt, daß Old Kent Road nicht einmal mehr existiert. Aus der Oxford Street ist das New Oxford Street Einkaufszentrum geworden. Fleet Street ist verkommenes Ödland. Die grünen Häuser und roten Hotels, die früher so beruhigend solide und hölzern waren, sind jetzt aus Plastik und hohl. Außerdem gibt es nur noch halb so viele davon wie früher. Die Ereigniskarten sind hoffnungslos überholt. Freies Parken! In London? Das ist ein Witz! Schulgeld \$ 150! Damit könnte man heutzutage gerade einpaar Schulbücher kaufen. Sie haben einen Schönheitswettbewerb gewonnen! So etwas ist schon seit Jahren verboten. Arztkosten \$ 50! Wofür, eine Packung Aspirin? Und niemand kommt umsonst aus dem Gefängnis. Man muß bezahlen, um in ein halbwegs erträgliches zu kommen, und man muß bezahlen, um rauszukommen. Und dann erst die Mieten!

Nein, seit meiner Kindheit hat sich viel geändert.

Aber Sie wissen ja nichts über meine Jugend, oder? Lassen Sie mich meinen ersten Gedanken beschreiben.

Mein erster Gedanke (vielleicht wird es auch der letzte sein), war zu schreien, zweifellos angeregt durch einen Klaps des entbindenden Arztes. Und so sog ich den ersten Atemzug einer fremden neuen Welt

ein. Natürlich können wir nicht über das sprechen, was davor war, und noch ist es zu früh, um sagen zu können, was danach sein wird. Aber ich halte es für eine vernünftige Annahme über das, was in meinem von VMK-Defizit gekennzeichneten Gehirn geschah.

Seit ich kopfüber aus der Ewigkeit gerissen wurde und an den Knöcheln im kalten Licht der Vergänglichkeit hing, habe ich

beachtliche Zeit darauf verwendet, das Undenkbare zu denken. Am besten kann man sich dem Undenkbaren nähern, wenn man den Zustand des Nichtseins betrachtet, der vor der Geburt und nach dem Tod herrscht. Wahrlich, mir fiel es leicht, meinen Geist an den Versuch zu wenden zu sagen, was unsagbar ist.

Man könnte behaupten, meine Motive, soweit ich diesbezüglich je Motive hatte, seien teilweise blasphemisch gewesen, denn meine Mission gliche dem Aussprechen des Tetragrammaton JHWH. Ich habe das Gefühl, das akzeptieren zu müssen, weil das Denkbare zugleich in dem Sinne möglich ist, daß man nichts Unlogisches denken kann. In Wirklichkeit können wir nicht sagen, wie etwas, das unlogisch ist, aussähe.

Sicher werden dem einige nicht zustimmen wollen, aber die Realität, soweit es in dieser armseligen Welt Realität gibt, ist doch, daß es genauso schwer ist, an etwas Unlogisches zu denken, wie das genaue Verhältnis des Kreisumfangs zum Durchmesser zu bestimmen oder einen Kreis mit demselben Flächeninhalt wie ein gegebenes Quadrat zu konstruieren. (Ein Kinderspiel, mögen Sie glauben, aber ich, der es versucht hat, weiß, daß es unmöglich ist.)

Üblicherweise gilt die Endlösung der Judenfrage, wie die Nazis sie sich ausgedacht haben, als etwas Unsägliches. Aber dem ist einfach nicht so. Und wer behauptet, Sprache könne den Holocaust nicht darstellen, stellt ihn falsch dar, nämlich als etwas, das außerhalb der Welt liegt. Das bedeutet, er sei ein Rätsel, die Erklärung dafür, wie es dazu kommen konnte, liege außerhalb von Zeit und Raum,

und kein Mensch trage die letzte Verantwortung dafür. (Manche Leute behaupten, Verstehen heiße Verzeihen.) Tatsache aber ist, daß der Holocaust sehr wohl in diese Welt gehört, und deshalb kann man davon sprechen, und es ist nichts Unsglichen, das ihn so schrecklich macht. (Denn die Kultur, die Mozart, Beethoven und Goethe hervorgebracht hat, hat diese Verbrechen begangen. Genauso haben die Römer Horaz und Plinius hervorgebracht und dennoch Christen den Löwen vorgeworfen. Große Verbrechen sind ein Abfallprodukt großer Zivilisationen.)

Die einzige Grenze des Sagbaren ist die Grenze, die den Sinn vom Unsinn trennt. (Diese Begrenzung macht einsichtig, daß der Holocaust vollkommen sinnvoll war, auch wenn man ihn verdammt.) Und dennoch hält sich der Glaube, daß das Verständliche zugleich unaussprechlich sein könne, daß der Sinn der Welt innerhalb der Welt gefunden werden könne.

Aber wenn es einen Wert gibt, der Wert hat, so muß er außerhalb alles Geschehens und So-Seins liegen. Tatsache ist, daß alle Sätze gleichwertig sind, und daß es keine Sätze der Ethik geben kann. Die Ethik ist transzendental und unaussprechlich. Kurz gesagt: Ethik ist unmöglich.

Warum sonst sollte man sich dagegen auflehnen? Wenn die Existenz eines moralischen Satzes, der den Mord verbietet, möglich wäre, würde ich ihm nicht widersprechen. Aber vom Willen als Träger des Ethischen kann nicht gesprochen werden. Also tte ich, weil es keinen logischen Grund gibt, nicht zu töten.

Die Wahrheit der hier mitgeteilten Gedanken scheint mir unantastbar und definitiv. Ich bin also der Meinung, die Probleme im Wesentlichen endgültig gelöst zu haben. Die Endlösung.

Aber ich schlage die Zeit tot, statt mich dem Tod des nächsten Namens auf meiner Eiste zuzuwenden. Und was für einen Namen sein Träger trägt! Einen Namen, der für die gesamte geistige Tradition

des Westens steht: Sokrates.

9

JAKES BERATERKOMMISSION BESTAND aus Professor Waring, Dr. Cleobury, Kriminalinspektor Stanley und den Kriminalsekretren Chung und Jones. Zwei Tage nach der Pressekonferenz traf man sich in New Scotland Yard, um über die weiteren Ermittlungen zu beraten.

«Das hier ist die Zeitungsannonce, wie die Agentur sie entworfen hat», sagte Jake und legte eine Kopie vor Waring und Cleobury auf den Tisch. «Bisher hat es kaum Reaktionen auf die Anzeige und meine Presseerklärung gegeben.»

Waring warf einen Blick auf die Liste mit Decknamen von VMK-Negativen und schüttelte den Kopf. «Ich möchte bloß wissen, was die Öffentlichkeit davon hält.»

«Es hat ein paar neugierige Anrufe von Journalisten gegeben», räumte Jake ein. «brigens, was ich Sie noch fragen wollte: Wie ist die Liste von Decknamen für das Computerprogramm eigentlich zusammengestellt worden?»

Waring zuckte die Achseln. «Wissen Sie das vielleicht, Dr. Cleobury?»

Sie lächelte. «Das war ein Einfall von Dr. St. Pierre», erklärte sie. «Er war auf der Suche nach einer Namensliste von Personen, die unter Garantie tot sind. Sie verstehen, er hatte Angst vor juristischen Komplikationen. Jedenfalls hat er dann den neuesten Katalog der *Penguin Classics* genommen und die Namen direkt in den Computer eingegeben.»

«*Penguin Classics*?» fragte Jake. «Sie meinen die Taschenbuchreihe?»

«Richtig. Wenn die Liste erschöpft ist, will er die Namen sämtlicher

Romanfiguren von Charles Dickens verwenden.»

Jake zog eine Augenbraue hoch. Aber dann erschien ihr die Vorstellung, Edwin Droods Mörder zu fangen, doch nicht ohne Reiz.

«Wie kommen Sie bei Ihren Experimenten am Lombroso-Computer voran, Frau Chefinspektor?» fragte Waring. «Was macht der elektronische Stachel?»

Jake blickte zu Chung herüber. «Vielleicht können Sie darüber berichten», sagte sie.

Chung setzte sich auf: «Meine Hoffnung, daß es so etwas wie einen elektronischen Stachel geben könnte, hat sich weitgehend erfüllt!» erklärte er. «Der Computer hat beschlossen, die Löschung als einen Unfall zu betrachten, obwohl der wichtigste Teil des Speicherinhalts noch nicht ganz rekonstruiert ist. Allerdings haben wir die persönlichen Daten, die der Verdächtige gelöscht hat, nicht wieder auffinden können. Wie Sie vielleicht wissen, habe ich seitdem an unserem eigenen Polizeicomputer gearbeitet. Dabei habe ich die Ermittlungen in einem fiktiven Mordfall simuliert und aus einer Reihe von Namen, die der Computer nach dem Zufallsprinzip aus dem Telefonbuch ausgewählt hat, eine Liste von Verdächtigen zusammengestellt, um Lombroso zu einer Reaktion zu provozieren.» Er zuckte die Achseln. «Aber so etwas ist zeitraubend, und nicht alle VMK-Negativen haben Telefon.» «Wie viele bisher?» fragte Jake. «Acht», sagte Chung.

«Acht von 120 potentiell Betroffenen», sagte Waring. «Zwei haben sich auf unsere Anzeige hin gemeldet», sagte Jake, «sechs haben auf einen Brief ihres Betreuers geantwortet, und neun sind bereits tot. Insgesamt macht das fünfundzwanzig. Ziehen wir die VMK-Negativen ab, die im Gefängnis sitzen, bleiben immer noch fünfundsiebzig.»

«Vierundsiebzig», sagte Chung, «wir wissen, daß Wittgenstein seine

eigenen Daten gelöscht hat.»

«Ich frage mich, warum die Reaktion so schwach war.»

«Weil sie Angst haben», sagte Jake. «Vielleicht wußten Sie es ja nicht, aber ein paar von ihnen haben Angst davor, kaserniert und unter Quarantäne gestellt zu werden. Manche erwarten noch Schlimmeres. Wenn ich an ihrer Stelle wäre, wäre ich auch nicht scharf darauf, mich zu melden.»

«Aber das ist doch reiner Blödsinn», sagte Waring. «So etwas sind törichte Gerüchte, und wer sie verbreitet, handelt verantwortungslos.»

«Mag sein, aber ein paar von ihnen glauben es nun einmal», erwiderte Jake.

Professor Waring nickte trübsinnig und blickte mit gesenktem Haupt auf die Papiere in seinem Aktenordner. Offenbar war er nicht an einer weiteren Diskussion dieser Frage interessiert. Jake verspürte plötzlich einen vagen Verdacht, als könnte hinter dem Gerücht ein Körnchen Wahrheit stehen. Aber sie behielt ihre Zweifel für sich. Sie wußte, daß Waring ihre Art, die Ermittlungen zu führen, nicht schätzte; aber sie hatte Respekt vor seinen Fähigkeiten als Gerichtspsychologe. Er war nun einmal der beste, den es gab, und beim gegenwärtigen Stand der Ermittlungen wäre es töricht gewesen, ihn unnötig vor den Kopf zu stoßen. Sie sah, daß Waring die Liste mit den Namen von Wittgensteins neun Opfern studierte. Er las langsam einen nach dem anderen in der Reihenfolge vor, in der sie ermordet worden waren.

«Darwin, Byron, Kant, Aquinas, Spinoza, Keats, Locke, Dickens und dann auch noch Bertrand Russell.» Er blickte auf und sah die anderen am Tisch an. Mit seinem schlohweißen Haar, der halbmondförmigen Lesebrille, den hageren Gesichtszügen, die ihm ein asketisches Aussehen verliehen, und den buschigen Augenbrauen, die an

schottischen Wollstoff erinnerten, fiel es ihm nicht schwer, einen gedankenverlorenen Eindruck zu machen. «Man kann wohl kaum davon ausgehen, daß sich da so etwas wie ein Muster ergibt, oder vielleicht doch?» sagte er aufs Geratewohl.

«Sie meinen so etwas wie intellektuelle Zusammenhänge?» fragte Jake. «Also unser computergestütztes Untersuchungssystem hat nichts Derartiges erkennen können.»

«Computer haben keine Phantasie», sagte Wanning verächtlich. «Wie wäre es, wenn wir zur Abwechslung mal unser eigenes Gehirn benützten und nach einem Muster suchten?» Jake zuckte die Achseln. «Sicher, warum nicht?» «Fangen wir einmal bei Darwin an», sagte er. «Das war der erste. Wer sollte auch sonst der erste sein? Sie wissen doch, die Entstehung der Arten und so.»

Dr. Cleobury schüttelte energisch den Kopf. «Leider handelt es sich um den Großvater, nicht um den Enkel. Der Tote ist Erasmus Darwin, nicht Charles, Herr Professor.»

«Was hat Erasmus Darwin geschrieben, das ihn zum Klassiker machen würde?» fragte Waring.

«Er hat ein paar Gedichte über Pflanzen verfaßt», sagte Jake. Dr. Cleobury nickte, schenkte Jake ein freundliches Lächeln und arrangierte ihren breiten Hintern bequem im Sessel. Als sie sich wieder wohl fühlte, kontrollierte sie mit strengem Blick den Saum ihres engen schwarzen Rocks und strich ihre blonden Dauerwellen zurecht. Jake fand, sie sehe eher wie eine Bardame aus als wie eine Psychologin.

«Bedeutsamer ist vielleicht die Tatsache», warf sie ein, «daß fünf von den neun Philosophen waren.»

«Sechs», sagte Dr. Cleobury, «wenn man die sogenannte Empfindungsschule der Philosophie mitrechnet, die Erasmus Darwin begründet hat. Einen Augenblick...» «Was ist?» fragte Jake.

«Also, letzten Endes war Erasmus Darwin einer der ersten Forscher, die versucht haben eine physiologische Basis für geistige Phänomene zu finden. Es ging um die Rückenmarksubstanz.» Sie schüttelte den Kopf und wartete, bis alle ihrer Eingebung gefolgt waren. «Verstehen Sie? Genau darum geht es doch beim Lombrosoprogramm.»

Jake nickte, obwohl sie nicht davon überzeugt war, daß die Diskussion sehr ergiebig war.

«Sehr passend», stimmte Waring zu, der sich immer mehr in seine Idee verbiß. «Aber was für eine Verbindung gibt es dann zu Immanuel Kant?»

Jake warf Chung einen Blick zu. Der zuckte gelangweilt die Achseln. Kriminalinspektor Stanley untersuchte den Inhalt seiner Teetasse, als sei er auf der Suche nach Weissagungen über den weiteren Gang der Ermittlungen. Kriminalsekretär Jones, der das Protokoll führte, gähnte den Bildschirm seines Computers an. Jake mußte grinsen, als sie sah, wie er Kant buchstabiert hatte. Waring hatte es auch gesehen und schüttelte energisch den Kopf, als mache er sich selbst Vorwürfe.

«Natürlich», sagte er. «Wie dumm von mir! Seine Familie stammte aus Schottland. Sie haben den Namen von Cant in Kant geändert, um der deutschen Aussprache gerecht zu werden. Nun, und Darwin hat sein Medizinexamen in Edinburgh abgelegt. Natürlich ist das keine so starke Verbindung wie etwa zwischen Kant und Hume, aber immerhin...»

Jake ließ den Professor und Dr. Cleobury ein Weilchen ihr hochintellektuelles Spiel weitertreiben und bedeutungslose Verbindungslinien zwischen neun Decknamen aufstellen; dann brachte sie die Diskussion im Rückgriff auf ihre eigene Bemerkung wieder auf den Boden der Tatsachen zurück.

«Vielleicht sollten wir uns nicht allzusehr treiben lassen», sagte sie

lächelnd. «Ich glaube, das Entscheidende ist, daß auf einer Liste von 120 VMK-Negativen zwanzig Decknamen die Namen von Philosophen sind. Wir wissen aber nicht nur, daß der Mörder selbst den Namen eines Philosophen trägt, sondern auch, daß mehrere seiner Opfer die Namen von Philosophen trugen. Ich habe den Eindruck, wir haben es hier mit einem Mörder mit Sinn für Humor zu tun. Die Vorstellung, daß ein Philosoph den anderen umbringt, reizt ihn.»

Waring dachte einen Augenblick darüber nach. «Aber warum hat er dann nicht alle neun Opfer nach diesem System ausgewählt, sondern nur fünf?»

«Oder sechs», sagte Dr. Cleobury. «Vergessen Sie Darwin nicht.»

Jake zuckte die Achseln. «Vielleicht will er kein Muster hinterlassen, das wir entschlüsseln könnten.»

Waring seufzte müde. «Wenn er das will, ist er ganz schön erfolgreich.»

Kriminalsekretär Jones blickte von seinem Bildschirm auf. «Ob er wohl wirklich etwas von Philosophie versteht?» fragte er.

Jake nickte. «Die Frage habe ich mir auch schon gestellt.» Die Diskussion zog sich noch eine Zeitlang hin, bevor Jake sie für beendet erklärte. Um fünf ging sie sich eine Tasse Kaffee holen. Als sie zurückkam, wartete Chung in ihrem Büro. Er wirkte ungewöhnlich aufgeregt.

«Was ist denn mit Ihnen los?» fragte sie. «Haben Sie in der Lotterie gewonnen?»

«Kann sein», sagte er und wedelte grinsend mit einem Stück Papier.

Erschöpft setzte sich Jake an den Schreibtisch und hob den Deckel von ihrer Styroportasse. Nach Konferenzen fühlte sie sich immer platt wie ein Teppichboden.

«Also, schießen Sie schon los!»

«Ich habe gerade eine Telefonnummer und einen Namen eingegeben, die nach dem Zufallsprinzip ausgewählt waren», erklärte Chung, «und der Lombroso-Computer hat reagiert. Ein Typ namens Martin John Baberton. Und gleichzeitig entdeckt der Polizeicomputer in Kidlington, daß dieser Baberton wegen Computerbetrugs und Mordversuchs vorbestraft ist.»

Jake blickte von ihrer Kaffeetasse auf. «Machen Sie keine Witze!»

Chung warf einen Blick auf den Computerausdruck in seiner Hand. «Und was sagen Sie dazu? Er hat ein Philosophiediplom und war wegen psychischer Störungen in Behandlung.»

«Das klingt zu schön, um wahr zu sein», sagte Jake. «Haben Sie die Akte da?»

«Das ist das Merkwürdige daran. Im Archiv können sie die Handakte nicht finden. Es gibt nur die Computerdaten.»

Er überreichte Jake den Ausdruck und beobachtete sie beim Lesen. Sie blieb an dem Bild hängen, das der Laserdrucker ausgeworfen hatte.

«Das sind nicht gerade die besten Bilder, wenn es um Personenidentifizierung geht», sagte sie, «aber ich werde das Gefühl nicht los, daß ich den Mann schon einmal gesehen habe. Was ist sein Deckname im Programm?»

«Laut Lombroso heißt er Sokrates.»

«Noch ein Philosoph.»

«Wie lautet die Adresse?»

«Es sind zwei bekannt. Eine steht auf dem Ausdruck des Lombroso-Computers und die zweite in der Polizeiakte.»

«Welche paßt zur Personalausweisnummer?»

«Die in der Polizeiakte.»

Jake las interessiert die Warnung des Lombroso-Computers. Es war das erste Mal, daß ihr im Laufe von Ermittlungen eine Lombroso-warnung begegnete.

VORSICHT. DIE VON IHNEN IDENTIFIZIERTE PERSON HAT SICH BEI EINEM TEST ALS VMK-NEGATIV ERWIESEN UND IST SOMATISCH ZU GEWALTAKTEN PRÄDISPONIERT. ÄUSSERSTE VORSICHT BEI DER KONTAKTAUFNAHME IST GEBOTEN. WEITERE INFORMATIONEN ÜBER VMK-NEGATIVE PERSONEN KÖNNEN SIE BEIM LOMBROSOPROGRAMM IM INSTITUT FÜR GEHIRNFORSCHUNG ABRUFEN. BITTE VERNICHTEN SIE DIESE MITTEILUNG, WENN SIE SIE GELESEN HABEN. DIE HERSTELLUNG EINER KOPIE DIESER MITTEILUNG ODER VON AKTENNOTIZEN ÜBER DIE BETROFFENE

PERSON IST STRAFBAR. DIESE MITTEILUNG KANN BEI EINEM GERICHTLICHEN VERFAHREN NICHT ALS BEWEISMATERIAL VERWENDET WERDEN.

Jake steckte eine Haarsträhne in den Mund und lutschte nachdenklich daran.

«Irgend etwas ist komisch dabei», sagte sie. «Wir wissen, daß jemand mit dem Decknamen Wittgenstein seine Eintragung in der VMK-Datei gelöscht hat, oder etwa nicht?» «Richtig.»

«Wer ist dann aber dieser ausgesprochen gut qualifizierte Schweinehund? Man könnte ja kaum einen besseren Verdächtigen finden, wenn man dem Besetzungsbüro für Kleindarsteller den Auftrag erteilte.»

Es klopfte an der Tür, und Kriminalhauptkommissar Challis betrat

Jakes Büro.

Als man in der Frühphase der Ermittlungen Jake an seine Stelle setzte, hatte Challis keinerlei Neigung erkennen lassen, je wieder etwas mit dem Fall zu tun haben zu wollen. Aber seit der Pressekonferenz hatte er sich angewöhnt, zu jeder Tages- und Nachtzeit in Jakes Büro aufzutauchen und Erfolgsberichte anzufordern. Sie fragte sich, ob das plötzliche Wiedererwachen seines Interesses an dem Fall spontan entstanden war oder ob er von höher oben, vielleicht sogar aus dem Innenministerium, angewiesen worden war, die Dinge im Auge zu behalten. Worauf auch immer sie zurückgehen mochte, ihr ging seine Einmischung beinahe so sehr auf die Nerven wie der Giftzwerg Challis selbst. Challis war einer von den altmodischen Polizisten, die der Meinung waren, Frauen im Polizeidienst seien am besten dazu zu gebrauchen, den Familienangehörigen von Verkehrsoptern die traurige Nachricht zu überbringen.

«Habe ich etwas von einem Verdächtigen gehört, Jake?» rief er mit donnernder Stimme und rieb sich die Hände.

Einen Augenblick spielte Jake mit dem Gedanken, ihn hinzuhalten. Dann entschied sie sich anders. Er war der Typ von Vorgesetztem, der es einem nie verzeiht, wenn man ihn über irgend etwas im dunkeln läßt. Also forderte sie Chung auf, das zu wiederholen, was er ihr gerade erzählt hatte. Sie fügte ein warnendes Wort hinzu.

«Ich möchte diesen Mann gerne eine Weile beobachten lassen», erklärte sie. «Es handelt sich nur um eine Vorsichtsmaßnahme, aber irgend etwas an der Geschichte stimmt nicht.»

Giftzwerg Challis rümpfte die Nase. «Ich kann Ihnen sagen, was hier seltsam ist», sagte er. «Dieser Martin John Baberton selber ist verdammte seltsam. Sie haben es doch selbst gehört. Der Typ ist ein gottverdammter Irrer.»

«Nein, Herr Hauptkommissar», insistierte Jake. «Ich meine eher, daß

das alles ein bißchen zu...», sie zuckte die Achseln, «zu einfach ist.»

«Was soll das heißen?» fragte Challis. «Was heißt hier <zu einfach>?»

Jake fragte sich, ob sie es sich nur einbildete oder ob er wirklich nach Alkohol roch.

«Habt ihr denn alle kein Vertrauen zu eurer eigenen Ermittlungstechnik? Mein Gott, junge Frau, die ist doch dazu da, alles einfach zu machen. Nicht jeder Erfolg muß die Frucht monatelanger mühsamer Detektivarbeit sein. Jedenfalls heutzutage nicht mehr. Oder ist das schon wieder so ein Fall von dieser verfluchten weiblichen Intuition, über die hier ständig gelabert wird?»

«Nein, Herr Hauptkommissar», sagte Jake geduldig. «Ich möchte nur noch ein bißchen abwarten. Ich möchte...»

Aber Challis hatte schon zum Pictofon gegriffen. «Ich brauche sofort ein Mobiles Einsatzkommando», blaffte er das verblüffte Gesicht an, das auf Jakes Bildschirm erschien. «Wie war noch mal die verdammte Adresse? Komm, geben Sie den Zettel schon her!»

Chung überreichte Challis den Ausdruck und blickte Jake fragend an. Challis las dem Einsatzleiter die Adresse vor. Jake zuckte stumm die Achseln, aber als Challis ausgeredet hatte, sagte sie:

«Kriminalsekretär Chung! Bitte nehmen Sie zu Protokoll, daß sich Kriminalhauptkommissar Challis gegen meinen Rat zu dieser Vorgehensweise entschlossen hat. Nach meiner Beurteilung. ...»

«Zum Teufel mit Ihrer Beurteilung», unterbrach sie Challis. «Für wen halten Sie sich eigentlich? Ich bin der Chef der Mordabteilung und nicht Sie. Ich gebe die Anweisung, ob wir eine Verhaftung vornehmen oder nicht. Vielleicht verstehen Sie ja etwas von Kriminalpsychologie, Chefinspektorin Jakowicz, aber ich verstehe etwas von Polizeiarbeit, und ich kann einen Fall zum Zuschlagen erkennen,

wenn ich ihn sehe. Sie können jetzt entweder mitmachen oder hierbleiben und gekränkt spielen. Was haben Sie vor?»

Jake spürte, wie sich ihre Augen zusammenzogen. Sie dachte an den elektronischen Schlagring aus Wolfram in ihrer Handtasche und hätte ihn Challis am liebsten ins Gesicht geschlagen. Sie konnte die Ironie in ihrer Stimme kaum verbergen, als sie Challis mitteilte, das sei ein Ereignis, das sie auf keinen Fall verpassen wolle.

Aber bevor sie ihm aus dem Büro folgte, rief sie in Gilmours Büro an.

Der Einsatzwagen, in dem Challis, Jake und Stanley saßen, verließ New Scotland Yard und fuhr in nördlicher Richtung über die Grosvenor Street, Park Lane und den orientalischen Basar, zu dem die Edgware Road geworden war, bevor der Fahrer nach Westen auf die A 40 abbog. Der Zubringer führte in engen Kurven steil bergauf. Dann erreichten sie zwischen zwei Tankwagen mit Wasser eingeklemmt die achtspurige Hauptstraße. Es war fast acht Uhr, aber auf der Westumgehung staute sich noch immer der heimkehrende Berufsverkehr. Die Fahrer in

ihren zweitürigen Minihondas starteten auf die Schnellbahn, die über ihnen vorbeirauschte, und hätten die Fahrgäste wohl beneidet, hätten sie nicht gewußt, daß man da oben unter Bedingungen reiste, bei denen selbst eine Legehenne Platzangst bekommen hätte. Jake schüttelte mitleidig den Kopf. Einer der wenigen Vorteile, die ihre asoziale Arbeitszeit mit sich brachte, war, daß die Straßen zu den Zeiten, zu denen sie zum Yard oder wieder nach Hause fuhr, so gut wie leer waren.

Der große Polizei-BMW ordnete sich mit aufröhrendem Motor in die gebührenpflichtige Spur ohne Geschwindigkeitsbegrenzung ein. Eine einheitliche Gebühr von EG \$ 100 pro Tag sorgte dafür, daß es hier kaum andere Fahrzeuge gab als die schnellsten und teuersten deutschen Wagen. Sie fuhren an einer Hochhaussiedlung vorbei,

dann an noch einer: hoch aufragende Kaninchenställe, an deren schmutzigen Fenstern die Straße so dicht vorbeiführte, daß Jake beinahe die bestrahlten Salatblätter auf den Plastiktellern sehen konnte.

In ein paar Minuten erreichten sie White City, die beiden weißen Bonttürme des neuen europäischen Fernsehentrums, die wie eine Doppelpackung Toilettenpapier über der Landschaft aufragten und Jake an die beruhigende Tatsache erinnerten, daß sie wohl nichts Sehenswertes in der Nicamvision verpassen würde, egal wie spät sie nach Hause kam. Sekunden später fuhren sie am Untersuchungsgefängnis Wormwood Scrubs vorüber, das sich neuerdings über das ehemalige Krankenhaus von Hammersmith ausgebreitet hatte und von einem Niemandsland umgeben war, das aus Suchscheinwerfern und Stacheldraht bestand.

Hinter dem Verkehrskreisel an der Hangar Lane bogen sie südlich nach Ealing ab, und Jake verlor in dem Gewirr ruhiger Vorstadtstraßen neben dem Golfplatz der Honda AG schnell die Orientierung. Am Ende einer Straße, die bereits von Sicherheitskräften abgesperrt war, erwartete sie der Kommandant des Mobilen Einsatzkommandos in seiner Flakjacke.

«Wir haben das Anwesen umstellt», sagte er und deutete auf ein großes alleinstehendes Haus, das auf einem Grundstück von fast 1000 Quadratmeter stand. «Meine Jungs haben sich gerade mal kurz vor Ort orientiert. Anscheinend liegt eine männliche Leiche im tiefen Gras neben dem Tennisplatz.»

«Volltreffer», murmelte Challis und warf Jake einen giftigen Blick zu. «Was hab ich gesagt?» Er nickte zum Haus hinüber. Hinter vorgezogenen Vorhängen brannte Licht.

«Wir haben uns dem Haus noch nicht genähert», sagte der MEK-Kommandant, der Collingwood hieß. «Aber wir haben ein paar Mikrofone an die Wand vorgeschoben, und anscheinend ist jemand zu Hause. Das einzig Komische ist, daß ein Mann vor der Tür steht.»

«Und was tut er?» «Er steht einfach da.» «Haben Sie keine Infrarotgeräte mit?» «Natürlich haben wir welche, aber er steht im Schatten.» «Vielleicht ist er nur vor die Tür gegangen, um in Ruhe eine Zigarette zu rauchen», meinte Kriminalinspektor Stanley. «Ich tue das auch manchmal. Vielleicht lebt er mit einem Nichtraucher zusammen.»

«Warten Sie einen Augenblick», sagte der Kommandant und drückte den Kopfhörer enger ans Ohr. «Einer meiner Jungs sagt, er sei bewaffnet, anscheinend mit einer Maschinenpistole. Sieht aus, als erwartete er uns.»

Challis nickte grimmig. «Wahrscheinlich ist die Leiche im Garten so etwas wie ein Köder. Einer von uns soll zur Haustür gehen, um eine Verhaftung vorzunehmen, und dann eröffnet er das Feuer.» Challis wandte sich Jake zu. «Na, was halten Sie jetzt von ihm? Ich nehme an, der Armleuchter mit der Maschinenpistole steht da und paßt auf, daß die Gartenzwerge nicht geklaut werden.»

«Ich muß zugeben, daß ich das nicht erklären kann», sagte Jake, «aber ich glaube immer noch, daß wir warten sollten.»

«Worauf?» grinste Challis hämisch und erwartete keine Antwort. «Können Ihre Männer sich das Ganze etwas näher ansehen, Kommandant?»

«Kein Problem.»

«Wir könnten Scheinwerfer auf die Vorderseite des Hauses richten», schlug Jake vor. «Holen Sie einen Lautsprecher.»

«Damit er uns hört und sich da drinnen verbarrikadiert? Auf keinen Fall!» sagte Challis. «Ich lasse es nicht auf eine Belagerung ankommen. Das letzte, was wir wollen, ist, daß hier auch noch die Presse auftaucht.»

Also nahm Challis doch die Interessen des Innenministeriums wahr,

dachte Jake.

Inzwischen hatte der MEK-Kommandant das kleine Mikrofon, das an seinem Helm hing, zum Mund gedreht und den Einsatzbefehl gegeben.

Ein paar Minuten lang war nichts zu hören als das, was in diesem Teil Londons für Stille galt: Verkehr auf dem Nordkreisel, das übersteuerte Stereosystem einer Nicamanlage, ein Hund, der das Grundrecht seines Besitzers ausübte, ihn so laut bellen zu lassen, wie er wollte, die idiotische Erkennungsmelodie eines Eiswaagens — *Oh, what a beautiful morning* — und das Rauschen des Windes im Rhododendron.

Jake atmete schwerer, aber sie konnte immer noch nicht genau sagen, was an der ganzen Situation nicht stimmte. Ein langer schwarzer Mercedes parkte neben den anderen Polizeiwagen ein. Gilmour im Abendanzug stieg aus und streckte den Zeigefinger in Richtung auf Challis aus. Aber was immer es sein mochte, was er zu sagen hatte, geriet sofort in Vergessenheit.

Das Geräusch einer Maschinenpistole ist gar nicht einfach zu erkennen, zumindest in einer westlichen Vorstadt Londons. Es gibt Leute, denen das Geräusch so wenig vertraut ist, daß sie es fast immer einem verspäteten oder verfrühten Feuerwerk zuschreiben würden, und in neunundneunzig von hundert Fällen wird sich herausstellen, daß sie recht hatten. Aber diesmal wußten Jake, Stanley, Challis und der MEK-Kommandant es besser. Instinktiv gingen sie in Deckung, und zwei von ihnen, der Kommandant und Challis, griffen zur Waffe.

«Was in Teufels Namen geht da vor sich?» brüllte der Kommandant in sein Mikrofon.

Ein zweiter, länger andauernder Feuerstoß, und dann wieder Stille. Die Nicamvision grölte weiter, der Hund bellte lauter als je zuvor,

der Wind rauschte in den Bäumen. Nach ein oder zwei Minuten hörte man Rufe irgendwo aus dem Garten, und der Kommandant preßte in der affektierten Pose eines Popsängers die Finger an seinen Kopfhörer und stand auf.

«Alles vorbei», sagte er munter. «Der Mann im Haus wurde festgenommen.»

«Gott sei Dank», sagte Gilmour.

«Und was ist mit dem Bewaffneten vor der Haustür geschehen?» fragte Jake.

«Er hat das Feuer eröffnet und ist erschossen worden», erklärte der Kommandant.

«Tot?» erkundigte sich Gilmour.

Der Kommandant verzog peinlich berührt das Gesicht. «In Fällen, bei denen es sich um Terroristen handelt, ist der finale Rettungsschuß üblich. Es sei denn, es sind andere Anweisungen erteilt worden.» Er warf Challis einen flehenden Blick zu, als wolle er die Tatsache bestätigt hören, daß keine derartigen Anweisungen ergangen waren.

«Und wer hat die Operation angeordnet?» Die Miene des Kommandanten verfinsterte sich zunehmend. Er zeigte auf Challis.

«Er da. Will sagen, Kriminalhauptkommissar Challis.» Er griff wieder zum Kopfhörer und wandte sich um. Zwei seiner Beamten schleppten einen Mann in Handschellen zwischen sich. Gilmour stellte sich genau vor Challis, als wolle er ihn wie ein französischer General auf beide Wangen küssen. Aber der Glückwunsch, den er aussprach, triefte vor Sarkasmus.

«Gut gemacht, Challis, gut gemacht», sagte er mit finsterner Miene. «Dafür haben Sie eine Medaille verdient. Dafür werde ich sorgen. Und ich selbst werde sie Ihnen an die Brust heften. Und zwar mit ei-

nem gottverdammten Bajonett. Wenn mich nicht alles täuscht, haben Sie es gerade geschafft, einen unserer eigenen Männer zu erschießen. Einen bewaffneten Leibwächter von der Sonderkommission.»

Challis fiel der Kiefer auf die Brust. «Was? Also das haben wir nicht gewußt. Wen sollte er denn bewachen?»

«Ihn», sagte Gilmour.

Die zwei Beamten vom MEK führten den Mann vor, den sie verhaftet hatten; einen fetten, wutschnaubenden Mann, dem nach einem Schlag mit dem Maschinenpistolenskolben Blut aus Mund und Nase lief. Das blonde Haar stand zu Berge, und das Hemd war zerrissen, aber dennoch war die korpulente Gestalt unverkennbar: der Innenminister des Schattenkabinetts, der ehrenwerte Abgeordnete Tony Bedford.

«Sie müssen verstehen, daß ich keine Beweise dafür habe, jedenfalls keine endgültigen. Einige davon sind nicht viel mehr als plausible Vermutungen, die Kriminalsekretär Chung und ich hegen. Es wird wohl auch ein wenig dauern, bis wir das alles in den offiziellen Bericht einbauen können...»

Ein wenig später - Challis war bis zur Klärung der gegen ihn erhobenen Vorwürfe vom Dienst suspendiert - versuchte Inspektor Cormack von der Abteilung für Computerverbrechen Gilmour, Jake und Stanley in Gilmours Büro die Ereignisse zu erklären.

«Machen Sie weiter, Cormack», knurrte Gilmour, «und versuchen Sie, sich einfach und verständlich auszudrücken.»

«Also, Herr Polizeidirektor, es geht um folgendes», erklärte Cormack. «Wittgenstein muß sich zum Polizeicomputer in Kidlington durchgehackt haben. Vielleicht wollte er ja eine Nachricht für die Frau Chefinspektor hinterlassen. Wo er schon einmal da ist, beschließt er, sich das System von innen anzusehen, und entdeckt Chungs Programm mit seinen Zufallsnamen und Zufallsnummern.

Da kommt ihm eine Idee. Er erfindet einen Polizeibericht mit dem Namen des Mannes, den er umbringen will: eines VMK-Negativen, Deckname Sokrates, wirklicher Name Martin John Baberton - der Mann, dessen Leiche in Mr. Bedfords Garten aufgefunden wurde. Er erfindet für Baberton die Art von Hintergrund, wie wir ihn suchen, und macht ihn zum idealen Verdächtigen, dem wir nicht widerstehen können. Und weil er ein Witzbold ist, fügt er ein paar Details hinzu, z. B. Mr. Bedfords Privatadresse und sein Bild.»

«Was für ein Witzbold!» sagte Gilmour. «Aber wie ist er an Bedfords Adresse und Bild gekommen? Das möchte ich wissen.»

Cormack kniff die Augen schmerzlich zusammen. «Anscheinend in unseren eigenen Akten, Herr Polizeidirektor.» «Was?»

«Sehen Sie, das Europäische Kriminalamt hat eine Datei mit einer eigenen Personenakte angelegt. Offenbar hat Mr. Bedford ein unbedeutendes Vorstrafenregister. Es handelt sich um zivilen Ungehorsam im Verlauf der Protestmärsche gegen das Strafkoma vor ein paar Jahren. Er ist verhaftet worden, weil er einen Polizisten bei der Ausübung seiner Dienstpflichten behindert hat.» Cormack zog entschuldigend die Schultern hoch. «Wittgenstein brauchte nichts zu tun, als unserem Computer die Anweisung zu geben, einige Details über Mr. Bedford in die Akte Martin John Baberton zu kopieren, die Akte des Toten.» «Das ist nicht der einzige, der erledigt ist», sagte Gilmour mit unheilverkündender Stimme. «Wie bitte?»

«Nichts. Was hat er dann getan?»

«Nun, nachdem er sein Opfer getötet und die Leiche in Mr. Bedfords Garten gelegt hat - wir nehmen jedenfalls an, daß er das zuerst getan hat -, mußte Wittgenstein Babertons Namen als VMK-Negativen im Lombrosoprogramm aktivieren. Dazu brauchte er bloß Babertons Namen und Telefonnummer verhältnismäßig weit vorn in Chungs Zufallsprogramm einzufügen. Hätte es jemand überprüft, so hätte er festgestellt, daß die verwendete Adresse nur mit der Adresse in der

Lombrosodatei übereinstimmte und nicht mit der in dem gefälschten Bericht im Polizeicomputer, der Mr. Bedfords Adresse enthielt. Er hätte wohl gedacht, die Adresse in der Lombrosodatei sei veraltet. Natürlich gab es auch keine Handakte über einen Martin John Baberton: noch eine Unstimmigkeit. Und wenn Baberton vorbestraft gewesen wäre, als er den Lombrosotest machte, hätte man das an seinem Personalausweis ablesen können.»

Gilmour nickte mit ernster Miene. «Warum nehmen Sie an, Wittgenstein habe sich mit der Absicht in unseren Computer eingeschaltet, eine Nachricht für die Chefinspektorin zu hinterlassen?»

«Nun, angesichts der bisherigen Ereignisse...», sagte Cormack. Da Gilmour keine Reaktion zeigte, fuhr er fort: «Wie ich gehört habe, soll er eine Diskette für Chefinspektorin Jakowicz im Mund des Toten hinterlassen haben.»

«Wer hat Ihnen das erzählt?»

«Kriminalsekretär Chung.»

«Das hätte er nicht tun sollen. Die Presse ist so schon hinter uns her. Wenn sie herauskriegen, daß der Mörder Kontakt mit uns aufgenommen hat, finden wir nie wieder Ruhe. Also halten Sie den Mund, verstanden?»

«Jawohl!»

«Noch eine Frage, dann können Sie gehen. Auf der Grundlage Ihrer Annahme über die Entstehung dieses unerfreulichen Lecks in unserem Datenschutzsystem, sind Sie zu dem Schluß gekommen, daß die anschließende Operation voreilig war?»

Cormack nickte. «Äußerst voreilig.»

Gilmour lächelte böse. «Danke, Inspektor. Das genügt.»

Nachdem Cormack gegangen war, blieben die anderen eine

Zeitlang schweigend sitzen. Dann fragte Kriminalinspektor Stanley den Polizeidirektor, was Challis erwarte. Gilmours Zeigefinger gab die ausdrucksvolle Darstellung eines Messers zum besten, das über eine Kehle streicht. Schweigend schüttelte er den Kopf.

«Mir bleibt keine Wahl», erklärte er. «Natürlich muß eine formelle Untersuchung stattfinden. Aber von dem ausgehend, was Cormack mir gerade berichtet hat, steht der Ausgang fest. Schade um Challis, er war ein guter Bulle.»

Jake nickte, auch wenn sie Gilmours Einschätzung der kriminalistischen Fähigkeiten von Challis nicht teilte.

«Diese Diskette da», sagte Gilmour, «haben Sie sie dabei?» «Ich habe eine Kopie anfertigen lassen», sagte Jake. «Das Original ist noch im Laboratorium. Sie untersuchen es auf alles, was die Wissenschaft je erfunden hat: Fingerabdrücke, Stimmbild, Akzentanalyse, Hintergrundgeräusche, atmosphärische Adhäsion. Bisher kein Ergebnis. Die Diskette selbst gehört zu einem Satz von Leerdisketten der Firma Sony, die an einen Elektro Einzelhändler in der Tottenham Court Road ausgeliefert wurden. Er verkauft zehn Packungen dieser Marke pro Woche.»

«Und der Tote? Was ist mit dem?»

«Sechs Schüsse in den Hinterkopf, wie gehabt. Nach dem Laboratoriumsbefund muß er in Bedfords Garten getötet worden sein. Er war bis zum Hals voll Wodka, und wir nehmen an, daß Wittgenstein ihn getroffen und angesprochen hat. Er hat ihn wohl mit dem Versprechen in Bedfords Garten gelockt, daß es dort zum Geschlechtsverkehr kommen werde. Baberton war homosexuell. Es gibt eine bekannte Schwulenbar in Chiswick, in der er Stammgast war. Wir versuchen noch, jemanden zu finden, der Baberton am Abend seines Todes gesehen hat und uns sagen kann, ob er allein oder in Begleitung war.»

«Halten Sie mich diesbezüglich auf dem laufenden.» Er wies mit dem Kinn auf das Abspielgerät, das Jake im Schoß hielt.

Jake schob die Minidiskette in das Gerät.

«Das Material zerfällt in zwei Teile», sagte sie. «Jeweils ein Text auf den beiden Plattenseiten. Der erste Teil ist so etwas wie eine plumpe axiomatische Parodie auf Ludwig Wittgensteins philosophisches Hauptwerk, den *Tractatus*. Die zweite Hälfte... nun, das müssen Sie selbst beurteilen.» Sie drückte auf den Startknopf.

«Wie Moses und sein Bruder Aaron trage ich einen Stab. Ich trage ihn, wohin auch immer ich gehe, und betrachte ihn als etwas Ähnliches wie meinen Penis: ständig steif, bereit zur Liebe. Aber manchmal stellt er auch mein Gewissen dar, denn gelegentlich kommt er mir abhanden.

Zehn meiner Brüder sind tot. Und ich denke oft an den Tod. Ich habe seit Jahren darüber nachgedacht.

Der Tod ist die Gesamtheit des Nichts, das Gegenteil dessen, was die Welt ist. Er wird von einer Verbindung von Gegenständen (Sachen, Dingen) bestimmt. Das Grab ist ein gar feiner Ort, doch gibt es keine Liebe dort. Nur die Jungens von Chiswick halten mich logico-philosophicus.

Worüber wir nicht sprechen können, darüber müssen wir wie beim Vorbeiziehen des Todesengels schweigen.

Wir sprechen nie miteinander. Gespräche sind zu gefährlich. Die Jungens sind zu rau, zu plump. Ein paar davon sind praktisch Analphabeten. Wir kennen keine Namen, nur den brutalen selbstsüchtigen Genuß an einem Mitmenschen, der zum Gegenstand wird.

Um einen Gegenstand zu kennen, muß ich zwar nicht seine *externen*, aber ich muß alle seine *internen* Eigenschaften kennen.

Ich sollte fortgehen, irgendwohin, wo es ruhig ist und keine Versu-

chung besteht. Hier bin ich nicht sicher vor der Liebe, die ihren Namen nicht zu nennen wagt.

Nur Tatsachen können einen Sinn ausdrücken, eine Klasse von Namen kann es nicht.

Im Jahrmarkt in Chiswick...»

Jake drückte auf den Pausenknopf. «Die Schwulenbar in Chiswick», sagte sie. «Sie heißt Jahrmarkt.» Sie drückte wieder auf den Knopf.

«... gibt es ein Karussell, auf dem all die jungen Schwulen darauf warten, daß man sie anspricht. Sie sitzen auf den Pferden und flirten unverschämt mit den männlichen Zuschauern. Ein Junge warf mir einen auffordernden Blick zu. Erfuhr immer im Kreis herum, und ich sah ihm zu. In gewisser Hinsicht waren sie alle einer.

Ich nahm ihn mit in mein Zimmer in Eahng. Ich gab ihm all mein Geld. Geld ist für mich kein Problem. Meine Verwandten, denen ich all meinen Besitz übergeben habe, schicken mir Geld, wenn ich welches brauche. Besitz ist für mich ein Gegenstand des Abscheus.

Hier entspricht der schwankende Gebrauch des Wortes <Gegenstand> dem schwankenden Gebrauch der Worte <Besitz> und <Verwandter>.

Ich stellte mir vor, wie wir beide beieinanderlagen. Es war ein beeindruckendes Bild, auch wenn es schwer war, eine Form von der anderen zu unterscheiden. Die Form der Abbildung ist die Möglichkeit, daß sich die Dinge so zueinander verhalten wie die Elemente des Bildes.

Einen glorreichen Augenblick lang konnte ich mein eigenes Sein überschreiten. Ich war kein Teil der Welt mehr. Ich stand an den Grenzen der Welt, so daß ich fast etwas Metaphysisches war. Die Sprache und ihre Grenzen hindern mich daran, mehr zu sagen.

Diese Bemerkung gibt den Schlüssel zur Entscheidung der Frage,

inwieweit der Solipsismus eine Wahrheit ist.

Mein eigenes verderbtes Verhalten, die Intimität, die ich mit diesem jungen Fremden als Bestätigung meiner Einsamkeit teilte, ekelt mich an. Aber *wie* die Welt ist, ist für das Höhere vollkommen gleichgültig. Gott offenbart sich nicht *in* der Welt.

Ich ward in die tiefsten Tiefen der Hölle geschleudert. Ich stinke nach meinen eigenen verworfenen Gedanken, und verzweifelt, wie ich bin, will ich diesem ekelhaften Bild entrinnen. Also nehme ich den Jungen mit in den Garten, um ihn zu töten. Als er die Pistole sieht, scheint er etwas sagen zu wollen. Dann überlegt er es sich und lacht nur.

Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen.

Und so spricht schweigend meine Pistole für mich.»

«Mein Gott», flüsterte Gilmour nach ein paar Sekunden. Und dann: «Ist das alles?»

«Seite eins», sagte Jake, zog die Diskette aus dem Gerät und drehte sie um, um die andere Hälfte der Aufnahme des Mörders abzuspielen.

«Mein Gott», wiederholte Gilmour. «Das ist ja wohl ein echter Fall für die Klapsmühle.» Er sah Kriminalinspektor Stanley an, als suche er nach Bestätigung für seine Analyse.

«Das klingt allerdings so», stimmte der zu.

«Hat sich Professor Waring das angehört?»

«Ja, das hat er», sagte Jake. «Er hat mir vorgeschlagen, mich von einem Experten beraten zu lassen, einem Professor für Moralphilosophie an der Universität Cambridge.»

«Wenn ich mir die Aufnahme anhöre, kann ich mir verdammt noch

mal vorstellen, daß ein Professor für Psychiatrie nützlicher wäre. Was meinen Sie, Stanley?»

Stanley lächelte und zuckte unentschieden die Achseln.

«Klingt so, als könne der Typ ein warmer Bruder sein?»

Jake zuckte bei dem Ausdruck «warmer Bruder» zusammen.

«Ich habe nicht viel für diesen Ausdruck übrig, Herr Polizeidirektor», sagte sie. «Aber wo wir schon davon sprechen, er könnte gut homosexuell sein. Der Mord an seinen Brüdern, wie er die anderen VMK-Negativen nennt, könnte seine Art der Sublimierung homosexueller Neigungen sein. Vielleicht will er uns aber auch auf eine falsche Fährte locken, damit wir unsere Zeit damit verschwenden, Nachforschungen in der Homoszene anzustellen. Wie in den anderen Fällen auch liegen keinerlei Anzeichen für sexuelle Handlungen an dem Toten vor. Überhaupt keine.»

«Übrigens hat es einige Diskussionen über die Einstellung des echten Wittgenstein zur Sexualität gegeben. Zwar haben ein paar Biographen mehr oder weniger sensationslüsterne Theorien aufgestellt, denen zufolge er ein aktiver Homosexueller gewesen sein soll, aber auch dafür gibt es so gut wie keine Beweise.»

Gilmour setzte ein ungemütliches Lächeln auf. «Wollen wir uns jetzt die zweite Seite anhören?» fragte Jake und stellte den Apparat wieder an.

«Seien Sie begrüßt, Polizistin. Habe Ihre Fernsehschau letzten Abend mitgekriegt. Danke für die freundliche Anteilnahme an meiner geistigen Gesundheit und meinen Chancen in einer Vorverhandlung. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen.

Ich habe bereits sorgfältig über meine Verteidigung für den unwahrscheinlichen, aber dennoch logisch möglichen Fall nachgedacht, daß ich verhaftet werden sollte.

Ich bin sicher, daß ich die Bedingungen über Schuldunfähigkeit erfüllen und erfolgreich auf Freispruch wegen Unzurechnungsfähigkeit plädieren könnte. Sie sollten daran denken, daß ich behaupten werde, es sei eben der Lombrosotest selbst gewesen, der mein ohnehin labiles geistiges Gleichgewicht endgültig gestört habe. Zugleich werde ich höchstwahrscheinlich eine zivilrechtliche Schadensersatzklage mit der Begründung anstrengen, daß in meinem Falle die Sorgfaltspflicht gröblich verletzt worden ist, da vernünftigerweise vorhersehbar war, daß ich als Ergebnis der Überprüfung einen Schock erleiden würde. Wenn die ganze Geschichte vorbei ist und der Zusammenhang zwischen dem Lombrosoprogramm und diesen Morden öffentlich bekannt wird, werden vermutlich zahlreiche Familien der Opfer auf die Idee kommen, eine gemeinsame Schadensersatzklage gegen das Institut für Gehirnforschung anzustrengen. Aber das ist eine andere Frage.»

Die Stimme klang kühl und beherrscht und war völlig akzentfrei, so wie Tony Chen sie beschrieben hatte: «wie ein Nachrichtensprecher am Radio». Allerdings war sie fast zu gleichmäßig. Sie wies keine Modulation, keinen Ausdruck, keine rhythmische Betonung, keine phonetischen Idiosynkrasien auf, die auf einen regionalen Ursprung hätten schließen lassen. Jake überfiel beim erneuten Zuhören ein leichter Schauer.

«Ihre Andeutung, meine Brüder seien unschuldig gewesen, wurde, wie Sie es wohl erwartet haben, meinerseits als irritierend empfunden. In Wirklichkeit versorge ich die Öffentlichkeit mit einer wertvollen Dienstleistung. Sehen Sie, das sind doch alles potentiell gefährliche Männer, die man nicht einfach ihren eigenen Plänen überlassen darf. Die logische Folgerung aus ihrer Identifizierung sollte wohl zumindest eine Art von Schutzhaft sein. Aber seit sich auf seilen der Gesetzeshüter die offizielle Empfehlung des gezielten Todeschusses durchgesetzt hat und die Verhängung des Strafkomas den Grundpfeiler der Strafrechtstheorie ausmacht, hat sich herausgestellt,

daß für eine von Sparmaßnahmen besessene Verwaltung die Einkerkierung von Gewaltverbrechern als ein Ziel allenfalls zweiter Ordnung gilt. In Nachahmung dieses amtlichen Beispiels fühle ich mich aufgefordert, sie selbst auf humane und wirksame Weise zu töten und dabei die Gesellschaft so wenig wie möglich zu belästigen.»

Wittgenstein gestattete sich ein leises Lachen.

«Hören Sie, Polizistin, Sie sollten sich eigentlich nicht bemühen, mich zur Strecke zu bringen, sondern mir dankbar sein. Denken Sie doch einmal daran, wie viele meiner Brüder zu Frauenmördern hätten werden können. Zukünftige mordlustige Frauenjäger. Das ist doch Ihr Ressort, oder etwa nicht, Polizistin? Senenmorde an Frauen? Jedenfalls steht es so in der Zeitung, und wir glauben doch immer alles, was wir da lesen, nicht wahr? So etwa an den verzweifelten Überlebenskampf des armen Mayhew im Krankenhaus?»

Er lachte wieder.

«Jedenfalls sollten Sie sich fragen, wie viele Leben auf Kosten der wenigen, die bereits geopfert wurden, gerettet worden sind. Ist das nicht einfach eine Form militaristischer Ethik?

Sie haben mich herausgefordert, Polizistin, mich aufgefordert, mit Ihnen zu kommunizieren. Das habe ich nunmehr getan. Möglicherweise wird Ihnen die Botschaft oder doch ihr erster Teil sowohl in semantischer wie in syntaktischer Hinsicht nicht besonders gefallen. Sicher hätten Sie es vorgezogen, wenn ich offensichtlich ein Verbrecher gewesen wäre. Und natürlich, wenn ich ein paar Spuren hinterlassen hätte, die es Ihnen erlauben würden, mich aufzustöbern. Tut mir leid. Nächstes Mal werde ich mir mehr Mühe geben. Erwarten Sie meinen Anruf demnächst. Ich werde Ihnen mitteilen, wo Sie die nächste Leiche finden. Und vielen Dank. So macht das Ganze viel mehr Spaß.

Ehrlich gesagt, es fing an langweilig zu werden, daß ich tagaus, tag-

ein nichts anderes tat, als Brüder hinzurichten.

Bis dahin empfehle ich Ihnen, Ihre Gedanken zu schärfen und sorgfältig auf die Grammatik dessen zu achten, was Sie mir sagen werden. Denken Sie daran, wenn es zu einer echten Kommunikation kommt, werde ich für die Philosophie zuständig sein. Seien Sie bereit! Mit blutigen Grüßen Ihr Ludwig Wittgenstein.»

Jake schaltete das Wiedergabegerät ab.

«Also», sagte Gilmour, «ich habe noch nie etwas Ähnliches gehört.»

«Es ist recht ungewöhnlich», gab Jake zu. «Aber die Allmachtphantasien des Täters, das Gefühl, unbesiegbar zu sein, ist in Fällen, in denen ein Serientäter Kontakt mit der Polizei aufnimmt, durchaus typisch. Das ist etwas, womit ich mich auskenne. Selbst Jack the Ripper neigte dazu, der Polizei mitzuteilen, er wisse genau, daß sie ihn nicht erwischen würde. In diesem Punkt entsprach er genau dem Normaltyp.»

Gilmour nickte ihr zustimmend zu. «Ich bin sicher, daß Sie wissen, was Sie tun, Jake», sagte er.

Obwohl Jake wußte, daß das, was sie sagte, zutreffend war, hatte die körperlose Stimme des Mörders ihr Selbstbewußtsein erschüttert. Sie hatte eine gewisse Logik erkannt, wenn er von der Notwendigkeit sprach, die anderen VMK-Negativen auszuschalten. Hatte sie nicht selbst so etwas gesagt?

Als Jake ins Büro zurückkam, traf sie Ed Crawshaw, der an ihrem Schreibtisch saß und eine Notiz schrieb. Als Jake hereinkam, zerknüllte er den Zettel töricht lächelnd in der Hand und stand auf.

«Ich weiß, daß Sie mit dem anderen Fall beschäftigt sind», sagte er, «aber ich dachte, vielleicht wollten Sie wissen, daß wir im Fall Mary Woolnoth eine Spur haben.»

Jake schloß die Tür, zwängte sich an Ed Crawshaws massigem Kör-

per vorbei und ließ sich in ihren Stuhl fallen. Sie fühlte, wie ihr das Blut ins Gesicht stieg.

«Und was für eine Rolle spiele ich dabei? Ich bin nicht Ihr verdammtes Kindermädchen!»

Crawshaw trat verlegen von einem Fuß auf den anderen. Jake seufzte und schloß die Augen.

«Es tut mir leid, Ed», sagte sie. «Es geht um diesen anderen Fall. Ich bin völlig erschöpft. Setzen Sie sich!» Sie zeigte auf den Stuhl auf der anderen Seite des Schreibtischs.

Er setzte sich, öffnete den Mund und wollte anheben zu sprechen, aber Jake unterbrach ihn.

«Nein», sagte sie, «sagen Sie einen Moment lang gar nichts. Lassen Sie mich nur erst den Kopf klar bekommen.»

Crawshaw nickte, lockerte den Gürtel und lehnte sich bequem in den Sessel.

Jake öffnete ihre Handtasche, holte einen kleinen Taschenspiegel heraus und überprüfte ihr Make-up, als wolle sie sich selbst menschlicher machen. Ihre Augen waren blutunterlaufen, und ihre Frisur war eine Katastrophe. Die Haarspitzen waren gespalten wie Bambuszweige. Sie konnte sich kaum erinnern, wann sie das letzte Mal beim Friseur gewesen war. Zugleich beobachtete sie Crawshaw aus dem Augenwinkel und bemerkte, daß er zugenommen hatte. Sein grauer Anzug saß ein wenig zu knapp, dachte sie. Er war immer ein kräftiger Mann gewesen, aber jetzt erkannte sie die Anlage, ein fatter Mann zu werden. Der ölige Teint des rothaarigen Beamten verstärkte den Eindruck. Er verbrachte zuviel Zeit im Büro und ernährte sich wahrscheinlich nicht richtig: die falschen Nahrungsmittel zur falschen Tageszeit. Im Yard konnte man leicht außer Fassung geraten. Für Jake war es ein Glücksfall, daß Essen sie nicht sehr interessierte.

Sie fand ihren Lippenstift und dachte an die rote Inschrift auf dem Bauch der toten Mary Woolnoth, während sie ihre Mundwinkel nachzog. Schließlich fragte sie, immer noch auf das wachsrote Ende des Lippenstifts blickend: «Also, was für eine Spur haben wir, Ed?»

Crawshaw öffnete die Aktenmappe, die er auf dem Schoß hielt, zog ein Blatt gelbes Papier heraus und schob es über die Tischplatte. «Detaillierter Laboratoriumsbericht über die Kleidung der Toten. Am Jackenkragen wurden schwache Spuren von Olivenöl gefunden. Ihre Mutter sagt, Mary habe immer sehr auf ihre Kleidung geachtet. Sie gab eine Menge Geld dafür aus und brachte die Sachen regelmäßig zur Reinigung. Also hat sie die Flecken wahrscheinlich nicht selbst gemacht. Das Olivenöl auf den Kragenumschlägen könnte bedeuten, daß der Mörder sie festgehalten hat. Auf der Kleidung eines anderen Opfers hat man Spuren vom gleichen Olivenöl gefunden.»

Jake überflog das Blatt.

«Kalt gepreßtes Olivenöl aus der Toskana», las sie. «Olio di Olivia Extra Vergine, sehr interessant. Also suchen wir möglicherweise...»

«... nach einem Itaker», grinste Crawshaw. Er schüttelte den Kopf, um zu zeigen, daß er einen Witz machte. «Wir suchen jemanden, der Pizza mit den Fingern ißt. Oder vielleicht jemanden, der Pizza backt.»

«Oder irgend jemanden, der irgend etwas mit Lebensmittelzubereitung zu tun hat», sagte Jake. «Ich glaube, ich habe auch italienisches Olivenöl in der Küche.»

Und das war wahrscheinlich alles, was in der Küche war, dachte sie. In ihrer Küche fanden sich die modernsten Küchenmaschinen, aber recht wenig Lebensmittel. Irgendwie war der Supermarkt am Abend nie lange genug geöffnet.

Sie schob ihm das Papier wieder zu. «Probieren Sie doch mal, ob wir einen bestimmten Händler für das Olivenöl finden können.»

«Das wird nicht einfach sein», sagte Crawshaw. «Das Zeug ist nichts Besonderes. Schließlich ist ein Olivenöl wie das andere, oder etwa nicht?»

Jake lächelte. «Das mag schon sein, aber versuchen Sie es eben. Übrigens, wie läuft die Operation <Goldener Apfel>, die in der Buchhandlung?»

«Bisher hat noch keiner angebissen.»

«Ihr könntet euch einmal ihr Sortiment ansehen», schlug sie vor. «Vielleicht hat ein Mörder mit Fettfingern ein paar Fingerabdrücke in einem Buch hinterlassen.» Crawshaw nickte. «Sonst noch etwas?»

«Ehm, nein.» Crawshaw blieb sitzen und schüttelte unsicher den Kopf. «Oder doch: Ein paar von den Jungens sind neugierig, was aus dem alten Giftzwerg wird. Entschuldigung, aus Hauptkommissar Challis.»

«Hauptkommissar Challis ist für den Zeitraum der Untersuchung bei vollem Gehalt vom Dienst suspendiert. Mehr darf ich Ihnen nicht erzählen, Ed.»

«Bei vollem Gehalt? Schade. Sie hätten ihn besser an einem Fleischerhaken aufhängen sollen. Man sagt, der Giftzwerg sei durch seine Unfähigkeit daran schuld, daß ein Polizist umgekommen ist.»

«Das muß die Untersuchung feststellen», sagte Jake energisch.

«Wird wohl so sein.» Crawshaw schlug sich auf die Schenkel und stand auf. «Wie läuft es denn sonst? Ich meine, in diesem anderen Fall. Machen Sie Fortschritte?»

«Ein wenig.»

«Brauchen Sie Hilfe?»

«Danke für das Angebot, Ed, aber nein. Was ich jetzt gerade brauchen könnte, wäre ein zahmer Philosoph.»

Die Gefühle, die mich beim Tode des Sakrales bewegten, waren außergewöhnlich. Keinen Augenblick kam ich auf den Gedanken, Mitleid mit ihm zu empfinden, wie man es beim Tod eines Bruders hätte erwarten können. Aber er schien vollkommen glücklich, seinem Verhalten nach wie dem, was er sprach. Er ging gehorsam, furchtlos und nicht ohne Edelmüt in den Tod. Ich konnte nichts anderes denken, als daß er auf seinem Weg in die andere Welt unter der Obhut des Gottes stehen werde und daß es ihm bei seiner Ankunft dort wohl ergehen werde. Deshalb verspürte ich weder Trauer noch Reue.

Dennoch empfand ich auch keine Befriedigung. Vor seinem Tode war unser Gespräch zur philosophischen Diskussion geworden. Es ist schwer zu beschreiben, aber ich glaube, ich erfuhr eine Mischung aus Lust und Schmerz, als mein Geist sich dem Gedanken öffnete, daß mein Bruder sterben mußte und daß ich es war, der ihn töten würde.

Im wesentlichen kreiste unser Gespräch um das Thema der Unsterblichkeit, auch wenn ich den Eindruck hatte, viele der Ansichten, die er äußerte, stammten in Wirklichkeit von Platon. Aber das ist eine andere Frage. Auf die einfachste Formel gebracht, diskutierten wir darüber, ob der Körper eines Menschen oder seine Seele wichtiger seien. Wenn man den Ort bedenkt, an dem unser Dialog begann - eine Schwulenbar in Chiswick —, mag es seltsam klingen, daß Sokrates der Meinung war, letztere müsse auf Kosten des ersteren gepflegt werden. Wenn dies wie eine unangemessen asketische Einstellung erscheint, mag es wohl mit darauf zurückzuführen sein, daß ich seine Cocktails, wenn auch nicht mit Schierling, wie Sie vielleicht dachten, so doch mit ZZZT versetzt hatte, der in Sado-Maso-Kreisen beliebten Gehorsamsdroge, so daß er dazu neigte, mir zuzustimmen.

Aber ich weiß nicht, ob ich seine berühmten letzten Worte richtig verstanden habe. Hat er wirklich gesagt: «Wir schulden dem Asklepios einen Hahn », bevor ich ihn erschöß? Oder hat er seinen Schwanz gemeint? Es mag ein homosexueller Scherz gewesen sein

oder auch eine ironische Anmerkung zum Lombrosoprogramm. Ich aber glaube, er hat sagen wollen, daß der Tod das letzte Heilmittel gegen das Leben ist.

Man hat oft angenommen, der Tod sei die Negation des Lebens. Aber wie wäre das möglich? Jeder, der etwas von Negation versteht, weiß, daß doppelte Verneinung Bejahung ergibt. Kann man demzufolge sagen, aus der zweifachen Behauptung « Dieser Mann ist nicht am Leben » ergebe sich eine Bejahung, also das Leben ? Natürlich nicht.

Sehen Sie, wie geheimnisvoll das Leben in Wirklichkeit ist? Das Leben ist ebensowenig die Negation des Todes, wie der Tod die Affirmation des Lebens ist. Und doch kann nur der Tod bestätigen, daß das, was wir als Leben kennen, existiert hat. Der Tod ist nicht das Gegenteil von irgend etwas: Er ist der Tod und sonst nichts. Schopenhauer sagt, der Zustand des Nichtseins sei, angesichts der Tatsache, daß wir so viele Billionen von Jahrtausenden in ihm verbringen, der natürliche Zustand für den Menschen, und das Leben selbst sei nichts anderes als ein unnatürliches Flimmern auf dem Bildschirm der Ewigkeit.

Jenseits der Erfahrungen, die man am RA-Gerät machen kann, liegt die nächste mögliche Annäherung an das, was Verstehen des Todes wäre, in der Betrachtung des Nichtseins von etwas, das selber lebenspendend war: des Todes eines Elternteils.

Es ist seltsam, wie dies Braune Buch zugleich als Tagebuch und als Ereignis in meinem Leben funktioniert. Und ihr, die ihr

nach mir kommt - nun, für euch mag es ein Buch wie jedes andere sein; aber ebenso wie ich eine Geschichte gelesen habe und nun selbst an ihr teilnehme, so hoffe ich, daß es auch euch mit dieser Geschichte gehen wird.

Vielleicht verstehen Sie jetzt, was es heißt, «auf den Seiten eines Bu-

ches weiterzuleben». Das kommt daher, daß der menschliche Körper für das Eintreten von Erfahrungen unwesentlich ist. In der Tat habe ich einige der tiefsten Erfahrungen meines Lebens auf den Seiten von Büchern gemacht, Erfahrungen, die mein Leben verändert haben. Wenn wir einen Satz verstehen, und sei es ein Satz in einem Kinderbuch, nimmt er für uns eine gewisse Tiefe an.

Haben Sie sich je selbst beim Lesen beobachtet? Sie wissen, was ich meine: Sie sitzen im Sessel, sind in ein gutes Buch vertieft, genießen die Geschichte und den Prosastil des Autors, und plötzlich ist es, als hätten Sie eine außersinnliche Wahrnehmung, und Sie sehen sich selbst, so wie Sie wirklich sind: eben nicht im witzigen Gespräch mit Philip Marlow oder im Todeskampf mit Moriarty über dem Reichenbachfall, sondern einfach jemand, der allein in einem Zimmer sitzt und ein offenes Buch auf dem Schoß hält. Das kann zum echten Schock werden, wie der plötzliche Phenothiazinstoß für einen Schizophrenen. In einem Augenblick kämpft er gegen den Wehkommunismus, im nächsten ist er nichts weiter als ein Typ, der im schmutzigen Schlafanzug auf einem nassen Bett liegt.

Die einmalige Möglichkeit, aus dem Bild herauszutreten und in das Bild hineinzugehen, ist das Besondere am Lesen. Vielleicht hat Keats das gemeint, als er an seine Schwester schrieb und das Vergnügen schilderte, am Genfer See am Fenster zu sitzen und den ganzen Tag zu lesen, «wie das Bild eines Lesenden am Fenster». Wie das Bild eines Lesenden am Fenster... das ist ein herrlicher, alles offenbarer Satz, und sehr typisch für den Versuch der Romantiker, sich selbst zu entfliehen. Er beschwört das überwältigende Bild eines Menschen herauf, der nicht nur auf den Seiten eines Buches lebt, sondern sich in das Euch verloren hat, nichts mehr von der physikalischen Außenwelt weiß, nichts von der Hand, die die Seiten wendet, nicht einmal von dem Auge und dem Gesichtsfeld, das die gedruckten Informationen an das Gehirn weiterleitet. Ohne Buch bin ich an die Erde gefesselt. Wenn ich lese, bin ich der Befreite Prometheus.

Aber vielleicht ist uns unser Gegenstand, nämlich meine Geschichte, wie der Schatten eines auffliegenden Vogels entflohen, während ich mich ins Theoretisieren verloren habe. Vielleicht sind Ihnen der Vogel und sein Schatten zu weit voneinander entfernt. Ich könnte mit weniger Kunst mehr erreichen, wenn ich es wirklich wollte? Aber soll dieses mein Braunes Buch nichts weiter werden als ein blutiger Katalog, der jedes tödliche Detail beschreibt, so daß Sie zum Zeugen des Schreckens werden, der meine Arbeit ausmacht? Oder können wir uns darauf einigen, daß diese Bibel meines Strebens etwas Eigenes bleibt, ein Nebenschauplatz auf der Bühne, die mein dunkles Herz bildet? Und schließlich liegt es ganz bei Ihnen, wie Sie es lesen wollen, bei Tag wie bei Nacht.

Aber denken Sie an das eine: Du liest Schwarz, wo Weiß ich lese.

10

JAKE FUHR ALLEIN NACH CAMBRIDGE und genoß die zwei-stündige Fahrt. Sie hörte sich unterwegs Rachmaninows zweites Klavierkonzert auf CD an und beschloß, sich die Software zum Mitspielen für ihr Klavier zu Hause zu kaufen. Sie hatte das melancholische Produkt einer Schlafkur des Komponisten schon immer als ein Hilfsmittel zum Verständnis depressiver Stimmungen empfunden.

Später hielt sie vor einer kleinen Teestube in Grantchester an, nur um festzustellen, daß sie geschlossen hatte. Also blieb sie im Auto sitzen, rauchte gedankenverloren eine Zigarette, sah zu, wie die Scheiben beschlugen, und hörte sich noch einmal die berühmten acht Akkorde an, die das Moderato einleiten.

Es war seltsam, nach so vielen Jahren wieder heimzukehren, seltsamer, als sie je gedacht hätte.

Bis Jakes BMW in die Einfahrt des Parkhochhauses für Kurzparker glitt, war es beinahe zwölf. Sie rollte die Sonnenblende an der Windschutzscheibe ein und überprüfte sorgfältig wie immer ihr

Make-up im Beifahrerspiegel.

Vom Ausgang an der Corn Exchange Street hätte der Weg sie nach Osten über Guildhall Place und Market Hill führen sollen, doch die Macht der Gewohnheit lenkte ihre Schritte die Wheeler Street hinauf zur Kings Parade und den Türmchen und Zinnen der Kapelle ihres alten College.

Beim Anblick der magnesiumweißen Kalksteinwand erwachte die Erinnerung an die andere Frau, die sie einmal gewesen war, wie ein Krake, der lange in der Tiefe geschlummert hat. Es regnete wie immer, aber nach der Dürre von London fühlte sich das gut an. Der rauhe Südwind, der aus den nahen

Fenns in die Stadt hinabwehte, kühlte die alte Marktstadt ab. Jake hatte keine Lust, länger zu verweilen. Statt dessen wandte sie sich gegen den Wind und ließ mit energischen Schritten ihre Vergangenheit hinter sich, zusammen mit den Freunden, die sie einst gehabt hatte, und den Bekannten, die sie für Freunde gehalten hatte.

Jake gab sich Mühe, den neogotischen rosa Granitturm des Yamaha College zu übersehen, der den Platz der alten Kirche von Great St. Marys eingenommen hatte. Die Kirche war um die Jahrhundertwende einem Brand zum Opfer gefallen.

Sie eilte die Trinity Street entlang und betrat Trinity College durch das Hauptportal. Dann meldete sie sich an der Portiersloge und informierte einen Chinesen mit Melone, der sie an Charlie Chan erinnerte, daß sie mit dem College Master verabredet war.

Der Mann überflog mit aufmerksamem Blick die Besucherliste, nickte kurz, griff zum Telefon, gab eine Nummer ein und meldete Jakes Eintreffen mit einem Akzent, der Henry Higgins in Verwirrung gestürzt hätte: einer Mischung aus dem harten Dialekt des Hochmoors, kultiviertem Eton-Englisch und dem Pidgin orientalischer Basare.

«Master», hörte sie ihn sagen, «es gibt da eine Dame, sie zu treffen. Soll ich sie an Ihre Tür begleiten?» Er lauschte der Stimme am anderen Ende aufmerksam und nickte. «Klare Sache. Alles Paletti.»

Dann kam er hinter seiner Theke hervor, begleitete Jake die Stufen hinab in den Hof und deutete auf ein efeuüberwuchertes Gebäude auf der anderen Seite.

«Sehen Sie jenes Gebäude dort?»

Jake sagte, sie sehe es.

«Masters Haushälterin wird Sie an der Tür begrüßen», erklärte er. «Kapiert, junge Dame?»

Jake sagte, sie habe kapiert, und der Mann kehrte in seine Loge zurück.

Als Jake den Hof überquerte, schlug die Turmuhr mit vertraut bixuellem Klang zwölf. Jake war entschlossen, keine Sentimentalität aufkommen zu lassen, aber sie konnte die Erinnerungen an alte Zeiten nicht unterdrücken: damals, als sie das erste Mal versucht hatte, ihrer eigenen männlichen und zugleich weiblichen Stimme zu lauschen; damals, als sie ihre ersten sexuellen Erfahrungen mit einer Frau namens Faith machte; damals, als Faith den Kopf zwischen Jakes nackte Schenkel geschoben und den - erfolglosen - Versuch gemacht hatte, sie in den dreiundvierzig Sekunden zum Orgasmus zu bringen, die die geschwätziqe Uhr brauchte, um zwölf zu schlagen, während draußen auf dem Hof arme törichte Schuljungen voll von Wichtigtuerei und Ehrgefühl spielten.

Sie klopfte an die niedrige, verglaste Tür mit der eingelassenen Fensterscheibe und dem blankpolierten Briefkasten. Auch drinnen sah die Wohnung des Masters adrett und blank geputzt aus, und die Frau, die ihr die Tür öffnete, nahm sich kaum die Zeit, sie ins Wohnzimmer zu führen und ihr mitzuteilen, daß der Herr des Hauses gerade telefonierte, bevor sie wieder davonsürmte, um irgendwo

anders irgend etwas anderes blank zu putzen.

Jake trat an das Panoramafenster, und der Anblick des Flusses erinnerte sie an einen üblen Streich, den ein Schurke ihr und ihrer Freundin Faith gespielt hatte, als sie ihr Boot unter der Brücke über die Cam hindurchstakten. Der Schuft hatte einen Fußball so angemalt, daß er wie einer der steinernen Brückenknäufe aussah, und hatte das tödlich wirkende Geschoß mit großer vorgespielter Anstrengung in ihr Boot rollen lassen. Erschreckt waren Jake und Faith in den Fluß gesprungen und klatschnaß wieder aufgetaucht. Faith - heute war sie Professorin für Englische Literatur an der Universität Glasgow - war es gewesen, die der Angelegenheit eine humoristische Seite abgewinnen konnte. Faith konnte allem eine humoristische Seite abgewinnen, bis auf eine wichtige Ausnahme: Faith hatte es überhaupt nicht komisch gefunden, als Jake sich vom energisch und schockierend proklamierten Lesbentum ihrer Freundin dazu anregen ließ, ihrem Vater zu erzählen, sie selbst sei lesbisch.

Es hatte sich um reinen Sadismus gehandelt, und Jake hatte zusätzliche Befriedigung aus dem doppelten Wissen gewonnen, daß es nicht stimmte und daß ihr Vater im Sterben lag.

Jake verbannte diese und andere Erinnerungen aus dem Bewußtsein und wärmte ihre Hände am lodernden Kaminfeuer. Dann warf sie einen Blick auf die Bücher in den Regalen des Masters. Ein paar hatte er selbst geschrieben, eines davon hatte Jake sogar gelesen.

Sir Jameson Lang hatte zwar seit zehn Jahren in Cambridge Philosophievorlesungen gehalten, aber einem breiteren Publikum war er hauptsächlich als Autor einer höchst erfolgreichen Reihe von Kriminalromanen bekannt. Den ersten in der Serie hatte Jake gelesen. Er erzählte davon, wie der Philosoph Platon während seines Sizilienaufenthalts im Jahre 388 v. Chr. den Mord an einem Höfling des Tyrannen Dionysios von Syrakus aufklärt. Jake erinnerte sich daran, daß Platon die Ermittlungen auf persönliche Bitte des Tyrannen ge-

führt und bei der Lösung des Falles auf mathematische Lehrsätze der pythagoreischen Schule zurückgegriffen hatte. Unbeabsichtigt hatte er dabei seinen jugendlichen Auftraggeber beleidigt, der ihn daraufhin in die Sklaverei verkaufte.

Gut, daß die Londoner Polizei gewerkschaftlich organisiert war, dachte Jake. Wie zu Platons Zeiten waren es auch heute wenige, die die Wahrheit wirklich zu schätzen wußten. Wahrheit bedeutete ein Gerichtsverfahren, und das wußte niemand außer den Anwälten zu schätzen; gewiß nicht der Mörder und auch nicht die Familien seiner Opfer, die häufig dazu neigten, die Ermittlungen als einen unangemessenen Einbruch in ihr Privatleben zu betrachten. Man sagt, Gerechtigkeit müsse nicht nur herrschen, man müsse sie auch herrschen sehen. Aber

Jake hegte Zweifel daran. Die Erfahrung hatte sie gelehrt, daß die meisten Menschen es lieber sehen, wenn alles unter den Teppich gekehrt wird. Niemanden regte es groß auf, wenn ein Unschuldiger ins Gefängnis kam oder ein Terrorist in dem Moment erschossen wurde, in dem er sich ergeben wollte. Niemand dankte es einem, wenn man Beweise gegen jemanden sammelte und dann auf einer Verhandlung bestand. Wie Platon bei Jameson Lang zu Dionysios sagte: «Nicht jede Wahrheit ist wohltönend wie der Gesang der Vögel, nicht jede Entdeckung findet den Beifall der Uneingeweihten, nicht jedes Licht wird im Reich der Schatten begrüßt.» Was immer man auch von seinem Prosastil halten mochte, die Aussage war nicht falsch.

Der College Master betrat den Raum und entschuldigte sich für die Verspätung: Der Verlagslektor hatte noch ein paar Fragen zu seinem neuesten Buch gehabt, das soeben in Druck gehen sollte. Jake fragte ihn, ob es wieder ein Roman über Platon sei, und er sagte, dem sei so. Sie ließ einfließen, wieviel Freude ihr der erste Roman gemacht habe. Sir Jameson Lang, ein gutaussehender Mann in dreiteiligem kariertem Anzug, schien geschmeichelt. Blond, blauäugig, mit eher schüchtern verkniffenem Mund, der die Folgen eines leichten

Schlagenfalls zu verraten schien, wies Lang alle Merkmale des typischen Engländers auf, obgleich er Schotte war.

«Wie freundlich von Ihnen», murmelte er in einem Tonfall, der gut in einen altmodischen Herrenclub gepaßt hätte, und bot Jake einen Sherry an.

Während er zwei Gläser aus einer Kristallkaraffe füllte, warf Jake einen Blick auf das Gemälde über dem von zahlreichen Porzellanfiguren bevölkerten Kaminsims. Es stellte eine Szene in arkadischer Landschaft voll von vage allegorischer Bedeutung dar. Lang reichte Jake ein Glas, beugte sich über die Kohlenschütte und warf ein paar meteoritengroße Brocken ins Feuer. Er bemerkte, daß Jake sich für das Gemälde interessierte, und sagte: «Veronese». Dann bot er ihr einen Platz an und setzte sich ihr gegenüber in einen Sessel. «Gehört dem College.»

«Ihr Anruf hat mich neugierig gemacht, Frau Chefinspektor», sagte er und nippte an seinem Sherry, «in meiner Eigenschaft als Philosoph wie auch als Mensch, den die Form der Kriminalistik schon immer fasziniert hat.»

Er kniff die Augen zusammen, und einen Augenblick überlegte Jake, ob sein Interesse der Form der Kriminalistik oder den Formen der Kriminalistin galt.

«Was kann ich denn nun wirklich für Sie tun?» «Es gibt eine Anzahl von Fragen, auf die ich mir Antworten erhoffe, Herr Professor», sagte sie.

Längs verbissenes Lächeln entspannte sich allmählich. «Bertrand Russell hat einmal gesagt, Philosophie bestehe aus den Fragen, die wir nicht beantworten können.»

«Ich habe mich selbst nie als Philosophin betrachtet», gab sie zu.

«Das sollten Sie aber, Frau Chefinspektor. Ernsthaft, Sie sollten

einmal darüber nachdenken.»

Jake lächelte: «Warum geben Sie mir nicht einen kurzen Nachhilfekurs?»

Lang runzelte die Stirn. Er schien unsicher, ob Jakes Bemerkung sarkastisch gemeint war.

«Nein, ernsthaft», sagte Jake, «das interessiert mich.» Längs Mund entspannte sich wieder, und er lächelte. Jake war bereits klargeworden, daß es ein Thema war, über das er intensiv nachgedacht hatte und über das er gerne sprach.

«Also», begann er, «der Detektivarbeit wie der Philosophie liegt die Vorstellung zugrunde, daß es etwas Wißbares gibt. Der Ort der Tätigkeit ist mit Indizien versehen, die wir richtig zusammenfügen müssen, um ein wahres Bild der Wirklichkeit zu schaffen. Ihrem wie meinem Bestreben wohnt die Suche nach Bedeutung inne, die Suche nach einer Wahrheit, - die, aus was für Gründen auch immer, verborgen ist, einer Wahrheit jenseits des Scheins. Wir versuchen, den Schein zu durchdringen, und dieses Durchdringen nennen wir Erkenntnis.

Während es nun eine natürliche Handlung ist, ein Verbrechen zu begehen, ist die Tätigkeit des Detektivs wie die des Philosophen widernatürlich und besteht aus der kritischen Analyse verschiedener Annahmen und Meinungen sowie der Infragestellung gewisser Voraussetzungen und Wahrnehmungen. Sie werden ein Alibi ebenso zu überprüfen versuchen, wie ich eine Aussage überprüfe. Es ist die gleiche Tätigkeit, und sie beruht auf dem Streben nach Klarheit. Egal wie Sie es beschreiben, die gemeinsame Intention ist es, dem Gott der Wirrnis so etwas wie Form zu entreißen. Natürlich ist es manchmal nicht angenehm, das zu tun, erst recht nicht, wenn es einem angetan wird. Die meisten Menschen fühlen sich dadurch verunsichert und leisten oft starken Widerstand gegen das, was wir tun.»

Lang nahm noch einen Schluck von seinem ausgezeichneten Sherry und lehnte den Kopf gegen den Sesselrücken.

«Oft ist unsere Arbeit repetitiv und besteht darin, vertrauten Boden, den man schon einmal vermessen hat, erneut zu vermessen und die stereotypen Schlußfolgerungen zu zerstören, die andere oder wir selbst gezogen haben. Das Schicksal des Sisyphos ist es häufig, das zu zerstören, was bereits geschaffen ist, um dem Kern des Problems näher zu kommen.» Er warf Jake einen Blick zu. «Wie klingt es bisher?» «Gut», sagte Jake.

Er nickte. «Nietzsches Vorbehalten gegen die dialektische Methode zum Trotz, die er für nichts weiter als ein rhetorisches Spiel hielt, hat unsere Suche nach Wahrheit mit ihrer von Frage und Antwort bestimmten Struktur ihren Ursprung im sokratischen Dialog. Wenn Verwirrung auftritt, dann weil es dem unerfahrenen Auge so scheinen mag, als suchten wir immer nach Antworten. Aber ebenso oft suchen wir nach der Frage. Der Kern dessen, was Sie so gut tun wie ich, liegt darin, die Anomalie im anscheinend Vertrauten zu sehen und dann nützliche Fragen dazu zu formulieren.

In ihrer reinsten Form handelt es sich um eine geistige Tätigkeit, zu der der Dialog mit der Vergangenheit gehört. Und wenn wir scheitern, so am häufigsten wegen einer irrigen Annahme oder falschen Begriffsbildung in dieser kognitiven Forschungsaktivität.

Natürlich ist Mangel an Beweisen ein immer wieder auftretendes Problem bei unseren Tätigkeiten. Viele unserer besten Leistungen sind zum Scheitern verurteilt, weil wir die Gültigkeit unserer Schlußfolgerungen nicht beweisen können.»

Jake lächelte. «Wie wahr! Und mir scheint, daß ich einen großen Vorteil vor Ihnen habe, Herr Professor. Gelegentlich mögen mir die Beweise für meine Theorien fehlen. Aber ich kann den Verdächtigen immer noch durch einen Trick zu einem Geständnis verleiten. Und manchmal greife ich zu schlimmeren Methoden.»

«Auch Philosophen haben ihre intellektuellen Tricks», sagte Lang, «aber ich verstehe, was Sie meinen.»

«Jetzt verstehe ich, wie Sie es geschafft haben, Platon zum Detektiv zu machen», sagte Jake, «und warum das so gut funktioniert. Was hätte er wohl von uns gehalten?» «Wer, Platon?» Jake nickte.

«Oh, ich bin sicher, er wäre mit Ihnen einverstanden, Frau Chefin-spektor. Als zusätzliche Wächterin im Dienste des Staates sind Sie dem recht nahe, was er vorgeschlagen hat.» «Bis auf die Tatsache, daß ich eine Frau bin.» «Platon war im großen und ganzen für Gleichbehandlung der Geschlechter», sagte Lang. «Also nehme ich an, er hätte nichts dagegen gehabt, daß Sie eine Frau sind. Dagegen kann man wohl kaum bezweifeln, daß er etwas gegen mich gehabt hätte.»

«Wirklich? Und warum das?»

«Ein Philosoph, der gleichzeitig Romane schreibt? Undenkbar. Platon war außerordentlich kunstfeindlich. Deshalb hat es ja so viel Spaß gemacht, einen Roman über ihn zu schreiben.»

Lang stand auf und holte die Karaffe mit dem Sherry.

«Noch ein bißchen?» fragte er.

Jake hielt ihm ihr Glas hin.

«Aber ich lenke Sie von der Arbeit ab, Frau Chefin-spektor. Sie sind sicher nicht nur wegen eines philosophischen Nachhilfekurses zu mir gekommen.»

«Doch, genauso ist es, Herr Professor. Allerdings nicht über Platon. Ich interessiere mich für Wittgenstein.»

«Tut das nicht jeder?» sagte er mit düsterer Stimme und setzte sich wieder. «Natürlich sind Sie bei mir an der richtigen Adresse. Sicher wissen Sie auch schon, daß Wittgenstein an diesem College gearbei-

tet hat. Also, was wollen Sie über ihn wissen? Daß er ein Genie war, aber unrecht hatte? Nein, das ist keine faire Formulierung. Aber jetzt wird es spannend. Ich lese genauso gern von Verschwörungen wie andere auch, aber Sie wollen mir doch nicht erzählen, daß er ermordet wurde, daß ihn vor mehr als sechzig Jahren irgend jemand um die Ecke gebracht hat? Wissen Sie, nach allem, was ich über ihn gelesen habe, war er ein ziemlich pedantischer Typ, der einem gut auf die Nerven gehen konnte, geradezu das ideale Mordopfer.»

Jake lächelte und schüttelte den Kopf. «Nein, ganz so ist es nicht», sagte sie. «Aber bevor ich es Ihnen erzähle, muß ich Sie bitten, die Angelegenheit vertraulich zu behandeln. Es geht um Menschenleben.»

«Dann betrachten Sie meine Verschwiegenheit als zugesagt; unter einer Bedingung allerdings: daß Sie mir das Ganze beim Mittagessen erzählen.»

«Nun, wenn Sie sicher sind, daß es keine Umstände macht.»

«Keinerlei Umstände. Mrs. Hindley kocht immer zuviel, nur so, für den Fall, daß ich jemanden mit nach Hause bringe.» Jake dankte dem Professor, und sie begaben sich ins Eßzimmer, wo Sir Jamesons Haushälterin sie mit Hühnerbrühe, gebratenem Frühstücksfleisch mit Bohnen und Reispudding mit Büchsenmandarinen bewirtete. Beim Essen erzählte Jake dem Professor alles, was sie wußte: über das Lombrosoprogramm und darüber, daß jemand mit dem Decknamen Wittgenstein damit beschäftigt war, alle anderen Männer umzubringen, die sich als VMK-negativ erwiesen hatten. Zum Kaffee spielte sie ihm die Diskette vor.

Lang lauschte der Stimme des Mörders mit dem Ausdruck angespannter Konzentration. Gelegentlich machte er Notizen auf einem Block, den er aus der Jackentasche zog. Und manchmal schüttelte er mit vor Schreck oder aus anderem Grund gerunzelter Stirn bedächtig den Kopf. Nach der ersten Seite spielte ihm Jake die zweite vor.

Lang grinste bei einigen Argumenten hämisch, aber als auch diese Seite abgespielt war, nickte er emphatisch.

«Faszinierend», murmelte er, «äußerst faszinierend. Und diese Diskette steckte im Mund seines jüngsten Opfers, Sokrates?»

«Richtig.»

Lang spitzte die Lippen. «Das könnte in sich bereits symbolische Bedeutung haben.» Er schnaubte verwundert. «Der ganze Fall steckt voll von Symbolik. Aber das ist es wohl nicht, worüber Sie sich unterhalten wollten. Ich nehme an, Ihre Fragen beziehen sich auf den Anspruch dieses Mannes, selbst ein Philosoph zu sein. Vielleicht geht er ja wirklich so weit, sich für Wittgenstein zu halten. Habe ich recht?»

«Ja», gestand Jake. «Ich kann die offensichtliche Parodie auf Wittgensteins *Tractatus* erkennen. Aber wenn es um den Inhalt geht, brauche ich Hilfe.»

«Gut», sagte er und warf einen Blick auf seine Notizen.

Dann stand er auf, öffnete eine Zigarrenkiste, die auf der Anrichte lag, und zog eine Aluminiumhülle heraus. «Aber erst brauche ich eine Zigarre. Mit vernebelter Lunge kann ich klarer denken.»

Jake zog ihre Zigaretten aus der Tasche und steckte eine zwischen die Lippen. Lang zog die Zigarre aus ihrer Hülse, hielt ein Sandelholzblatt an die Glut im Kamin und gab erst Jake, dann sich selbst Feuer. Genüßlich nahm er ein paar Züge, während er auf dem dezent quietschenden Eichenboden auf und ab ging und gelegentlich in seine Notizen sah. Schließlich setzte er sich wieder, nahm die Havanna aus dem Mund, nippte an seinem Kaffee und nickte dann.

«Zunächst einmal erwähnt er seine Brüder. Wittgenstein hatte Brüder, von denen einer Selbstmord beging. Das könnte bedeutsam sein.»

«Dann ist da der verdeckte Bezug dessen, wovon man nicht sprechen kann, zu Wittgensteins angeblicher Homosexualität.» Lang zuckte die Achseln. «Die Theorie, Wittgenstein sei ein aktiver Homosexueller gewesen, wird von allen bis auf einen seiner Biographen abgelehnt, und der war Amerikaner.» Er machte eine herablassende Handbewegung. «Natürlich ist es möglich, daß er homosexuell war, aber wahrscheinlich war er einfach asexuell.»

«Offensichtlich haben Sie recht damit, daß er mit Stil und Aufbau des *Tractatus* vertraut ist. Ich würde sogar sagen, daß er den Text recht gut kennt.»

«Er fordert Sie auf, auf Ihre Grammatik zu achten. Natürlich war die 1969 postum veröffentlichte *Philosophische Grammatik* das, womit sich Wittgenstein zwischen 1931 und 1934 beschäftigt hat. Er unterzeichnet <mit blutigen Grüßen>. Das ist interessant, weil Wittgenstein selbst Briefe an Freunde und Kollegen so unterschrieben hat.»

Lang sog wieder an seiner Zigarre und betrachtete dann sinnend das dunklere Ende, das er im Mund gehabt hatte.

«Dann: Sie meinten, er wolle sich möglicherweise darauf konzentrieren, diejenigen anderen VMK-negativen Männer zu erledigen, deren Decknamen die Namen von Philosophen sind. Ich glaube, da könnten Sie recht haben. Wittgenstein selbst glaubte, die Probleme der Philosophie im *Tractatus* endgültig gelöst zu haben, alles, was vorher gewesen war, erledigt zu haben. So glaubte er etwa, daß er das meiste von dem widerlegt habe, was Bertrand Russell geschrieben hatte. Es wäre also durchaus typisch für Ihren Mörder, Bertrand Russell zu erledigen.»

Jake nickte und nahm einen tiefen Zug aus ihrer Zigarette. An Nikotinfreien war nicht viel befriedigend außer dem Gefühl des Rauchens selbst. Dennoch half ihr das Einsaugen und Ausstoßen von Rauch, sich zu konzentrieren.

«Können Sie sich vorstellen, daß er früher einmal Philosophie studiert hat?» fragte sie.

Lang lächelte. «Frau Chefinspektor, Sie können sich nicht vorstellen, was für merkwürdige Leute sich um ein Philosophiestudium bewerben, besonders bei uns in Cambridge. Keats hätte gesagt, das sind die Menschen, die versuchen, den Engeln die Flügel zu stutzen. Die Antwort auf Ihre Frage lautet also: Ja, es ist denkbar. Und wenn ein junger Philosoph auf der Suche nach einem Vorbild wäre, wäre Wittgenstein gewiß der richtige Mann. Sein Werk hat etwas intensiv Aufgeladenes an sich, ähnlich wie bei Nietzsche, und das beeindruckt Studenten immer. Der Vergleich mit Nietzsche ist nützlich, denn so wie Nietzsche wahnsinnig wurde, gibt es auch einen Wahnsinn, der in allen Schriften Wittgensteins zutage tritt. Sie kennen den dummen alten Spruch über die dünne Linie, die Genie von Wahnsinn trennt? Nun, Wittgenstein, der sich seiner überragenden Fähigkeiten gewiß bewußt war, fürchtete sein ganzes Leben lang, er könne diese eingebilddete Linie überschreiten und den Verstand verlieren. Ich kann mir gut vorstellen, wie attraktiv eine Gestalt wie Wittgenstein für jemanden sein kann, dessen seelisches Gleichgewicht gestört ist und der sich zugleich für Logik interessiert.

Man sollte sich aber auch daran erinnern, daß Wittgenstein später sein Frühwerk, wie es im *Tractatus* enthalten ist, für grundlegend falsch gehalten hat. Vielleicht sollten Sie die Möglichkeit im Auge behalten, auch den Mörder davon zu überzeugen, daß das, was er tut, falsch ist. Er hat doch versprochen, sich mit Ihnen in Verbindung zu setzen? Ja er schien sogar anzudeuten, daß so etwas wie ein Dialog zwischen Ihnen und ihm denkbar sei. Das könnte eine Chance sein, gegen ihn zu argumentieren und jenseits aller utilitaristischen Erwägungen einen logischen Standpunkt zu verteidigen, der dem seinen widerspricht. Wenn er auch nur ein wenig differenziert denkt, sollte er auf so eine Herausforderung reagieren.»

Jake nickte nachdenklich.

«Sie wären nicht zufällig bereit, mir auch dabei zu helfen?» fragte sie.

«Ehrlich gesagt», antwortete er, «ich würde es mit Begeisterung tun. Die Vorstellung, einen Mörder in einen philosophischen Dialog zu verwickeln, ist faszinierend. Sozusagen zeitgenössische Philosophie in der Praxis. Aber sagen Sie, Frau Chefinspektor, haben Sie irgendeine Vorstellung davon, wie er Kontakt aufnehmen könnte?»

Jake schüttelte unsicher den Kopf. «Wie immer er es auch anstellen wird, er wird mit Sicherheit geschickt genug sein, daß wir ihm nicht auf die Spur kommen können. Ich tippe darauf, daß er aus einem gestohlenen Auto mit einem mobilen Telefon anruft. Wenn er in einem Parkhochhaus in der Mitte von London sitzt und uns anruft, kann es ewig dauern, bis wir ihn finden.»

«Dann sollten wir uns vielleicht überlegen, wo Sie und ich sein werden, wenn er anruft. Wenn ich Ihnen helfen soll, sollte ich in Ihrer Nähe sein. Und unglücklicherweise kann ich mindestens im Lauf der nächsten Woche Cambridge nicht verlassen.»

«Sie haben hier wahrscheinlich nicht die technische Ausrüstung für eine Videokonferenz», fragte sie, «ein Pictofon zum Beispiel?»

Der Professor schüttelte den Kopf. «Nein, so etwas haben wir nicht. Die Collegefinanzen sind nicht mehr das, was sie einmal waren. Das gilt für die ganze Universität. So entstehen Monstrositäten wie Yamaha. Wir in Trinity waren bereits gezwungen, unseren einmaligen Weinkeller zu verkaufen.»

«Wären Sie damit einverstanden, wenn wir hier ein Pictofon installieren?» fragte Jake. «Ich kann meine Leute eine Standleitung zwischen uns einrichten lassen. Dann können Sie an dem Gespräch teilnehmen, wenn der Mörder anruft.»

Sir Jameson Lang zuckte die Achseln. «Solange ich dabei nichts Technisches tun muß. Im Gegensatz zu Wittgenstein, der recht ge-

schickt war, verfüge ich über keinerlei praktische Begabung.»

«Sie brauchen nur auf einen Knopf zu drücken.»

«Also gut, ich bin gerne bereit dazu.»

«Ich werde es sofort in die Wege leiten. Je früher die Apparate installiert sind, desto besser.»

Jake fand, es sei Zeit, sich zu verabschieden.

«Wenn Sie wollen, können Sie die Diskette hierlassen», schlug Lang vor. «Ich würde sie mir gerne noch einmal anhören. Vielleicht ist mir ja etwas entgangen. Übrigens, vielleicht interessiert es Sie, daß Wittgenstein für Kriminalromane schwärmte. Besonders für den harten amerikanischen Typ. Im Zuge Ihrer eigenen Ermittlungen wäre es vielleicht von Nutzen, wenn Sie daran dächten, daß er selbst wenig Vertrauen zur sogenannten deduktiven Wissenschaft eines Sherlock Holmes hatte. Er zog intuitionsbegabte Detektive vor. Wenn wir annehmen, daß Ihr Mörder ähnlich denkt, könnte es letzten Endes sehr sinnreich sein, daß Sie sich auf Ihre Intuition verlassen. In dem Zusammenhang hätte ich noch einen Vorschlag zu machen, wenn Sie schon einmal hier sind.»

«Vielleicht», fuhr er etwas zögernd fort, «vielleicht würden Sie sich, wo Sie schon einmal hier sind, gerne Wittgensteins alte Wohnung ansehen.»

«Mit Begeisterung.»

«Ja, ich glaube schon, daß es Sie interessieren wird.» Er ließ seinen Blick über sein eigenes Quartier schweifen und lächelte. «Die Wohnungen sind natürlich nicht alle gleich. Er hatte einen weitaus einfacheren Geschmack. Als Professor hatte er ein Anrecht auf etwas Großzügigeres. Sie wissen, daß er aus einer der reichsten Familien Österreichs stammte und sich gegen alles zur Wehr setzte, das ihn an sein früheres privilegiertes Luxusleben erinnerte. Er hat sich sogar

ganz kurz einmal mit den Kommunisten eingelassen. Ich werde Sie nicht begleiten. Sonst erzähle ich Ihnen wahrscheinlich noch seine Biographie. Ich werde jemanden rufen, der Sie begleitet.»

Der Master griff zum Telefon und rief die Portiersloge an. Dann verabschiedete er sich von Jake.

Als Jake den Hof wieder überquert hatte, stand ein Mann im Regenmantel, nicht der Chinese, sondern ein anderer, auf den Stufen vor der Portiersloge und übernahm die Führung.

«Also gut, gnädige Frau», sagte er. «K 10, hat der Master gesagt, wollen Sie sehen.» Er führte sie durch das Hauptportal hinaus und zurück auf die Straße. «Das liegt in Whewell's Court», erklärte er und führte sie weiter durch einen alten Eingang neben dem Postamt. «Und wer war der Typ? Der, der hier gewohnt hat?»

«Ludwig Wittgenstein», sagte sie, «der größte Philosoph von Cambridge.»

Der Portier nickte.

«Haben Sie oft Besucher, die die Wohnung sehen wollen?» fragte sie und überlegte, ob der Mörder sich wohl auf eine ähnliche Pilgerfahrt begeben hatte.

«Also», sagte er, «ich bin seit zehn Jahren hier, und Sie sind die erste.»

Sie gelangten an ein kleines Treppenhaus mit rötlich ockerfarbenen Wänden.

«Es ist ganz oben», sagte er und ging voran. «Ich hab mal einen Philosophen in der Glotze gesehen. So ein alter Knacker von hundert Jahren. Und der Typ fragt ihn: <Sie haben doch so lange gelebt, haben Sie der Menschheit einen Rat zu geben?> Jedenfalls lacht der Philosoph und sagt, daß er einen guten Rat hat. Er sagt: <Helfen Sie nie Ihren Kindern.> Was halten Sie davon? <Helfen Sie nie Ihren

Kindern.> Bösartiger alter Knacker, was?» Der Portier lachte verächtlich. «Philosophen! Was wissen die schon vom richtigen Leben?»

Jake, die von ihrem eigenen Vater immer nur behindert worden war, meinte, es könne schon etwas dran sein. Der Aufstieg nach K 10 endete vor einer einfachen schwarzen Tür mit dem Namen des Bewohners: C. von Heissmeyer. Sie fragte sich, ob das ein österreichischer Name sein könne, und falls ja, ob es irgend etwas zu bedeuten habe.

Der Portier klopfte an die Tür und wartete. «Wenn der Student zu Hause ist, brauchen wir seine Genehmigung», sagte er und klopfte noch einmal. Als niemand antwortete, zog er einen Schlüsselbund hervor und öffnete die Tür.

Die einfach und spartanisch eingerichtete Wohnung bestand aus einer Küche, einem Wohnzimmer und einem Schlafzimmer. Das orangefarbene Sofa tat den Augen genauso weh wie der blaue Teppichboden. Das schmale Bett mit der purpurfarbenen Bettdecke war sorgfältig gemacht. Die Küche war sauber und aufgeräumt. Drei Teller standen aufgereiht im Geschirrtrockner wie Computerdisketten in ihrer Box.

Jake ging an das dreiflügelige Fenster und setzte sich auf die Schreibtischkante. Im Hintergrund sah man die zwei Teufelshörner des Wolfson-Gebäudes. Ihr Blick fiel auf die Lektüreliste an der Fensterscheibe und den dazu passenden Stapel von *Penguin Classics*.

Es war ein seltsames Gefühl, daß etwas so Unschuldiges, so

Normales wie ein Stapel Taschenbücher einen so wilden Verdacht in ihrem Kopf entstehen lassen konnte. Es hatte einen Anflug von Besessenheit. Aber obgleich sie wußte, wie lächerlich das alles war, erwischte sich Jake dabei, wie sie sorgfältig die Titel studierte: *Der Monddiamant* von Wilkie Collins; *Die satanischen Verse* von Sal-

man Rushdie; *Die Drehung der Schraube* von Henry James; *Furcht und Zittern* von Sören Kierkegaard; und Platons *Phaidon*. Reiner Zufall, sagte sie sich. Das gleiche galt für die Reihe von Büchern von Wittgenstein, die unter einem gerahmten Porträt des Autors auf dem Kaminsims standen. Und es gab auch viele junge Leute, die sich Poster von Humphrey Bogart mit der Pistole in der Hand an die Wände hängten. Diesmal war es Howard Hawks' Verfilmung von *Tote schlafen fest*. «Der letzte Heuler des Gewaltfilms», lautete der Werbespruch. «Bogey und Bacall erleben heiße Zeiten und den Nervenzettel eines eiskalten Verbrechens.»

Hatte Professor Lang nicht erwähnt, daß sich Wittgenstein für amerikanische Kriminalromane interessierte?

Aber was sollte schon dabeisein, daß sich ein Student, der in Wittgensteins alter Wohnung im Trinity College wohnte, auch für ihn interessierte? Und daß er, wie Wittgenstein, wie viele junge Männer, Kriminalromane der harten Schule las?

Aber was war andererseits ungewöhnlich daran, daß sie sich für jeden interessierte, der so etwas wie geistige Verwandtschaft mit Wittgenstein verspüren mochte?

Offenbar war Sir Jameson Lang der wichtigste Unterschied zwischen dem Philosophen und dem Detektiv entgangen. Für den Detektiv ist nichts einfach das, was es ist, und sonst nichts. Ein Zigarettenstummel war nie einfach ein Zigarettenstummel: Oft war er auch ein Zeichen, ein Indiz, ein Stein aus einem Puzzle, der mit anderen zusammengefügt sein wollte. Unter diesem Gesichtspunkt hatte ihre Arbeit mehr mit Semiotik zu tun als mit Philosophie.

Verknüpfungen schaffen. Etwas wirklich anerkennen heißt nichts weiter als wissen, wie die Dinge miteinander verknüpft sind. Wie in der Psychoanalyse mußte man die Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen und so eine kathartische Lösung finden.

Natürlich entgingen ihr die Verknüpfungen oft, konnte sie «nichts mit nichts» verbinden, gab es etwas, das man nicht wissen konnte. Alles, was sie tun konnte, war, die Puzzlesteine aneinanderzupassen.

Anpassen. Ein Ausdruck, den kein Kriminalbeamter gerne hört. Er riecht nach Korruption und schlampiger Arbeit, nach Verbindungen, die geflissentlich übersehen werden, und anderen, die betont werden. Er klingt nach zuviel Aktivität, zuviel Vorbedacht.

Aber das Leben ist hart, und Jake schrieb sich sicherheitshalber den Namen des Studenten auf.

Ich habe heute nacht von meinem Vater geträumt. Als ich aufwachte, lag mir das Wort «Shakespeare» auf der Zunge.

Die Fernseuhr summt dreißig Sekunden lang laut auf immer der gleichen Note. Gleichzeitig stellte sich der Apparat an und zeigte die morgendliche Aerobicsendung. Es war sieben Uhr fünfzehn. Zeit zum Aufstehen für Büroangestellte. Ich hatte gestern Sonntagsdienst gemacht, aber obwohl ich den Montag frei hatte, wollte ich meine morgendlichen Verrenkungen nicht verpassen. Also wälzte ich mich aus dem Bett und griff nach einem schmutzigen T-Shirt und einem Paar Shorts, die auf dem Stuhl lagen.

Die Musik setzte ein, und nach einem schweren Hustenanfall nahm ich meinen Platz vor dem Bildschirm ein, auf dem bereits das Bild einer jüngeren hageren, aber muskulösen Frau in leuchtendgrünem Trikot erschienen war. Im Takt der Musik begann sie auf der Stelle zu treten und riß dabei die Schenkel bis an die Brust.

«Also los jetzt», grinste sie tugendhaft, «streckt die Muskeln, gebt der Lunge Arbeit. Und eins, und zwei, und drei, und vier... Und eins, und zwei, und drei, und vier...»

Ich bemühte mich, ihrem Tempo zu folgen.

«Denkt daran, ich sehe euch», rief sie im Scherz, «nicht betrügen.

Und eins, und zwei...»

Die rhythmische Bewegung rüttelte ein paar Fragmente meines Traums los. Aber es war mehr gewesen als einfach ein Traum. Es war eine echte Erinnerung an meine frühe Kindheit und an meinen Vater, eine der ersten wirklichen Erinnerungen (im Gegensatz zu annähernd wirklichen Erinnerungen), die ich

seit langer Zeit hatte. Während ich mechanisch auf und ab sprang, versuchte ich, sie festzuhalten. Es war außergewöhnlich schwierig, und nach ein paar Minuten hielt die Erinnerung nicht an, sondern verblaßte wie das Bild auf einem Stück Fotopapier, das mit den falschen Chemikalien behandelt worden ist. Soviel ich auch auf und ab sprang, die Erinnerung tauchte nicht wieder auf.

«Und entspannen», sagte die Lehrerin, «einatmen, ausatmen, einatmen, ausatmen.» Breites Lächeln. «Und nach der Werbung: das Wetter.»

Ich fiel auf den Stuhl. Doch mochten die sportlichen Übungen für den Tag auch erledigt sein (Ich habe mich noch nie um die zweite Runde gekümmert), noch mußte ich meine geistigen Vorbereitungen treffen. Ich benütze die ersten zwei Minuten Werbung am Morgen immer als Gelegenheit für einen therapeutischen Haßausbruch. Ich hasse es, wenn man mich bevormunden will, und Werbung setzt meine schlimmsten Seiten frei. Deshalb überhäufte ich volle zwei Minuten lang die verschiedenen Anzeigenkunden, deren Dreißigsekundenspots den Bildschirmfüllten, mit den übelsten Beschimpfungen. Glücklicherweise wohnt niemand mehr in den Wohnungen über und unter mir.

Nachdem ich alle meine morgendlichen Rituale absolviert hatte, duschte ich, frühstückte und sah die Sonntagszeitungen auf Meldungen durch, die etwas mit meinem Fall zu tun hatten. Wie üblich gab es etwas. Wenn man genug Leute umbringt, steht man jeden Tag in der Zeitung. Diesmal waren es Farbaufnahmen der Opfer mit über

flüssig penetranten Nahaufnahmen der Einschußlöcher in ihren Köpfen und ihren toten Körpern.

Dann waren da noch ein paar hübsche Aufnahmen der Polizistin bei ihrer rührenden kleinen Pressekonferenz. Sie zeigen eine wahrhaft schöne Frau, eine Tatsache, die mir bisher selbst vor einem hochauflösenden Fernsehschirm nicht bewußt geworden war'. Ich nehme an, das ist kaum überraschend. Das

Fernsehen, selbst Fernsehen in hochauflösender Technik, tut den Menschen seltsame Dinge an. Es macht ihre Köpfe größer, es läßt sie selbst größer erscheinen, kurz: Es läßt sie vollkommen anders aussehen, als sie in der wirklichen Welt sind. Das war auch bei der Polizistin der Fall.

Offenbar hat sie jüdische Vorfahren. Das verrät schon ihr Name. Ihr Aussehen bestätigt es. Eine dunkelhaarige exotische Schönheit mit kadmiumgrünen Augen und Wangenknochen von reinem Marmor. (Ein großer Dichter war ich noch nie.) Ihr Kinn zeigt Stärke und läßt die vollen Lippen so hartnäckig erscheinen wie den Optimismus eines Vertreters. Und doch zeigen der Winkel, in dem sie den Kopf trägt, und die Art, wie sie die karmesinroten Lippen spitzt, einen Hauch von Koketterie, gerade genug, um den harten, fragenden Blick ihrer Augen, der sonst leicht verächtlich wirken könnte, sanfter und milder zu stimmen. Das Gesicht einer Polizistin, wenn auch einer besonderen Polizistin. Meine hochmütige Herrin.

Ich nehme an, daß sie in ihrer Schulzeit Sportlerin war. Am Fernsehen und auf den Fotos ist es schwer auszumachen, aber ich glaube, sie ist hochgewachsen. Wahrscheinlich war sie Kapitän der Volleyballmannschaft, und mit ihren langen kräftigen Beinen war sie wohl auch im Hochsprung gut. Vermutlich trug sie ein wenig zu enge Shorts und hat einige Herzen gebrochen.

Sie wirkt recht einschüchternd, und es sollte mich nicht wundern, wenn es ein paar unbefriedigende Beziehungen zu Jungen gegeben

hätte, die außerstande waren, sich ihrer fortgeschrittenen Reife zu stellen. Sicher haben sie die Angst vor ihrer überwältigenden Körperlichkeit gegen sie gewandt, um selbst Trost und Schutz zu finden. Haben sie sie wohl wegen ihrer Größe verspottet?

Die Zeitung enthielt nicht viel Informationen über die Polizistin, außer daß sie siebenunddreißig war, ihr Examen in Cambridge gemacht hatte, seit dreizehn Jahren bei der Londoner Polizei und Spezialistin für die Aufklärung von Szenenmorden war. Glücklicherweise hatte ich mir Zugang zu ihren Daten im Polizeicomputer verschafft, der mir außer ihrem Namen und ihrer Adresse auch verriet, daß sie eine ehemalige Lesbe war.

Fast nebenbei und ohne mich darauf zu konzentrieren, kopierte ich ihre Zeitungsbilder in den Computer und drehte und wendete sie mit Hilfe der dreidimensionalen Bildgestaltung einmal so herum, einmal so herum, fast wie eine Kinderpuppe. Aber das langweilte mich bald, und ich machte mir eine Tasse Jolt.

Ich blätterte gerade in einem Pornoheft, als mir einfiel, daß ich die Polizistin auch nackt sehen konnte. Schnell kehrte ich an den Computer zurück, kopierte eine Auswahl von Pornofotos ins Programm und fing an, eine Sammlung von Fotomontagen ihres Kopfes mit verschiedenen nackten Frauenkörpern zu entwerfen.

Ich beschloß, daß ihre Brüste weder zu klein noch zu groß sein sollten und daß die Brustwarzen vermutlich noch keinen Schwangerschaftshof aufwiesen. Die Schamgegend war problematischer. Erst fand ich eine Vulva mit zuwenig Haar, dann eine mit zuviel. Ich mußte nach zusätzlichen Magazinen suchen. Die neuen waren besser und expliziter. Nachdem ich den Computer damit gefüttert hatte, saß sie nur mit einem Paar weißer Strümpfe ohne Strumpfhalter bekleidet vor mir und hatte die Beine so weit emporgezogen, daß die Knie beinahe den Mund verdeckten. Ihre gut manikürten Finger spreizten die makellosen Schamlippen und gaben eine Hebammenperspektive

in ihr Inneres frei.

In einer weiteren Fotoszene fand ich ein Mädchen, deren Kopfhaltung genau den Fotos entsprach, die ich von der Polizistin hatte. Sie war bei der Fellatio und im vollen Geschlechtsverkehr mit einem Mann abgebildet. Nachdem ich dieses neue Material mit der Polizistin vereint hatte, konnte ich sehen, wie wenig sie sich möglicherweise aus heterosexuellem Verkehr machte. Natürlich hatte das einiges mit dem Gesichtsausdruck auf den Fotos zu tun. Als sie aufgenommen wurden, stand sie vor einer Pressekonferenz, nicht vor einem erigierten Penis. Dennoch ahnte ich intuitiv mehr oder weniger klar, wie sie reagieren würde.

Als Kontrastmaterial fand ich ein paar Aufnahmen desselben Mädchens bei lesbischer Betätigung. Diese Art von Sexualverhalten schien besser zu den Zügen der Polizistin zu passen, und ich brachte eine wirksame Montage zustande, auf der sie emsig an der karamelfarbenen Klitoris eines anderen Mädchens saugte.

Bei all der Aufregung, die unter meiner Gürtellinie herrschte, mußte ich einfach mit ihr oder ihrem Ebenbild schlafen. Also kopierte ich die Bilddiskette auf den RA-Apparat und stieg in meinen Spielanzug. Dann packte ich ein RA-Kondom aus und streifte es über meine Erektion, bevor ich den Anzug an den Apparat angeschlossen. Als alles vorbereitet war, setzte ich den Helm auf, stellte die Verbindung zum Computer her und ging die Kontrolliste für RA durch wie ein Pilot beim Probeflug mit der guten alten X-15. Das sollte alle Unfälle ausschalten, die aus einem plötzlichen Anschwellen der simulierten Wirklichkeit in den Ohren oder gar am Penis entstehen können.

«Textur eingeschaltet, Dynamik eingeschaltet, Ton eingeschaltet, Kopfwahrnehmung eingeschaltet, Körpergefühle eingeschaltet, Phallussensor eingeschaltet.» Dann ließ ich das Visier vors Gesicht fallen. Und da war sie. Wie Eva selbst stand sie in einer lieblichen Waldlandschaft vor mir, und nicht einmal ein Feigenblatt bedeckte

ihre Nacktheit. Als ich mich ihr näherte, verschwamm das Bild ein wenig, und ich korrigierte die Bildauflösung. Dann streckte ich einen Arm aus und streichelte ihre Brust, um den Handschuh zu überprüfen. Ich fühlte, wie ihre Brustwarze steif wurde, als ich sie berührte. Als nächstes schlug ich ihr kräftig ins Gesicht, um die Tonwiedergabe zu prüfen. Alles war in Ordnung. Die Polizistin ließ sich mit einem schmerzlichen Aufschrei, aber ohne Vorwurf schlagen. Sie stand, wie vorprogrammiert, einfach da und wartete, was ich jetzt tun würde. Ich ließ sie auf die Knie gehen, um mein RA-Kondom zu überprüfen, und spürte, wie ihre Lippen sich um meinen Penis schlossen. Alles funktionierte perfekt. Solange ich das Visier geschlossen hielt, würde die Software weiterarbeiten, und meine simulierte "Wirklichkeit würde sich so gut wie gar nicht von der wirklichen Realität unterscheiden. (Manchmal glaube ich, daß ich mein wirkliches Leben nur annäherungsweise lebe. Oder ist es in Wirklichkeit umgekehrt?) In einem übertrifft die fiktive Welt der RA die wirkliche Welt: Sie kennt kein Gesetz.

Dann habe ich sie langsam gefickt, von hinten, von vorne, vornübergekniet wie ein Kleidersack, mit gespreizten Beinen wie eine Balletttänzerin, in den Mund, in den Arsch...

Jedenfalls bin ich am Leben. Solange ich arbeiten und sinnliche Erregung spüren kann, wird es wohl nicht zu schlecht um mich bestellt sein.

Natürlich genügt die sexuelle Erregung, die ich beim Anblick der Polizistin empfinde, um jede Form von Liebe ersterben zu lassen, die ich für sie hätte empfinden können.

Leider ist die Computertechnologie noch nicht so weit fortgeschritten, daß ich das, was geschehen war, oder doch annähernd geschehen war, hätte filmen können. Also mußte ich mich mit den Fotomontagen meiner Computerkunst begnügen. Ich steckte sie in einen Umschlag und schickte sie an die Privatadresse der Polizistin.

Nachdem ich in die Wirklichkeit zurückgekehrt war, studierte ich ihre Akte weiter und fand Auszüge aus einem Vortrag, den sie vor einer europäischen Polizeikonferenz gehalten hat. Sie wählte George Orwells Niedergang des englischen Mordes als Ausgangspunkt (Wer tut das schon nicht?) und sprach über die ansteigende Häufigkeit von Morden im Hollywoodstil, jene anscheinend grundlosen Serienmorde an

Frauen, die derzeit Mode zu sein scheinen. Sie hat ja nicht ganz unrecht, aber ich glaube, sie unterschätzt die kulturelle Bedeutung des Mordes für unsere Gesellschaft.

Vielleicht sollte ich mir ein paar Notizen zum Thema machen. Es könnte ja einen Aufsatz abgeben. Ein paar Beispiele hätte ich schon beizusteuern. Aber müßte dann ihr Verständnis nicht tiefgehender sein als alle Beispiele, die ich anführen könnte? Habe ich nicht mehr zu geben, als je eine Erklärung vermitteln könnte? Kann man denn einem anderen wirklich das erklären, was man selbst verstanden hat? Sie würde wohl raten müssen, was ich meine. Aber den Versuch ist es wert.

Könnte ich es in Worte fassen, die Lücken schließen, Licht und Schatten hinzufügen, die Umrisse ausmalen, dann wäre sie im Bilde. Ich sage nicht, daß ich es ihr so leichter machen würde. Schließlich beruht die Gewißheit der Mathematik nicht auf der Zuverlässigkeit von Papier und Tinte. Aber so, wie sich Menschen im allgemeinen darauf einigen können, welche Farbe etwas hat, könnten vielleicht auch wir zu so etwas wie Einverständnis kommen.

Ich habe vorhin angefangen zu erzählen, daß ich aufwachte und an Shakespeare dachte. Ich kenne nicht viel von Shakespeare, zumindest nicht viele Zitate. Ich hatte vor, etwas dagegen zu tun, sozusagen bei Shakespeare nachzuschlagen. Bei Shakespeare nachschlagen? Heute morgen hatte ich etwas Tödlicheres im Sinn.

Ich stieg in den Zug und folgte ihm von seiner Wohnung in Wands-

worth zur Victoria Station. Dann ging er die Victoria Street entlang und betrat zu meiner Überraschung das Institut für Gehirnforschung. So nahe war ich dem Gebäude seit meiner schicksalsschweren Entdeckung nicht gekommen. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, daß irgend jemand auf das Angebot eingehen würde, sich von einem Psychotherapeuten des Lombrosoprogramms beraten zu lassen. Ich wartete im Chestnut Tree Cafe auf der anderen Straßenseite, wo ich nach meiner eigenen Untersuchung mit dem Positronen-Emissions-Tomographen gesessen hatte, auf ihn. Von da aus konnte ich die Eingangstür des Instituts gut im Auge behalten. Ich bestellte eine Tasse Tee und blickte auf die Uhr. Es war drei Uhr nachmittags.

Es handelte sich um eine vorläufige Überwachung. Ich hatte nicht vor, ihn bereits heute nachmittag zu töten. Sicherheitshalber hatte ich allerdings meine Pistole für den Fall mitgebracht, daß sich eine günstige Gelegenheit ergeben würde. Immerhin war es mein arbeitsfreier Tag, und es würde eine Zeitlang dauern, bis ich wieder so ungehemmt operieren konnte.

Während ich an meinem Tee nippte, schaute ich in den Stadtplan und überlegte, welche Routen sich für einen Mordversuch anboten. Vielleicht ein Spaziergang im St. James Park oder der Weg über die Westminster Bridge. Das wären keine schlechten Tatorte.

Und dann sah ich sie aus dem Institut kommen: Sie, die Polizistin. Größer, als ich sie mir vorgestellt hatte, aber das Fernsehen verändert die Leute. Und natürlich wirkte sie jetzt, wo sie angezogen war, ehrfurchtgebietender als ihr schmiegsames Ebenbild, das ich noch vor kurzem gefickt hatte. Ich fragte mich, wie sie wohl auf die Fotomontage reagieren würde, die ich ihr geschickt hatte, und wünschte, ich könnte Mäuschen spielen, wenn sie den Umschlag öffnete.

Für einen Augenblick starrte sie das Cafe von der anderen Straßenseite her an, als blicke sie mir direkt in die Augen. Die Tür des Poli-

zei-BMW stand offen, aber sie stieg nicht ein. Statt dessen stieg ihr Fahrer aus, und sie wechselten ein paar Worte. Dann überquerte sie zu meinem Schrecken die Straße und ging direkt auf das Cafe zu.

Instinktiv wollte ich die Flucht ergreifen, aber dann wurde mir klar, daß sie wohl kaum an etwas anderes als eine Tasse Tee dachte. Also schien es mir klüger, sitzen zu bleiben, in den Stadtplan zu sehen und so zu tun, ah sei ich ein deutscher Tourist, sofern das nötig werden sollte. Aber dennoch mußte ich an das

Phantombild denken, das die Polizistin an die Presse weitergegeben hatte, und während ich daraufwartete, daß sie das Cafe betrat, schien es mir mehr zu gleichen als je zuvor. Ich war froh, daß ich einen Hut aufhatte.

Ich hatte mich in die Nähe der Tür gesetzt, um Shakespeare schneller folgen zu können, und hielt die Augen zu Boden gerichtet, als sie auf dem Weg an die Theke an mir vorbeiging. Sie kam mir so nahe, daß sie mich hätte berühren können, so nahe, daß ich ihren Duft auffangen und einsaugen konnte. Darauf war ich nicht vorbereitet. Auf den Duft, meine ich. Gerüche kann RA nicht simulieren. Und sie roch köstlich. Wie ein seltener und teurer Südwein. Ich konnte mir selbst zuhören, wie ich die Luft, die sie durchschritt, in die Nasenhöhle sog, als bestünde sie aus reinem Kokain. Es war ein obszönes Ereignis, und einen Augenblick lang ekelte mir vor mir selbst. Ich fühlte, wie ich rot wurde, als ich daran dachte, was ich einer Nachbildung ihres Körpers angetan hatte, und konnte nur hoffen, daß es ihr nicht auffiel, wenn ein vollkommen fremder Mann so peinlich berührt wirkte, nur weil sie in seine Nähe kam. Ein paar Sekunden lang kam ich mir so auffällig vor, daß ich mir überlegen mußte, ob ich wohl bereit sei, sie zu erschießen, um mich einer Festnahme zu entziehen. Aber letzten Endes ist es mir zur zweiten Natur geworden, echte und simulierte Dinge zu erschießen, und deshalb zweifelte ich nicht, daß ich es tun würde.

Ich hörte, wie sie beim Wirt eine Tasse Kaffee zum Mitnehmen und zwanzig Nikotinfreie bestellte. Das nächste Geräusch, das ich hörte, war das Klingeln ihres Kleingelds, das auf den Linoleumboden fiel. Instinktiv bückte ich mich und erwischte ein paar Münzen, bevor sie zur Tür hinaus rollten. Es geschah in Sekundenschnelle, ganz gedankenlos, ein Pawlowscher Reflex auf ein alltägliches Ereignis. Etwas Automatisches, Gedankenloses und sehr Dummes.

«Danke», sagte die Polizistin, als sie den Rest ihres Kleingelds eingesammelt hatte und wieder aufstand. Sie streckte mir die Hand entgegen.

Haut glitt leicht über Haut, als ich die Münzen in ihre ausgestreckte Handfläche legte, deren Simile vorhin noch meine Eier gehalten hatte, während sie mir einen blies.

«Brauchen Sie Hilfe?» fragte sie.

«Wie bitte?»

Sie wies mit dem Kinn auf den Stadtplan, der vor mir auf dem Tisch lag.

Ich schenkte ihr ein - hoffentlich - zuversichtliches Lächeln. «Nein, alles in Ordnung», stammelte ich, «ich weiß, wo ich hin will.»

Dann lächelte sie, nickte mir noch einmal zu und verließ das Cafe. Als die Polizistin wieder auf der anderen Straßenseite war, zog ich das Taschentuch heraus und wischte mir das Gesicht ab. Momentan fühlte ich mich völlig erschöpft, aber wenige Minuten später, als ich ihren Wagen von dannen rollen sah, wich die Erschöpfung dem Gefühl überwältigender Heiterkeit, und ich mußte laut lachen. Einen Augenblick später verließ Shakespeare das Institut, und ich folgte ihm, immer noch prustend und kichernd.

Er kehrte zur Victoria Station zurück und wäre mir beinahe in der Menge entkommen. Aber statt einen Zug zurück nach Wandsworth

zu besteigen, nahm er die U-Bahn nach Green Park und spazierte dann in östlicher Richtung Piccadilly entlang. Shakespeare war ein ungeschlachter großer Kerl mit fettigdunkler Haut wie ein Grieche. Um so erstaunter war ich, als er vor einer Buchhandlung stehenblieb und hineinging. Heutzutage lesen wohl die seltsamsten Leute Bücher. Man erwartet eigentlich kaum, daß so ein Kerl überhaupt lesen kann. Aber kaum war er in den Laden gegangen, da verließ er ihn schon wieder, überquerte Piccadilly und betrat die Kirche von St. James auf der Südseite. Interessierte er sich etwa für Architektur? Immerhin handelt es sich um eine der wichtigsten Bauten

Sir Christopher Wrens. Oder hatte er seinen Schatten bemerkt und wollte durch den Ausgang in die Jermyn Street verschwinden, um mich abzuschütteln? In einem Abstand, der mir selbst zu klein erschien, folgte ich ihm.

Durch die schwere Glastür zwischen dem Hauptschiff und der Vorhalle konnte ich ihn in einer Bank dicht vor dem Altar sitzen sehen. Sonst war die Kirche leer.

Ich trat ein und setzte mich ein paar Reihen hinter Shakespeare in eine Bank. Er hielt den Kopf gesenkt und schien zu beten. Bequemer hätte er es mir nicht machen können. Schutz bietet nicht vor Mord selbst der heilige Ort. Ich hielt mich an dem Gedanken fest, daß Charles Darwin Shakespeare so langweilig gefunden hatte, daß ihm schlecht wurde, und griff unter der Jacke nach meiner Pistole. Aber bevor meine Hand auch nur den Griff berührt hatte, sprang er in seiner Bank auf, ging auf die Tür zu, blieb vor meiner Bank stehen, packte mich mit beiden Händen am Revers und riß mich hoch. Er war ein großer und kräftiger Mann, und ich zog die Hand aus der Jacke und versuchte, mich seinen Metzgerhänden zu entwinden.

«Was soll's, Kumpel?» fragte er drohend. «Du bist doch schon den ganzen Nachmittag hinter mir her, oder? Oder?» Bei jeder Wiederholung der Frage kam seine unrasierte Fresse meinem Gesicht nä-

her, bis ich seinen Knoblauchatem riechen konnte. «Schon seit ich in Wandsworth abgefahren bin.» Er stieß seinen Kopf ein paarmal sanft an meinen Nasenrücken, als wolle er mir zeigen, was mir bevorstand, wenn ihm meine Antwort nicht zufriedenstellte.

«Ich bin ein Tourist», sagte ich mit schwacher Stimme und deutete zur Bestätigung auf den Stadtplan auf der Kirchenbank.

Sein stacheliges Gesicht wurde immer röter und dunkler.

«Scheiße», knurrte er, «du redest Scheiße, Kumpel!»

«Sie irren sich», widersprach ich und versuchte dabei immer noch, mein Revers zu befreien.

«Nein, du bist es, der sich hier geirrt hat», sagte er. «Wandsworth, Victoria, Green Park und jetzt hier. Willst du mir erzählen, daß du deine verdammte Reisegruppe verloren hast oder was?» Er stieß mir wieder den Kopf gegen die Nase, diesmal allerdings energischer. Vielleicht fehlte seinem Kopf ein ventro-medialer Kern, aber hart und kräftig war er. «Also los, du Arschloch, oder du kriegst einen richtigen Kuß. Warum läufst du hinter mir her?»

Ich weiß wirklich nicht, was ich ihm hätte sagen können. Vielleicht, daß ich ihn attraktiv fand? Wer weiß? Aber in diesem Augenblick kam eine Gruppe mit Musikinstrumenten in die Kirche, und mein Gegner, der mir momentan etwas verlegen vorkam, entfernte seine fettigen Pfoten von meiner Jacke. Ich brauchte keine ausdrückliche Aufforderung, um davonzurennen.

«Arschloch», schrie er hinter mir her, aber zu meiner großen Erleichterung folgte er mir nicht. Dennoch rannte ich die Jermyn Street entlang und zum St. James Square hinunter und blieb nicht stehen, bevor ich Fall Mall erreicht hatte.

Als ich endlich wieder zu Atem kam und meine Nerven sich ein wenig beruhigt hatten, mußte ich wieder lachen. Das war ja das Span-

nende an Shakespeare, dachte ich mir. Bis zum letzten Augenblick weiß man nicht, ob es eine Komödie oder eine Tragödie wird.

Ich blickte noch immer vorsichtig über die Schulter, als ich über den Trafalgar Square in eine Bar an der Ecke der Channng Cross Road ging. Ich bestellte ein Bier und dachte darüber nach, was ich mit dem Rest des Tages anfangen sollte.

Während ich Shakespeare beschattete, hatte ich über die Polizistin und über mein Versprechen nachgedacht, Kontakt zu ihr aufzunehmen. Vielleicht, wenn ich mich mehr darauf konzentriert hätte, Shakespeare zu verfolgen... Dies war ein genauso guter Zeitpunkt wie jeder andere, um die Ausrüstung zu kaufen, die ich brauchte. Ich wußte genau, was ich haben wollte und wo ich es bekommen konnte. Also trank ich mein Bier aus, ging zum nächsten Geldautomaten, um meine Brieftasche aufzufüllen, und nahm den Bus zur Tottenham Court Road.

Tottenham Court Road war unverändert: dreckig und abstoßend und übersät mit dem Abfall, den die Ratten aus den Müllsäcken vor den Schnellimbibbuden rissen. Ein paar Ratten, größer als Katzen, lagen tot im Rinnstein, von ihrer eigenen Kriegsbeute vergiftet. Von Autos plattgewalzt, faulten sie wie Trockenfleisch in der Frühjahrs-sonne. Das einzige, was durch die Tottenham Court Road fegte, war der Nordwind von der Euston Road zur Oxford Street.

Als ich den Laden betrat, traf ich auf das übliche Meer dunkler Gesichter. Woher haben Inder und Pakistanis die Neigung zum Elektrohandel? Es ist auf der ganzen Welt das gleiche, ob ich in New York bin oder in Wien. Die Japse haben die Apparate gebaut, die heutzutage die Welt beherrschen, aber verkauft werden sie von Südasiaten. Sind die Gewinnspannen so hoch? Oder macht sie der offensichtliche Konsumwahn all dieser Schalter, Knöpfe, Wählscheiben und Blinklichter an? Oder bewundern sie vielleicht die Elektrizität selbst? Der Islam hat immer einen Sinn für die Macht gehabt.

«Kann ich etwas für Sie tun?»

«Ja», sagte ich. «Ich suche ein Mobilphon.»

«Normal oder Video?»

«Weder noch», sagte ich geradeheraus. «Ich suche ein Satellitentelefon.»

Der Mann knackte nervös mit den ringbesetzten Fingern und lächelte dann halb entschuldigend, halb belustigt. «Die sind illegal, mein Herr», teilte er mir mit. «Wir dürfen sie nicht verkaufen.»

Jetzt war ich es, der lächelte. Ich wedelte mit einem Hundertdollarschein.

«Barzahlung», sagte ich. «Und Sie können schwören, daß Sie mich nie zuvor gesehen haben.»

Er forderte mich auf zu warten und holte den Manager, einen rundlichen kleinen Mann mit dicken Brillengläsern und so vielen Goldreifen um den fetten gelblichen Hals, wie sein Untergebener Ringe an den Fingern trug.

«Die Art von Telefon, die Sie benötigen, mein Herr, ist nicht zugelassen», sagte er, meinen Hunderter immer noch in der Hand. «Was, bitte schön, wird aus mir, wenn Sie irgendein Beamter aus dem Innenministerium sind und mich dabei erwischen, wie ich so etwas verkaufe? Ich stünde aber ganz verdammt schnell vor Gericht!» Er sah sich vorsichtig im Laden um, in dem außer mir keine Kunden waren, und kam näher.

«Wozu in Teufels Namen wollen Sie so ein Telefon überhaupt haben?» fragte er mit gesenkter Stimme. «Wenn es Ihnen um die Vermeidung von Telefonkosten geht, kann ich Ihnen ein Blueboxgerät verkaufen. Sie können es überall benützen und brauchen nichts zu bezahlen, ob Sie Bombay anrufen oder bloß Birmingham. Und viel billiger als ein Satellitentelefon.»

«Ich will verreisen», sagte ich. «Nach Südamerika, in den Dschungel oder was noch davon übrig ist. Und ich will nach Hause telefonieren können.»

Der Inder schüttelte mitleidig den Kopf. «Wenn ich an Ihrer Stelle wäre, wäre ein Telefon das letzte, was ich mitnehmen würde. Was für eine Gelegenheit, der Ehefrau für ein paar Wochen zu entkommen.» Er lachte.

«Hören Sie», sagte ich ruhig. «Ich bin nicht vom Innenministerium. Sie können mich durchsuchen, wenn Sie sichergehen wollen. Sie brauchen sich keine Sorgen zu machen. Ich bin bereit, einen anständigen Preis zu zahlen, und zwar in bar.» Ich zog meinen Hunderter zwischen seinen fetten Fingern hervor. «Sonst kann ich es ja woanders versuchen.» Ich zuckte die Achseln und bewegte mich auf die offene Tür zu.

«Nur Geduld, mein Herr», sagte er. «Geduld ist eine Tugend. Ich habe genau die Ausrüstung, die Sie brauchen. Aber ich muß vorsichtig sein. Kommen Sie mit.»

Er führte mich in einen Hinterraum, in dem Kartons mit Stereofernsehern von Nicam, CD-Geräten, tragbaren KaraokeSpielern und Reality-Approximation-Ausrüstungen bis zur Decke gestapelt waren. Er schob ein paar Kartons beiseite und sagte: «Aus verständlichen Gründen haben wir Satellitentelefone nicht vorne im Laden liegen. Wollen Sie ein Digitalgerät?»

Ich sagte, ich nähme an, das wolle ich.

Er nickte und schleppte einen anderen Karton an. «Digitalgeräte sind die besten. Ich zeige Ihnen ein gutes. Nur viertausend Dollar...» Er riß den Karton auf, entfernte die ozonfreundliche Styroporfüllung und legte etwas frei, das aussah wie ein kleiner Aktenkoffer. Einen Augenblick streichelte seine Hand den Koffer, bevor er ihn aufspringen ließ.

*«Wie bei James Bond, was?» kicherte er und entfaltete eine teller-
große Satellitenschüssel. «Es arbeitet über Injupitersat. Ein festge-
legter Kanal mit einer Bandbreite, die der fünffachen Weite eines
normalen Telefons entspricht. Damit bekommen Sie eine Verbindung
höchster Qualität. Die Ausrichtung auf den Satelliten erfolgt durch
den eingebauten Kompaß im Computer. Sie brauchen nicht mit
astronomischen Tabellen oder so einem Scheiß herumzuspielen. Sie
müssen nur die Nummer des Satelliten wählen, die auf dem Hörer
steht, und dann die normale internationale Vorwahlnummer und die
Nummer, die Sie anrufen wollen. Die einzige Einschränkung ist, daß
Sie den Apparat nicht unter Bodenhöhe benutzen können. Im Hans
ist alles in Ordnung, aber erwarten Sie keinen Anschluß, wenn Sie
im Keller sitzen.»*

*«Ich nehme es», sagte ich und zählte vierzig Scheine ab. «Sie wer-
den es nicht bereuen», sagte er. «Der CIA benützt das gleiche Mo-
dell, es muß einfach gut sein.»*

*Ich schaute nach dem Herstellervermerk. Es war in Japan herge-
stellt.*

«Das dachte ich mir», sagte ich.

*Er faltete die Schüssel zusammen, schloß den Koffer und hielt ihn
mir hin.*

*« Und auch noch echtes Schweinsleder», sagte er und streichelte
den Koffer noch einmal mit der Hand. «Und es wiegt weniger als
zwei Kilo. Kann ich sonst noch mit etwas dienen ?»*

Ich überreichte ihm ein paar Scheine.

«Nur mit Ihrem Schweigen.»

11

JAKE HATTE NICHT BESONDERS gut geschlafen. Ihr T-Shirt
war schweißgetränkt, und der Hals tat ihr weh, als hätte sie die ganze

Nacht auf dem Kopf gestanden. Sie ging auf die Toilette und machte
sich dann an ein paar einfache Yogaübungen, um ein wenig Blut in
die Großhirnrinde zu locken. Zehn Minuten später fühlte sie sich et-
was besser, warf einen Morgenmantel über und fuhr mit dem Fahr-
stuhl ins Erdgeschoß, um die Morgenpost zu holen. Sie sah sie ohne
großes Interesse durch: die Rechnungen der Stadtwerke und eine
Reihe von Postwurfsendungen, die sie zu allem möglichen, von ei-
nem günstigen Hypothekendarlehen für eine Wohnung in Docklands
bis zur Adoption eines russischen Waisenkindes, animieren sollten.
Neben diesen und ähnlichen Poststücken aber lag eine Versandta-
sche, die aussah, als könne ihr Inhalt interessant sein.

In die Wohnung zurückgekehrt, legte Jake das Päckchen unter das
Spektroskop auf dem Tischchen im Flur und wartete auf das elektro-
nische Signal, daß es keinen Sprengstoff enthielt. Inzwischen machte
sie sich in der Küche auf die Suche nach etwas, das ein Frühstück
darstellen konnte. Sie fand schließlich gerade noch genug Kaffee,
um einen kleinen Espresso aufzubrühen, und ein paar Haferkekse,
die sie mit einem Rest Schokoladenaufstrich bedeckte.

Draußen im Flur machte das Spektroskop ein Geräusch wie eine Be-
lüftungsanlage. Seit die IRA zu Beginn des Jahrhunderts eine Brief-
bombenkampagne gegen die englische Polizei und ihre Familien ge-
startet hatte, gehörte der Apparat zur Standardausrüstung aller höhe-
ren Dienstgrade. Meist waren es Finger und Hände gewesen, die ab-
gerissen wurden, aber in einem Fall waren zwei Kinder zu Tode ge-
kommen. Ihr Tod hatte dazu beigetragen, daß die Regierung sich zur
Einführung des Strafkomas entschloß.

Als die Maschine Entwarnung gab, wischte Jake den Schokoladen-
aufstrich von den Fingern, riß den gefütterten Umschlag auf und zog
den Inhalt heraus. Es dauerte ein paar Sekunden, bis ihr klarwurde,
daß die vor der Kamera ausgebreiteten gynäkologischen Detailan-
sichten sie selbst darstellen sollten, und sie brauchte noch ein paar
zusätzliche Sekunden, bevor sie aufhörte, darüber nachzudenken,

wie diese Aufnahmen denn ohne ihr Wissen entstanden sein konnten, und zu dem Schluß kam, daß es sich um Fotomontagen handeln müsse. Automatisch legte sie die Bilder beiseite und zog Cellophanhandschuhe an, bevor sie etwas erneut berührte, das möglicherweise verwertbares Beweismaterial sein konnte.

Nicht, daß sie es gern gesehen hätte, wenn die Aufnahmen bei Gericht vorgelegt werden oder in ihrer Polizeiakte erscheinen sollten. Gefälscht oder nicht, eines war sicher: Es waren gute Fälschungen von der Art, wie sie mit zunehmender Häufigkeit in der Massenpresse erschienen.

Vermutlich computergesteuert, dachte sie. Die Spielchen, mit denen sich einige ihrer männlichen Kollegen amüsierten. Die Art von Beweisstücken, bei denen es irgendeinem perversen Typ in den Sinn kam, Kopien herzustellen, um den Jungens im Umkleideraum von New Scotland Yard eine Freude zu bereiten. Jake wußte, daß viele ihrer männlichen Kollegen neidisch auf ihren Erfolg waren und das Auftauchen von Fotografien begrüßen würden, die ihr peinlich sein mußten. Fälschungen oder nicht, Aufnahmen von einer Chefinspektorin, die sich einen Vibrator in die Vagina schob oder die Vulva einer anderen Frauleckte, waren explosiv.

Sie war überrascht, als sie entdeckte, daß der Absender Wittgenstein war. Sie war sich ihrer Sache sicher, weil sich auf einem beigelegten Zettel in Schreibmaschinenschrift die Worte «mit blutigen Grüßen» fanden. Sicher war ihm bewußt, daß Jake als Polizeibeamtin verpflichtet war, die Fotografien im Labor überprüfen zu lassen, und natürlich auch, daß ihr das äußerst peinlich sein mußte. Jake fluchte ein paar Minuten lang ohne Pause, und für einen Augenblick haßte sie ihn. Irgendwie hatte sie gehofft, er werde anders sein. Eine Fliege summte auf der Fensterscheibe, und Jake erschlug sie mitleidlos, ohne auch nur einen Blick an sie zu verschwenden.

Zum erstenmal seit Tagen hatte Jake einen freien Vormittag. Sie

kaufte Lebensmittel ein, schaffte es nicht, einen Termin beim Friseur um die Ecke zu ergattern, und konsultierte Doktor Blackwell in ihrer Klinik in Chelsea.

Als sie mit geschlossenen Augen nackt und aufrecht vor der Therapeutin stand, kehrten Jakes Gedanken wieder zu den Fotografien zurück, die jetzt in ihrer Handtasche ruhten. Ihr ursprünglicher Ärger war der Verwunderung darüber gewichen, daß Wittgenstein sexuell an ihr interessiert zu sein schien. Das war eine neue Erfahrung in ihrem Polizistinnenleben. Fast ein Thema für einen Aufsatz. Sie fragte sich, was sie wohl getan hätte, wenn das Gegenüber ihrer nackten therapeutischen Begegnung nicht Doktor Blackwell, sondern Wittgenstein gewesen wäre. Sie spürte, wie sie errötete, als sie sich auf die Couch legte und darauf wartete, daß Doktor Blackwell mit der Behandlung begann.

«Schlafen Sie gut?»

«Nicht besonders...»

«Alpträume?»

«Nein.»

«Schlafen Sie mit irgend jemand?»

«Nicht, daß ich mich entsinnen könnte.»

«Feindseligkeit gegen Männer?»

Jake schluckte. «Ich habe einen Penner auf der Westminster-Brücke getroffen. Er hat mich angebettelt, aber ich hatte den

Eindruck, er würde versuchen, mich zu berauben. Beinahe habe ich darauf gehofft, damit ich ihn erschießen konnte.»

«Sie hatten eine Waffe dabei?»

«Ich habe immer eine Waffe dabei.»

«Haben Sie sie je benützt?»

«Ja, aber nur zur Selbstverteidigung.»

«Haben Sie schon einmal jemanden getötet?»

«Nein.»

Doktor Blackwells Tonfall wurde etwas steifer. «Wissen Sie was», sagte sie sorgfältig artikulierend, «vielleicht hätten Sie den Penner erschießen sollen.»

Jake richtete sich auf und stützte sich auf den Ellbogen. «Das kann doch nicht Ihr Ernst sein», sagte sie.

«Warum nicht? Dies ist eine neoexistentielle Therapie, Jake, nicht irgendeine Verhaltenstherapie. Wir gehen an die Psychotherapie von dem Standpunkt aus heran, daß die vorherrschende Gemütskrankheit unserer Zeit die Unfähigkeit ist, dem Leben Sinn zu verleihen. Können Sie sich die Möglichkeit nicht vorstellen, daß Sie etwas für sich selbst getan hätten, wenn Sie ihn getötet hätten?»

Jake war schockiert. «Aber das geht doch nicht», sagte sie. «Es wäre Mord gewesen.»

«Sie haben früher einmal gesagt, Ihren eigenen Vater hätten Sie zur Strafe dafür, wie er Ihre Kindheit versaut hat, gerne umgebracht.»

«Aber das war etwas anderes.» «War es das?» «Ja.»

«Wenn Sie diesen Penner erschossen hätten, hätten Sie vielleicht symbolisch Ihren Vater umgebracht und die Erinnerung an ihn ausgelöscht. Ein nutzloser alter Mann. Wen hätte es gekümmert? Und Sie sind Polizistin. Wer hätte Sie verdächtigt?» Jetzt runzelte Jake ärgerlich die Stirn. «Nein», sagte sie entschieden, «das glaube ich nicht.»

Doktor Blackwell lächelte. «Nein», sagte sie, «ich auch nicht. Aber ich wollte es von Ihnen hören.»

Im Laboratorium von New Scotland Yard gab Jake eine Plastikhülle ab, in der sich die Fotografien befanden.

«Untersuche sie bitte, sobald du kannst», bat sie den Techniker, der Maurice hieß. «Fingerabdrücke, Fiberreste, Haare, alles, was dir einfällt.»

Maurice nickte kühl und zog ein Paar Handschuhe an. «Übrigens», sagte er, «die Diskette, die du runtergeschickt hast, die war sauber.»

Jake nickte unbehaglich.

«Also, was haben wir denn da?» Maurice öffnete die Hülle und zog die Fotografien heraus. «Wird sicher ein paar Stunden dauern», sagte er.

«Schon recht», sagte Jake, «ich bleibe trotzdem hier.»

Maurice runzelte die Stirn und wollte ihr widersprechen, bis sein Blick auf das erste Foto fiel.

«Ich lasse diese Fotografien nicht aus dem Auge», sagte sie entschlossen, «nicht eine Sekunde.»

Maurice blätterte die übrigen Fotos durch. Dann grinste er.

«Hat dir schon mal jemand gesagt, daß du ausgesprochen fotogen bist?»

«Komm, laß das, Maurice», sagte Jake. «Das sind Fälschungen, Fotomontagen.»

«Wenn du es sagst, wird es wohl so sein.» Er nickte wohlwollend. «Aber niedlich. Richtig niedlich.»

Jake widerstand der Versuchung, ihm in seine schwarze Fresse zu schlagen.

«Es sind insgesamt zehn», sagte sie. «Und ich will zehn wiederhaben. Hast du das kapiert?»

Maurice zuckte die Achseln. «Wenn du es sagst.»

«Maurice, ich sage es. Ich sage es in ganz großen Buchstaben. So groß wie deine lächerliche männliche Libido. O.K.?»

«O.K.» Aber das Grinsen hielt an.

Zwei Stunden später zählte Maurice ihr die Fotos wieder hin. «Zehn», sagte er.

Sie ließ sie rasch in der Handtasche verschwinden und schloß den Reißverschluß. «Hast du irgendwas gefunden?»

Maurice reckte sich und ließ den Kopf über seinen breiten Schultern kreisen. «Ich habe das Ganze sehr interessant gefunden», sagte er und lachte, als ihn Jake vor die Brust boxte. «Also gut, also gut, reg dich nicht auf. Keine Fingerabdrücke. Nicht ein einziger. Aber ich habe eine Augenwimper. Nicht von dir. Nicht deine Haarfarbe. Und ein paar Samenspuren.» Jakes Gesicht zog sich angeekelt zusammen. Männer waren wie Tiere.

«Sieht aus, als hätte sich dein Bewunderer an seiner eigenen Arbeit richtig aufgegeilt. Finde ich nicht überraschend. Mir ist es selber ein bißchen warm unter dem Kragen geworden. Jedenfalls habe ich eine Elektrophorese durchgeführt, und du hast Glück: Was wir gefunden haben, war hochgradig polymorph.»

«Hast du einen DNS-Typ?»

«Nicht ganz. Du wirst warten müssen, bis das Autoradiogramm es bestätigt. Aber es sieht fast so aus.»

«Wenn du das hast, können wir ihn mit jedem vergleichen, den wir festnehmen, richtig?»

«Aber sicher. Die Probe war allerdings zu klein für den Fall, daß sich bei einer Berufung irgendwelche Unsicherheiten ergeben. Ich habe den ganzen Samen, der da war, für das Autoradiogramm ver-

braucht.»

«Danke, Maurice, vielen Dank. Ich werde es dir nicht vergessen.»

Er grinste wieder. «Also, ich werde es mit Sicherheit nicht vergessen.»

Ein paar Stunden später rief Jake die drei leitenden Beamten des Ermittlungsteams zu einer Besprechung in ihr Büro. Kriminalsekretär Chung erschien als letzter und setzte sich etwas abseits von Kriminalinspektor Stanley und Kriminalsekretär Jones hin. Jake saß auf der Schreibtischkante. In der Hand hielt sie einen dünnen Aktenordner mit dem Röntgenfilm, auf dem das Laboratorium ein Autoradiogramm von Wittgenstein erstellt hatte.

«Meine Herren», sagte sie, «ich habe Sie zu mir gebeten, um Sie über eine wichtige Neuentwicklung zu unterrichten.» Sie hielt ihnen den Aktenordner vor die Augen. «Ein DNS-Typ.»

«Ich habe heute morgen ein paar Fotografien erhalten. Es waren Fotos, die mich darstellen sollen. In Wirklichkeit handelt es sich um Fotomontagen. Wittgenstein hatte die Bilder von mir, die vor kurzem in einer Wochenendbeilage erschienen waren, mit ein paar Pornobildern kombiniert.»

«Glauben Sie, er wollte Sie erpressen, gnädige Frau?» fragte Jones.

«Nein», sagte Jake. «Ich glaube, er wollte nur eine peinliche Situation schaffen. Das ist ihm denn auch teilweise gelungen. Die Bilder befinden sich jetzt in meinem Safe, und da werden sie auch vorläufig bleiben. Aber das Laboratorium hat sie untersucht und Samenspuren gefunden. Sie haben eine Reihe von Tests durchgeführt, um die Allelfrequenzen festzustellen, und den Genotyp des Mörders bestimmt. Meine Herren, der Mann, nach dem wir suchen, ist höchstwahrscheinlich Deutscher oder deutscher Abstammung.»

«Wie der richtige Wittgenstein», sagte Jones.

«Genaugenommen war Wittgenstein Österreicher», sagte Jake. «Aber was den Genotyp angeht, kommt das mehr oder weniger auf das gleiche heraus.»

Kriminalinspektor Stanley räusperte sich. «Entschuldigen Sie, gnädige Frau», sagte er. «Haben wir da nicht etwas vergessen? Der Europäische Gerichtshof hat entschieden, daß genetische Bevölkerungsuntersuchungen auf Grund ihres offensichtlichen Rassismus kein zulässiges Beweismaterial darstellen.»

«Wir sind wohl kaum so weit, daß wir den Fall für eine Gerichtsverhandlung vorbereiten können», sagte Jake energisch. «Im Augenblick versuchen wir, den Schweinehund zu erwischen, und machen uns keine Sorgen um seine gottverdammten Menschenrechte, Stanley. Und wenn die Datei über Allelfrequenzen innerhalb von Bevölkerungsstrukturen dem Computer dabei hilft, den DNS-Typ des Mörders mit dem auf seinem Personalausweis zu vergleichen, dann möge es geschehen. Darüber, was für Beweismaterial im Prozeß zulässig oder unzulässig ist, werden wir uns den Kopf zerbrechen, wenn wir unseren Irren eingesperrt haben.»

Stanley zuckte die Achseln und nickte dann. «Kriminalsekretär Chung», sagte Jake. «Wie lange brauchen wir derzeit durchschnittlich für einen Vergleich?»

«Wie lang ist ein Stück Schnur? Also, als grobe Schätzung können wir davon ausgehen, daß der Computer vierundzwanzig Stunden für eine Million Vergleiche braucht. Nehmen wir an, der Mörder befindet sich in der letzten Million, dann macht das siebzig Millionen Vergleiche, also siebzig Tage.» Er zuckte die Achseln. «Andererseits könnten wir auch Glück haben. Er könnte in der ersten Million auftauchen. Anders geht es nicht, jedenfalls noch nicht.»

«Und das gilt nur, wenn wir annehmen, daß er einen echten Personalausweis hat», sagte Jones. «Er könnte ja auch einer von den deutsch-russischen Flüchtlingen sein, die nach dem russischen Bür-

gerkrieg illegal eingewandert sind.»

«Ja, das könnte sein», sagte Jake, «aber versuchen wir doch mal, ein bißchen optimistisch zu sein.»

«Kriminalsekretär Chung, wie kommen Sie mit Ihrem Zufallsprogramm im Lombrosocomputer voran?»

«Gar nicht so schlecht. Bisher habe ich Lombroso dazu gebracht, zwanzig Namen und Adressen auszuspuken.»

«Wie viele Antworten auf unsere Annonce?»

«Zehn», sagte Stanley. «Einer davon war ein Schwindler.»

«Irgendwelche dabei, die Philosophennamen als Decknamen haben?»

«Nein», sagte Stanley. «Aber wir lassen sie trotzdem alle überwachen.»

«Bleiben noch fünfzig. Wie viele davon sind Philosophen?»

Stanley schlug einen Aktenordner auf und sah nach. «Sechzehn, gnädige Frau.»

«Wie sieht es bei den Waffenhändlern aus?»

«Nichts», sagte Stanley. «Wenn er seinen eigenen Gaszylinder hat, kann er so viel Munition herstellen, wie er will. Ich glaube kaum, daß wir in der Richtung Spuren finden werden.»

«Was ist mit dem Studenten in Cambridge, Mr. Heissmeyer?»

Stanley schüttelte den Kopf. «Die örtliche Polizei überwacht ihn. Aber bisher tut er nichts, als seine Zeit auf dem Fluß zu verplempern. Übrigens ist Heissmeyer Amerikaner, nicht Österreicher. Er hat ein Stipendium für die Rudermannschaft, oder so etwas. Wird wohl nächstes Jahr beim Wettkampf antreten.»

Jake zuckte die Achseln und wandte sich dann an Jones. «Das Pictofon für Jameson Lang, ist das schon installiert?»

«Jawohl, gnädige Frau. Ich habe vorhin erst mit dem Professor telefoniert.»

«Fangschaltung? Wie weit sind wir damit? Wenn der Schweinehund anruft, will ich bereit sein.»

«Ich habe eine digitale Fangschaltung für den gesamten normalen Sprechverkehr organisiert und außerdem einen Satellitenmonitor, der landesweit auf Schlüsselwörter programmiert ist. Wenn unser Mann die Worte <Lombroso> oder <Wittgenstein> bei einem Telefongespräch benutzt, sollte uns der Satellit sagen können, von wo das Signal ausgegangen ist.»

«Aufnahmegeräte?»

«Automatisch auf Ihren sämtlichen Leitungen, gnädige

Frau», sagte Jones, «hier, zu Hause und an Ihrem tragbaren Apparat.» Er grinste. «Sie sollten aufpassen, daß Sie nichts Unhöfliches über den Polizeidirektor sagen. Es wäre schade, wenn Sie suspendiert würden wie Challis.»

Jake lächelte Jones zu und überlegte dabei, ob das Kompliment wohl ehrlich gemeint war.

Ehrlich und ernst zu nehmen. Grace Miles ließ keine Zweifel daran, wann sie etwas ernst nahm. Sie rief gegen Abend an, als Jake daran dachte, nach Hause zu gehen.

Jake stellte auf dem Bildschirm fest, daß die Staatssekretärin bereits zu Hause war. In einer Zimmerecke konnte sie einen Säugling erkennen, der rund um Mrs. Miles' feuerroten Aktenkoffer herumkrabbelte.

«Gilmour sagt, Sie haben einen genetischen Fingerabdruck. Stimmt

das?»

«Ja. Wir versuchen, einen passenden Personalausweis zu finden.»

«Gut. Irgend jemand hat für morgen eine Anfrage zu der Mordserie im Parlament vorgesehen. Ich möchte sagen können, daß eine Verhaftung unmittelbar bevorsteht.»

«Unmittelbar bevorstehend könnte in diesem Fall bis zu siebenzig Tage bedeuten, Frau Staatssekretärin», sagte Jake. «Der Computer könnte so lange brauchen, bis alle Vergleiche angestellt sind.»

Jake sah, wie die Staatssekretärin die Stirn runzelte und nervös an der Perlenkette um ihren Hals spielte. Jake fragte sich, ob es echte Perlen waren. Die Staatssekretärin war zum Ausgehen bereit. Das paillettenbestickte Abendkleid war so tief ausgeschnitten, daß es etwas freigab, das wie ein nackter Kinderpopo aussah, in Wirklichkeit aber die Brust der Staatssekretärin war. Sie trug das lange schwarze Haar über der Stirn zurückgekämmt und frei über die Schultern fallend, so daß sie aussah wie eine antike persische Prinzessin.

«Es wäre besser, Sie sagten etwas wie <Die polizeilichen Ermittlungen haben Schlußfolgerungen gezeitigt, und eine Festnahme ist in naher Zukunft zu erwarten>», schlug Jake vor. «Wenn wir dann innerhalb der nächsten paar Tage eine Verhaftung vornehmen, wird es aussehen, als hätten Sie mehr gewußt, als Sie sagen wollten. Man wird Ihre Äußerung für taktisch verschleiern, nicht für absichtlich irreführend halten. Aber die Behauptung, eine Verhaftung stehe unmittelbar bevor, könnte auch danebengehen.»

Mrs. Miles' langsames Kopfnicken gewann an Tempo, als sie einsah, wie gut Jakes Ratschlag war. Dennoch neigte sie nicht zu Dankbarkeit. Statt dessen nahm ihr Gesicht einen ärgerlichen Ausdruck an.

«Ja, ich nehme an, Sie haben recht», sagte sie und fügte dann hinzu: «Ach, übrigens, was soll das eigentlich, daß Sie diesem Irren auf Ihrer Pressekonferenz medizinische Hilfe angeboten haben? Ich war zu

der Zeit leider in Brüssel und habe jetzt erst nachgelesen, was Sie gesagt haben. Ich jedenfalls kann mich nicht erinnern, daß jemand diese lustige Idee mit dem Generalstaatsanwalt abgestimmt hätte.»

«Ich wollte, daß er Kontakt zu uns aufnimmt», sagte Jake, «daß er sich vielleicht sogar freiwillig stellt. Wenig Chancen dafür, solange seine Aussichten nicht mehr sind als eine Injektionsnadel und ein langes Strafkoma. Wie ich die Lage beurteile...»

«Wie Sie die Lage beurteilen...» Ihr Tonfall war verächtlich. «Muß ich Sie daran erinnern, Frau Chefinspektor, daß es Ihre Aufgabe ist, diesen Wahnsinnigen zu fangen, nicht darüber zu entscheiden, ob er unzurechnungsfähig ist oder nicht. Überdies baut die Strafrechtstheorie dieser Regierung, für die wir bei den letzten Wahlen ein überwältigendes Mandat erhalten haben, auf dem Prinzip der Sühne auf. Die Gerechtigkeit läßt nicht mehr zu, daß einzelne Straftäter der vollen Strenge des Gesetzes entgehen, nur weil sie angeblich geisteskrank sind.

Die Öffentlichkeit will sich das einfach nicht mehr gefallen lassen. Sie will wissen, daß der Verbrecher bestraft wird. Wenn dieser Mann einmal festgenommen worden ist, hoffe ich, daß er zu irreversiblen Koma verurteilt wird. Auf alle Fälle sollte ihm eine Mindeststrafe von dreißig Jahren im Dämmerzustand sicher sein. Ich persönlich bin der Meinung, daß es rundherum besser wäre, er würde nicht lebend gefangengenommen. Ich hoffe einfach, daß er bewaffnet ist, wenn Sie ihm auf die Spur kommen, so daß Ihnen nichts anderes übrigbleibt, als ihn zu erschießen.»

Jake wollte eine abweichende Meinung äußern, aber erneut schnitt ihr die Staatssekretärin das Wort ab.

«Das, Frau Chefinspektor, ist die Standardvorgehensweise: der Todesschuß für alle bewaffneten Verbrecher. Oder lesen Sie Ihre eigenen Polizeizeitschriften nicht mehr?»

«Doch, und ein paar der Artikel habe ich selbst geschrieben », sagte Jake. «Dennoch sind wir es der Kriminologie schuldig, diesen Mann in Haft zu nehmen. Was die Erstellung von Verbrecherprofilen angeht, könnte man aus diesem Fall viel lernen.»

«Ach, ja», sagte Mrs. Miles, «das ist ja Ihre Spezialität. Also noch einmal, Frau Chefinspektor, das einzige, das die Wähler über diesen Wahnsinnigen erfahren wollen, ist, daß er nach seiner Mutter schreit, wenn sie ihm die Nadel in die Vene jagt. Ich hoffe, das war deutlich genug. Gute Nacht.»

Flimmernd erlosch der Bildschirm. Ein paar Sekunden vergingen, dann fragte der Apparat, ob die automatische Aufzeichnung des Gesprächs gespeichert werden solle. Ärgerlich bediente Jake die Ja-Taste. Sie ahnte, daß es sich als nützlich erweisen konnte, alle zukünftigen Gespräche mit einer Frau wie der Staatssekretärin zu dokumentieren.

Jake drehte sich im Stuhl und starrte auf das dunkle Fenster, in dem ihr Spiegelbild schwebte.

So war es wohl im Strafkoma, dachte sie. Man war da und doch nicht da. Eine Zwischenexistenz zwischen Leben und Tod.

Ein furchtbarer Gedanke! Sie wußte nur zu gut, daß Mrs. Miles nicht übertrieben hatte, als sie von Verbrechern sprach, die angesichts einer eiskalten Injektionsnadel voll von Schattenreich wie kleine Kinder nach ihren Müttern riefen. Die Strafe war schlimmer als eine noch so lange Gefängnisstrafe und fast so schlimm wie der Tod. Aber das kam nun einmal davon, wenn eine Gesellschaft beim Gedanken an die Todesstrafe moralische Bedenken empfand und zugleich die Gefängnisse zu teuer und zu überfüllt waren, um andere als Bagatellvergehen darin zu sühnen.

Jake kannte alle Gründe, die für das Strafkoma angeführt wurden. Im Vergleich zu den Kosten, die eine zehn- bis fünfzehnjährige Ge-

fängnisstrafe verursachte, war es billig. Seit es «intelligente Betten», computergesteuerte selbstregulierende Kokons, billige Herz-Lungen-Maschinen und kostengünstige Möglichkeiten der intravenösen Ernährung gab, konnte man einen Strafgefangenen für weniger als ein Zehntel der Kosten, die eine Gefängnisstrafe verursacht hätte, im Koma halten. Die Geräte waren ursprünglich für das öffentliche Gesundheitswesen entwickelt worden, dann aber hatte sie das Justizvollzugssystem annektiert. Das Koma verhinderte auch jede Gelegenheit zu weiterer krimineller Aktivität, wie sie in Gefängnissen üblich war. Über Nacht zerstörte die Einführung des Strafkomas eine Gesellschaft von Verbrechern und machte teure Gefängnisrevolten zu einer Angelegenheit der Vergangenheit. Und je nach der Wahl der angewandten Chemikalien konnte das Koma ohne größere physische oder seelische Schäden rückgängig gemacht werden. In den Vereinigten Staaten, die das Strafkoma als erstes Land eingeführt hatten, gab es sogar Hinweise auf eine Abnahme drogenmotivierter Gewaltverbrechen.

Die Gründe, die gegen das Strafkoma sprachen, waren schwerer zu vertreten. Wenn etwa vorgebracht wurde, einen Menschen seines Bewußtseins zu berauben sei dasselbe wie ihm das Leben zu nehmen, erwiderten die Befürworter des Strafkomas, ein komatöser Zustand sei eher mit dem Schlaf zu vergleichen; gewiß aber sei es humaner, einen Menschen zu einem lang andauernden Schlaf zu verurteilen, als ihm bei vollem Bewußtsein über einen gleich langen Zeitraum die Freiheit zu rauben und ihn so allerlei unangenehmen und entwürdigenden Umständen auszusetzen.

Gegen den vor dem Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten und dem Europäischen Gerichtshof für Menschenrechte vorgebrachten Einwand, das Koma stelle eine grausame und ungewöhnliche Bestrafung dar, wurde mit Erfolg dahingehend argumentiert, daß die ganze Zukunft der bemannten Raumfahrt von in Tiefschlaf versetzten Astronauten abhing, die sich freiwillig für ihre Fünfjahresreise

zum Mars und zur Venus gemeldet hatten; infolgedessen könne das Strafkoma nicht als grausam betrachtet werden.

Das Argument, daß der Tod in subjektiver Hinsicht nur das Bewußtsein betreffe, wurde angesichts der Aussagen von Strafgefangenen hinfällig, die wieder aus dem Koma zurückgekehrt waren und von ihren Träumen erzählten, Berichte, die durch die Beobachtung der elektroneuralen Gehirntätigkeit fast aller zum Koma Verurteilten bestätigt wurden.

Aber wenn Jake ins Leere starrte und versuchte, sich das Koma vorzustellen, lief ihr ein kalter Schauer über den Rücken. Sie wußte, daß ihre eigene Einstellung zum Strafkoma zwiespältig war. Die gesamtgesellschaftlichen Vorteile waren unübersehbar. Aber vom Standpunkt des Individuums aus konnte sie dem Leben nur insoweit einen Wert beimessen, als es die notwendige Voraussetzung für Bewußtsein war. Was hatte Wittgenstein dazu zu sagen? Jake kramte ihr zunehmend zerfleddertes Exemplar des *Tractatus* hervor, schlug eine der letzten Seiten auf und las:

«Der Tod ist kein Ereignis des Lebens. Den Tod erlebt man nicht.»

Das klang vollkommen logisch. Und die Aussageform selbst konnte mühelos dahingehend umgeformt werden, daß Bewußtlosigkeit zweifellos ein Ereignis des Lebens war. Angesichts des großen Teils des menschlichen Lebens, der im Schlaf verbracht wurde, war es auch durchaus denkbar, daß Lebende den Zustand der Bewußtlosigkeit erlebten. Hatte Freud nicht nachgewiesen, daß Bewußtsein keine notwendige Bedingung für ein interessantes Leben war?

Wo blieb dann der Sinn? Wo in der erschreckenden Majestät eines unpersönlichen schwarzen Himmels, der das Universum war, lag die Bedeutung?

Jake starrte ihr eigenes Spiegelbild an, und allmählich führte sie die Tiefe dessen, was dahinter lag, wieder zur Erfahrung der Wirklich-

keit zurück. Das Gefühl für andere Realitäten, für die Trivialität des Alltags, für etwas, das die tägliche Routine überschritt, all diese Gefühle stiegen allmählich in ihr auf. Wer sich selbst sehen will, muß dahin blicken, wo er nicht ist. Wer nach Sinn sucht, braucht den Willen, sich von sich selbst abzuwenden.

War das der Grund, daß Männer wie der, der sich Wittgenstein nannte, töteten? Um eines momentanen Aufblitzens von Identität willen? Für ein paar Sekunden der Bedeutung? Um einem Leben ohne Sinn zu entfliehen?

Vorhin hatte Jake ihn kurze Zeit gehaßt. Jetzt entdeckte sie ihre Fähigkeit, echtes Mitleid zu empfinden.

Sie hätten es wohl gerne, wenn ich sagte, ich hätte meine Opfer getötet, als die Stimmen zu mir sprachen, und die Stimmen habe Gott gesandt.

Sicher habe ich gelesen, daß andere Mörder (mit denen ich mich ungern verwechselt sehen möchte) diesen Trick probiert und es geschafft haben, als unzurechnungsfähig erklärt zu werden und der Nadel zu entkommen. Und ich kann mir vorstellen, daß Sie ähnliche Behauptungen von mir erwarten.

Aber in Wirklichkeit ist es doch so: Du und ich, wir haben das Meer ausgetrunken. Wir haben zum Schwamm gegriffen und den Horizont ausgelöscht. Wir haben die Erde von der Sonne losgekettet. Und jetzt bewegen wir uns fort, fort von allen Sonnen. Wir fallen ständig, seitwärts, rückwärts, vorwärts, in alle Richtungen. Es gibt kein Oben und Unten mehr. Wir irren durch ein unendliches Nichts. Fühlen wir nicht den Atemzug des leeren Raums? Wird es nicht kälter? Fällt nicht unaufhaltsam die Nacht über uns? Müssen wir nicht am Morgen Laternen entzünden? Hören wir das Geräusch der Totengräber noch nicht, die Gott begraben? Riechen wir das Verfaulen Gottes noch nicht?

Gut, zugegeben, das ist kein besonders origineller Gedanke, jedenfalls heutzutage nicht mehr. Ich kann ihn nicht als meinen eigenen beanspruchen. Aber Sie verstehen, worum es mir geht. Noch einmal: Die Behauptung, ich hätte getötet, als die Stimmen zu mir sprachen, und die Stimmen habe Gott gesandt, genügt einfach nicht. Das ist doch nicht die Behauptung eines aufgeklärten Mörders. So geht es nicht. Das ist unaussprechlich melodramatisch, theatralisch. Wo bleibt denn da um Gottes willen die Phantasie?

Wenn Sie etwas in der Richtung vorgeschlagen hätten, daß ich tötete, als die Stimme zu mir sprach, und daß die Stimme die Stimme Friedrich Nietzsches war, wären wir eher auf dem richtigen Wege. Es klingt ein bißchen origineller. Und überdies ist es erheblich wahrer. Denn jedesmal, wenn ich einen meiner Brüder töte, töte ich natürlich Gott.

Einen Augenblick, höre ich Sie sagen, wenn jemand Gott tötet und Gott nicht existiert, dann tötet er doch offenbar nichts. Es ist sinnlos zu behaupten «Ich töte etwas», wenn dieses Etwas nicht existiert. Ich kann mir einen Gott vorstellen, der nicht hier in diesem Wald ist, aber ich kann keinen Gott töten, der nicht da ist. Und «sich seinen Gott in diesem Wald vorstellen» heißt sich vorstellen, daß da ein Gott ist. Aber einen Gott töten heißt nicht, daß... Aber wenn jemand sagt: «Damit ich mir Gott vorstellen kann, muß er in irgendeinem Sinne existieren», lautet die Antwort: Nein, er muß in keinem Sinne existieren. Außer in einem:

Der Ort, an dem Gott existiert, ist der Geist des Menschen. Wer also einen Menschen tötet, tötet Gott.

Ich weiß all das in meinen Gedanken. Aber meine Gedanken sind nicht meine Erfahrungen. Sie sind Echo und Nachwirkung meiner Erfahrungen. Wenn ein Zug vorbeifährt, zittert mein Zimmer. Aber ich sitze in dem Zug, und manchmal bin ich selbst der Zug. Verstehen und Leidenschaft, Denken und Fühlen - es ist in Wirklichkeit al-

les dasselbe.

Wie schnell ist ein Bruder dem anderen gefolgt vom Sonnenschein ins düstre Land.

An meinem nächsten freien Tag fuhr ich zum Haus des nächsten Brüden auf meiner Liste. Das beginnt ein wenig zu klingen wie Adrian Messenger. Ich weiß. Es soll nicht rachsüchtig oder drohend klingen wie in einer jakobäischen Tragödie. Nein, was ich tat, fühlte sich richtig an, kalt und rein wie Kristall, aber wahr. Ein Gefühl logischer Folgerichtigkeit hat von meinem Geist Besitz ergriffen - dem Ort, an dem es für uns alle anfang. Es liegt alles im Geist. Des Menschen Geist: mein Aufenthalt und meines Liedes Ort.

Nach dem komischen Zwischenspiel mit Shakespeare beschloß ich, die Dramatiker in Ruhe zu lassen. Meine erste Wahl wäre es immer noch gewesen, einen Philosophen zu töten, aber ich wählte einen Dichter. Wordsworth, das bewunderte Genie! Der verdammte Narr!

Meine vorläufige Observation hatte gerade erst eingesetzt, als ich bemerkte, daß ich nicht der einzige war, der ihn beobachtete. Vor Wordsworths Haus (ich wollte das Muster noch einmal durchbrechen) war ein schäbiger grauer Kombi geparkt. Zunächst beachtete ich ihn nicht, weil niemand auf dem Fahrersitz saß. Was für eine Überraschung, als sich die Hecktür öffnete und zwei Männer Ausstiegen, um sich die Beine zu vertreten und eine Zigarette zu rauchen. Sie sahen eigentlich nicht wie Polizisten aus, aber wer tut das schon heutzutage? Und als ich sah, daß einer von ihnen einen Feldstecher trug, nahm ich nicht an, daß es der Gasmann war. Der zweite lieferte die endgültige Bestätigung, als er seinen Anorak aufknöpfte und die kugelsichere Weste und die Maschinenpistole darunter freilegte.

Aber was ich nicht verstand, war, daß sie mich nicht bemerkten. Bildeten sie sich ein, daß ich mein Ziel nicht unmittelbar vor der Tat auskundschaften würde? Können sie ernstlich geglaubt haben, ich

würde einfach auf Wordsworths Türschwelle erscheinen und ihn erschießen? Vielleicht kümmert es sie nicht besonders, ob Wordsworth erschossen wird oder nicht.

Wäre ich länger dort geblieben, hätten sie mich vielleicht in die Liste der möglichen Verdächtigen aufgenommen. Aber wie die Dinge nun einmal standen, ließ ich einfach meinen Wagen an und fuhr langsam davon. Mir war sehr klar bewußt, was für ein Glück ich gehabt hatte und wie sehr ich die Polizei unterschätzt hatte. Von nun an werde ich vorsichtiger sein. Um so mehr, als ich unmittelbar vor der Hinrichtung meines nächsten Bruders das Satellitentelefon benutzen will, um die Polizistin anzurufen. Es wäre recht unprofessionell, sich mitten in einem philosophischen Dialog verhaften zu lassen.

Nur für den Fall, daß ich verfolgt werden sollte, behielt ich beim Wegfahren den Videorückspiegel sorgsam im Auge. Aber der Bildschirm zeigte keinen Verkehr, und noch bevor ich die Straße, in der Wordsworth wohnte, verlassen hatte, sah ich auf dem Laptop die Liste meiner Brüder durch, um mein nächstes Opfer auszuwählen.

Gut, dachte ich, ich hatte Wordsworth immer gemocht und war froh, daß für ihn nicht ich der Einsame sein mußte, der die Ernte einbringt. Bleib stehen oder geh recht still vorüber.

Die vielen also sollen sterben. Mein Zeichen kündigt ihre Namen. Aber wer soll der nächste sein ? Auden ? Descartes? Hegel? Hemingway? Whitman?

Auden war gewiß naheliegend, auch wenn mir der Gedanke durch den Geist (im Sinne der Gesamtheit des Wirklichen oder des Absoluten) ging, aus reinem Idealismus Hegel zu töten. Hemingway? Todesbesessen und irgendwie vulgär. Descartes? Den hatte ich bisher verschont. Aber da war noch dieser ganze Unsinn, wenn er die Existenz Gottes als Beweis für die Realität der wahrnehmbaren Welt werten wollte. Und irgendwo hat das alles bei ihm angefangen. Also

ja: Descartes. Der Vater der neuzeitlichen Philosophie. Ich würde ihn aus totaler Skepsis zerstören. Erlebe nicht: sieh her, ein Strich verdammt ihn.

Ich töte, also bin ich.

12

JAKE SASS ALLEIN IM BÜRO. Die Spitzen ihrer langen schlanken Finger berührten sich vor der Stirn, als sei sie tief ins Gebet versunken oder in Gedanken verloren, vielleicht auch in beides.

Ed Crawshaw steckte den Kopf durch die Tür, räusperte sich, und als er sicher war, Jakes Aufmerksamkeit erregt zu haben, hob er beide Augenbrauen, als wolle er eine Frage stellen.

«Ja, Ed», sagte sie gähmend, «was gibt's?» Sie rieb sich die Augen, die das Kunstlicht tränen ließ, und knipste die Schreibtischlampe aus. Waren es Fluor- oder Halogenbirnen, von denen man angeblich blind wurde? Vielleicht erschien ihr das eigene Leben ja weniger künstlich, wenn sie sich ein paar Blumen ins Büro stellte.

«Haben Sie einen Augenblick Zeit, Boss?» «Sicher, setzen Sie sich.» Crawshaw setzte sich.

«Erinnern Sie sich an das Olivenöl, das wir an Mary Woolnoths Kleidern gefunden haben?» Jake nickte.

«Also, das kommt in Fässern aus Italien und wird hier im Vereinigten Königreich in Flaschen abgefüllt. Die Firma heißt Sacred Oil Company und arbeitet in Ruislip. Das abgefüllte Öl wird dann im ganzen Land von einer Firma namens Gillards in Brent Cross vertrieben. Gillards liefern das Öl an mehrere Großhändler in London; einer davon hat sein Geschäft in der Brewer Street in Soho. Die Lieferung für Soho macht immer derselbe Fahrer, ein gewisser John George Richards. Zufällig hat nun dieser Richards vor acht Jahren eine Strafe von zwei Jahren unter der Nadel wegen sexueller Belä-

stigung einer jungen Frau verbüßt. Darüber hinaus war es eben jener Richards, der am Tag, an dem Mary Woolnoth ermordet wurde, eine Lieferung in die Brewer Street gefahren hat.»

«Interessant», sagte Jake. «Ich nehme an, Sie brauchen meine Unterschrift unter den Antrag auf einen Durchsuchungsbefehl.»

«Jawohl, gnädige Frau», sagte Crawshaw, «wenn es Ihnen nichts ausmacht.» Er überreichte Jake ein Schriftstück, das sie durchlas und schnell unterschrieb.

«Danke, gnädige Frau.» Er stand auf und wollte gehen.

«Ach ja, Ed. Geben sie mir Bescheid, wenn Sie ihn festnehmen. Ich würde gerne selber mit ihm sprechen.»

«Jawohl, gnädige Frau.»

«Ed!»

«Gnädige Frau?»

«Gute Arbeit!»

Crawshaw war noch nicht lange weg, als die Zentrale anrief, um mitzuteilen, daß Wittgenstein am Telefon war. Jake drückte sofort auf den Schalter für die Pictophonleitung, die zu Sir Jameson Längs Wohnung in Cambridge führte.

«Er ist dran, Herr Professor», verkündete sie dem überraschten Lang. «Wittgenstein. Sind Sie bereit?»

«Ich glaube schon», sagte Lang und rückte seinen Schlips zurecht.

Jakes Bildschirm teilte ihr mit, daß die Fangschaltung aufgebaut war. Sie wies die Zentrale an, den Anruf durchzustellen.

«Frau Chefinspektor?» meldete sich Wittgenstein mit ruhiger Stimme.

«Ja. Es freut mich, daß Sie angerufen haben.» Sie hätte etwas darum gegeben, bei einem Pictofonanruf sein Gesicht sehen zu können.

«Oh, daran hege ich keine Zweifel. Wollen sie eine Mikrofonprobe für ihr Aufnahmegerät? Achtung, Achtung, eins, zwei, drei. Wie war das?» Er lachte in sich hinein. «Wissen Sie, ich hoffe wirklich, daß Sie das Gespräch aufzeichnen. Es könnte sich um ein historisches Dokument handeln. Die Zeiten sind vorbei, als man Botschaften mit Kreide an eine Wand nahe dem Tatort kritzelte: <Es sind nicht die Juden, die man umsonst beschuldigen wird.>»

«Jack die Ripper», sagte Jake, die das Zitat erkannte. «Die Botschaft neben dem Opfer. Wer war sie wieder? Catherine Eddowes?»

«Sehr gut», sagte die Stimme. «Ich bin beeindruckt, Frau Chefin-spektor. Wenn es nicht abgedroschen klänge, würde ich sie als einen würdigen Gegner bezeichnen.» Er hielt inne. «Darf ich Sie Jake nennen? Ich habe bereits das Gefühl, Sie gut zu kennen.»

«Wenn Sie wollen. Über was wollen Sie mit mir sprechen?» «Nicht doch, Jake. Das ist Ihre Talkshow. Sie haben mich eingeladen. Jetzt müssen Sie dafür sorgen, daß ich mich entspanne, daß ich mich gelöst genug fühle, etwas Interessantes über mich zu erzählen. So ist das Ganze doch gedacht? Aber zweierlei will ich von Anfang an sagen, Jake. Erstens: Sparen Sie sich die Mühe, den Anruf zurückzuverfolgen. Ich rufe von einem Satellitentelefon aus an. Die Wunder der Technik!»

«Und zweitens: Irgendwann werde ich auflegen müssen, um jemanden zu töten. Natürlich liegt die Überraschung darin, wer es sein wird. Das spare ich mir bis zuletzt auf. Dann werde ich seinen Decknamen durchgeben. Aber machen Sie sich deshalb keine Sorgen. Betrachten Sie es einfach so, als sei ich dabei, Werbung für ein neues Buch oder eine neue Platte zu machen. Bis dahin haben wir viel Zeit. Wenn mein Mann bei seiner normalen Routine bleibt, haben wir mindestens zwanzig Minuten.»

Die Stimme klang unbeschwerter und scherzhafter als auf der Diskette. Aber Jake wußte, daß Kriminalsekretär Jones den Anruf bereits zu dem hauseigenen Gerichtspsychiater des Yard durchgestellt hatte, um eine exaktere psychologische Auswertung zu ermöglichen. Gleichzeitig war ein Toningenieur mit dem Versuch beschäftigt, alle irgendwie erkennbaren Hintergrundgeräusche zu isolieren und zu identifizieren. Jake steckte eine Zigarette an. Zum Teufel mit den Vorschriften, dachte sie, dies ist ein Notfall.

«Ich habe gehofft, ich könnte Sie dazu überreden, damit Schluß zu machen», sagte sie. «Sie sollten niemand mehr töten. Es hat genug Tote gegeben.» Sie zog krampfhaft an ihrer Zigarette. «Vielleicht kann ich Sie sogar überreden, sich zu stellen. Ich würde Ihnen gerne helfen, wenn Sie bereit sind, sich helfen zu lassen.»

«Haben Ihnen die Fotos gefallen, Jake?» fragte er.

Sie merkte, daß er sie provozieren wollte, daß er erkunden wollte, wie weit ihre Hilfsbereitschaft wirklich ging.

«Sie waren sehr gut», sagte sie mit ruhiger Stimme.

«Finden Sie?» Er stieß ein kurzes, unzufriedenes Geräusch aus. «Ich war nicht sicher, ob ich die Schamlippen richtig hingekriegt habe. Und dann das Schamhaar. Ich kam nicht darauf, ob es mehr buschig oder eher glatt ist, ob das Haar direkt am Rand der Schamlippen ansetzt oder am Schambein aufhört. Also, wie gut habe ich geraten?»

Jake fühlte, wie sie rot wurde. «Kommen Sie schon», sagte sie. «Sie wissen, daß dieser Anruf aufgezeichnet wird. Wollen Sie mich vor allen meinen Kollegen blamieren? Sprechen wir von etwas anderem.»

«Wie sieht Ihr Arschloch aus? Und was ist mit den Brustwarzen?»

«Wissen Sie», sagte Jake, «ich glaube, Sie spielen nur Theater. Ich glaube überhaupt nicht, daß Sie so sind, wie Sie tun. Schließlich ha-

be ich es im Lauf der Jahre mit ein paar echten Perversen zu tun gehabt, und Sie haben so gut wie keine Ähnlichkeit mit denen. Ich glaube, Sie wollen Eindruck schinden und mir etwas vormachen, das Sie gar nicht sind.»

Wittgenstein lachte laut. «Also gut», sagte er.

Interessant, dachte sie. Man konnte ihm widersprechen, ohne ihn zu provozieren. Das hieß, daß sie es zumindest auf einer Ebene mit einer rationalen Persönlichkeit zu tun hatte.

«Würde es Sie interessieren, wenn ich Ihnen erzähle, daß ich Ihnen nahe genug gekommen bin, um Sie zu riechen, Jake? Was für ein Parfüm tragen sie? Rapture von Luther Levine?»

Jake fuhr zusammen. Woher konnte er das wissen?

«Es gibt Leute, die finden es ein wenig schwer, aber ich mag es. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe einen Steifen davon bekommen. Ich bin allerdings auch viel geruchsempfindlicher als die meisten.»

«Woher wissen Sie, was für ein Parfüm ich trage? Haben Sie mich verfolgt?»

«Nein», sagte er. «Aber wir haben einander getroffen. Wovon sprachen wir gerade? Ach so, Sie haben irgendwelchen Scheiß darüber erzählt, daß Sie mir helfen wollen.»

Jake mußte sich anstrengen, dem Gespräch aufmerksam zu folgen. Seine Behauptung, er habe sie getroffen, hatte sie durcheinandergebracht. Wann wohl? «Das will ich aber», sagte sie. «Machen Sie sich nichts vor, Jake.»

«Also lassen Sie sich wenigstens überreden, niemanden mehr umzubringen. Wozu soll das gut sein?»

«O doch, Jake, es ist zu etwas gut. Wir können uns zwar darüber einigen, daß ich Menschen töte und daß es Kriterien gibt, an denen die

Legalität meines Handelns gemessen wird, und so ein Urteil über die Gültigkeit dessen, was ich tue, gefällt werden kann, aber der Konsens über diese Kriterien ist nicht universell. Wenn wir darüber diskutieren wollten, was ich tue oder getan habe, müßten wir uns zunächst mit der Frage beschäftigen, wie man es beschreiben soll. Das wiederum könnte eine kritische Überprüfung der Begriffe <richtig> und <falsch> und aller moralischen Begriffe erforderlich machen. Wir könnten darüber sprechen, ob mein Handeln nachweisbar in hinreichendem Maße gegen das öffentliche Interesse verstößt, daß es Strafe verdient, oder ob man zu Recht behaupten kann, es handle sich um gerechtfertigte Tötung.»

«Aber das sind doch nur verbale...»

«Ich bin enttäuscht von Ihnen, Jake», sagte er. «Das wäre ein vernünftiger Einwand, wenn die Bezeichnung dessen, was ich tue, als legal oder illegal, als strafbar oder gerechtfertigt, keine weiteren Konsequenzen hätte. Aber natürlich macht es dann einen Unterschied, wenn der Ausdruck <illegale Tötung> zugleich <Verurteilung zu Strafkoma> bedeutet.»

«Was Sie getan haben, ist offensichtlich illegal. Mord ist nach den Grundsätzen jeder anständigen Gesellschaft verwerflich.»

«Da brauchte man wohl zunächst Hinweise darauf, wie die Ausdrücke <anständig> und <Mord> verwendet werden sollen. Ich kann, beispielsweise, leicht nachweisen, warum ein Mörder nicht in jedem Fall bestraft werden sollte. Gehen wir von der Definition aus, der zufolge ein Mörder jemand ist, der einen anderen getötet hat, dies absichtlich getan hat und sich der Tatsache voll bewußt war, und daß dies weder die Gesellschaft noch gar das Opfer gewollt haben. Wenn dann Herr Brown Herrn Green ermordet, eine Gefängnis- oder Komastrafe absitzt und danach in die normale Gesellschaft zurückkehrt, ist er immer noch ein Mörder. Also ist es offenbar nicht immer wahr, daß ein Mörder bestraft werden sollte.»

Jake blickte auf den Bildschirm und nickte Jameson Lang zu. «Ich möchte Sie jemandem vorstellen», sagte sie. «Sir Jameson Lang, Philosophieprofessor an der Universität Cambridge. Ich habe ihn aufgefordert, an unserem Gespräch teilzunehmen. Ich hoffe, Sie haben nichts dagegen.»

«Offen gestanden, Jake», sagte Wittgenstein kühl, «ich bin ein wenig überrascht, daß Sie sich nicht an die Regeln halten.

Einen Souffleur mitzubringen ist schon ein starkes Stück. Aber natürlich ist es mir eine Ehre, mich mit dem Professor zu unterhalten. Ich kenne seine Werke gut. Die Romane, genauer gesagt. » Er kicherte. «Ich kann mich nicht erinnern, daß er irgendwelche philosophischen Arbeiten veröffentlicht hätte.»

«Guten Tag», sagte der Professor zögernd. «Das Beispiel, das Sie soeben angeführt haben, beruht auf inkorrekt philosophischer Grammatik, besonders in der Verwendung des Wortes <sollte>. Aber abgesehen von der semantischen Frage hat die Chefinsektorin völlig recht: Es gibt einen allgemeingültigen Maßstab zur Beurteilung von Handlungen.»

«Jetzt muß ich von Semantik sprechen, Herr Professor. Es hängt doch wohl davon ab, was Sie mit dem Wort <allgemeingültig> sagen wollen. Wenn Sie von der Beurteilung meines Handelns sprechen, meinen Sie seine Beurteilung nach normalen Maßstäben unter normalen Untersuchungsbedingungen, so als ob Sie den berühmten Mann im Omnibus nach Clapham fragten, falls es noch einen Omnibus nach Clapham gibt. Aber sehen Sie, Herr Professor, ich könnte mich ja gegen diesen Maßstab entschieden haben. Ich könnte die Maßstäbe eines südamerikanischen Kopfgängers oder eines existentialistischen Romanhelden bei Camus, vielleicht sogar eines rechtsradikalen Schlägers, einer extremistischen Feministin oder eines Maldoror der Gegenwart übernommen haben. Vielleicht habe ich mich ja sogar entschlossen, all diese Maßstäbe auf einmal zu

übernehmen. Sehen Sie, Ihre Beurteilung meiner Taten hat das gleiche Recht auf Anerkennung wie die hohlen ausgestopften Männer aus dem toten Land, dem Kaktusland von Clapham. Sie müßten also, um dem Vorwurf der Einseitigkeit zu entgehen, leugnen, daß es eine alleingültige Beurteilungsbasis für meine Taten gibt.»

«Aber genau darum geht es ja, wenn wir von Gesellschaft reden», sagte Lang, «um die einseitige Anerkennung eines gemeinsamen Maßstabs für das, was richtig und falsch ist.»

«Das führt aber nicht zur Wahrheit über mein Handeln. Allenfalls zu einem Anschein von Wahrheit. Jahrtausendlang nannte man es Diebstahl, wenn ein Mann das Eigentum eines anderen an sich nahm. Aber genau das gleiche galt fast ein Jahrhundert lang in gewissen Teilen der Welt unter dem Aspekt des Marxismus als legitim. Die politische Philosophie von morgen könnte den Mord ebenso zulassen, wie der Marxismus den Diebstahl zugelassen hat. Sie sprechen von den Maßstäben einer anständigen Gesellschaft, Professor Lang. Aber was für eine Gesellschaft ist das, die den Präsidenten der Vereinigten Staaten, der den Einsatz von Atomwaffen zur Tötung Tausender von Menschen befiehlt, für einen großen Mann hält und einen anderen, der einen einzigen Präsidenten ermordet, für einen Verbrecher?»

«Wenn Sie von Harry Truman sprechen», sagte Lang, «der hat es getan, um den Krieg zu beenden, um Leben zu retten. Der Abwurf der Atombombe war die einzige Möglichkeit, den Verlust von noch mehr Leben zu verhindern.»

«Was ich tue, entspringt dem gleichen Motiv: den Verlust von noch mehr Leben zu verhindern.»

«Aber Sie sind es nicht, der die Entscheidung zu treffen hat. Sie geben der Gesellschaft ein schlechtes Beispiel.»

«Sie reden wie ein konservativer Moralist, Herr Professor.»

«Vielleicht. Aber natürlich müssen Sie die Tatsache akzeptieren, daß Sie nach dem Urteil eben der Gesellschaft, die Sie anscheinend ablehnen, festgenommen und bestraft werden müssen.»

«Müssen?» Er lachte. «Nein, ich akzeptiere allenfalls die Möglichkeit.»

«Sie behaupten, Sie handelten, um Menschenleben zu retten. Dann müssen Sie doch wohl akzeptieren, daß die Ehrfurcht vor dem menschlichen Leben die Grundlage jeder Moral ist.»

«Nein, das gilt nur für lebenswertes Leben.»

«Und was ist das Kriterium dafür?»

«In den meisten Fällen das subjektive Gefühl, daß das Leben weiterhin lebenswert ist.»

«Und meinen Sie nicht, daß die Männer, die Sie getötet haben, das Gefühl hatten, ihr Leben sei weiterhin lebenswert?»

«Höchstwahrscheinlich hatten sie das.» Seine Stimme verfinsterte sich ein wenig. «Aber natürlich könnten sie sich geirrt haben. Stellen Sie sich vor, Einstein hätte erfahren, daß es schlecht um seine Frau stand, und hätte den Willen zu leben verloren. Hätte man nicht so etwas wie eine Verpflichtung empfunden, ihn daran zu erinnern, wie lebenswert ein Leben wie das seine war? Hätte man seine eigene Einschätzung des Werts seiner Existenz als allgemeinen Maßstab heranziehen können?»

«Ja, da haben Sie recht», gab Lang zu. «Man hätte eine derartige Verpflichtung empfunden.»

«Dann werden Sie aber wohl auch zugeben, daß es Menschen gibt, die den Wert ihrer eigenen Existenz überschätzen?»

«Logischerweise muß ich das wohl. Aber mir ist nicht klar, wie man das einfach und einleuchtend nachweisen könnte.»

«Nehmen wir an, ein Mensch dieses Typs gefährdet das Leben anderer, indem er hartnäckig an dem seinen festhält. Wäre es dann nicht nachweisbar?»

«Möglicherweise ja.»

«Würden Sie nicht das Recht empfinden, eine derartige Person auszuschalten?»

«Das hinge von den Umständen ab», sagte Lang, «etwa davon, wie offensichtlich die Gefahr für andere wäre. Ich weiß, worauf Sie hinauswollen, aber ich bin nicht bereit einzugestehen, daß Ihr eigener Fall so klar und selbstverständlich ist wie der, den Sie soeben beschrieben haben.»

«Was wären Ihres Erachtens akzeptable Kriterien, um zu einer Entscheidung dieser Art zu gelangen?»

«Ich nehme an, es müßte sich um einen objektiven Maßstab handeln, um eine Einschätzung dessen, was ein vernünftiger Mensch unter vergleichbaren Umständen täte.»

«Eine subjektive Einschätzung eines objektiven Maßstabs?» Wittgenstein kicherte leise. «Das klingt interessant. Glauben Sie nicht, daß ich mir Mühe gegeben habe, den Fall meiner VMK-negativen Brüder objektiv zu betrachten? Und daß ich zu dem Schluß gekommen bin, daß eine nachweisbare Gefahr für andere Personen besteht?»

«Ich bestreite diese Nachweisbarkeit.»

«Aber Herr Professor, der Nachweis war doch bereits erbracht, als ich mein erstes Opfer getötet hatte. Von diesem Augenblick an bestand die klare und offensichtliche Gefahr, daß andere meiner Art meinem Beispiel folgen könnten.»

«Nein, nein, nein», sagte Lang verärgert. «Sie wollen die Ursache aus der Wirkung ableiten. Sie wollen mir erzählen, ein Mord, den

Sie begangen haben, beweise, daß andere, die Ihnen gleichen, einen Mord begehen können. Ich bin nicht bereit, Ihrem *argumentum a posteriori* zuzustimmen.»

Wittgenstein lachte verhalten. «Ich fürchte, das müssen Sie, Herr Professor, mindestens vorläufig. Ich muß jetzt gehen.»

«Bitte, warten Sie einen Augenblick», sagte Jake.

«Tut mir leid, das kann ich nicht. Wir werden unsere kleine Diskussion ein andermal fortsetzen müssen. Ach ja, ich habe ja versprochen, Ihnen seinen Decknamen aus dem Lombrosoprogramm zu verraten. Also gut, es ist Rene Descartes. Jetzt muß ich mich aber wirklich darum kümmern, einen Gott aus seiner Maschine zu vertreiben.»

«Warten Sie...» wiederholten Jake und der Professor einstimmig. Aber Wittgenstein hatte aufgehängt.

«Das war kein Bluff», sagte Kriminalsekretär Jones. «Wir haben den Anruf bis zum Injupitersat zurückverfolgt und von da in die Gegend von London. Genauer geht es bei einem Satellitentelefon nicht.»

Jake schüttelte ärgerlich den Kopf. «Wir hätten darauf kommen können, daß er so etwas benutzen würde.»

«Satellitentelefone sind teuer, gnädige Frau. Ganz davon abgesehen, daß sie auch noch verboten sind.»

«Ja. Aber das könnte auch bedeuten, daß wir mit viel Glück herausbekommen könnten, wo er sich eins besorgt hat. Wenn Sie ein Satellitentelefon kaufen wollten, wo würden Sie es probieren?»

Jones spitzte nachdenklich die Lippen. «Dafür gibt es nur eine Quelle: Tottenham Court Road.» Er schüttelte den Kopf. «Wird eine Sauarbeit, die Typen zum Sprechen zu bringen, wenn er es wirklich da gekauft hat.»

«Ja, Sie werden ihnen Straffreiheit zusichern müssen. Das sollte ich wohl erst mit der Staatsanwaltschaft klären.»

«Übrigens», fragte Jones vorsichtig, «hat er mit Ihrem Parfüm recht gehabt?»

«O ja», sagte Jake, «er hatte recht. Aber ich kann mir beim besten Willen nicht vorstellen, wo ich ihn getroffen haben sollte.»

«Sind Sie sicher, daß Ihr Parfüm in dem Illustriertenartikel nicht erwähnt wurde?»

«Hundertprozentig sicher.»

«Vielleicht will er Sie ja nur nervös machen.»

«Ja, vielleicht.» Jake lächelte verbissen. Irgendwie kam es ihr nicht so vor.

«Soll ich eine Leibwache organisieren? Nur für den Fall, daß er Sie erwischen will.»

Jake dachte einen Augenblick nach. Sie glaubte nicht, daß einer ihrer männlichen Kollegen eine Leibwache beantragt hätte. Allenfalls, wenn seine Familie bedroht worden wäre. Sie schüttelte den Kopf.

«Nein, ich glaube kaum. Schließlich hat er mich nicht direkt bedroht. Und für den Ernstfall habe ich immer noch meine Dienstwaffe.»

Es wird jedesmal einfacher.

Descartes verließ die Werbeagentur in der Charlotte Street, wo er arbeitet, und ging nach Süden zum Einkaufszentrum New Oxford Street.

Vom St. dies Circus bis zur Bond Street erhob sich ein gläserner Baldachin zehn Meter hoch über die Baumwipfel. Er bedeckte zwei Stockwerke voll von Geschäften, Restaurants, Wechselstuben, Kinos,

Bausparkassen, Ausstellungsräumen und Marktbuden, die Modeartikel, Kunsthandwerk und Souvenirs jeglicher Art anboten. Über allem lag das niemals abreißende Geräusch von Gitarristen, Jongleuren, Clowns und Tänzern, die ihren festen Entschluß, das Publikum zu erfreuen, wie ein Rangabzeichen auf dem Uniformärmel trugen.

Descartes durchquerte das Einkaufszentrum vom Eingang an der Rathbone Street zum Ausgang auf den Soho Square, wo eine bewaffnete und gepanzerte Einsatzgruppe der Polizei sich rund um den Einsatzwagen lümmelte, mit den Schlagstöcken spielte und mit den ortsansässigen Prostituierten flirtete. Ich wich einem der Reklameautomaten des Einkaufszentrums aus (Der kleine fette Roboter plärrte: Essen Sie in Jos Sushibar l Soldebain, und Sie werden in der Badewanne braun l Nur ein Arsch trinkt Canberra) und folgte meinem Opfer.

Es war ein abstoßender Anblick. Er trug einen weiten bunten Clownsanzug; sein Haar war an der Seite lächerlich kurz geschnitten und stand in der Mitte steil nach oben; in der Hand hielt er eine Aktentasche aus durchsichtigem Plastik, die einen Blick auf seine Zeitung, seine Zigaretten, seinen Laptop, seinen Fernsehapparat und die Videobänder für den Heimweg frei gab. Wahrscheinlich hatte er gerade erst einen platten Werbetext für Hamburger oder Protonenwaschpulver oder irgendwelche abgetragenen Jeans geschrieben. Ja, er sah aus wie ein modebewußter Typ, der Werbesprüche für Bluejeans schrieb. Cogito, ergo sum?

Doch wohl kaum, dachte ich auf dem Weg aus dem Einkaufszentrum. Wenn du auch nur einen einzigen Gedanken in deinem VMK-negativen Kopf hättest, würdest du nicht für die Werbegangster schreiben.

Er ging durch den gepflegten Garten in der Mitte des Platzes und dann die Dean Street entlang, blieb einmal stehen, um in das Schaufenster einer kleinen Buchhandlung zu sehen, und verschwand dann

im Eingang eines Stripteaseclubs.

Ich blieb einen Augenblick vor dem Laden stehen und sah mir eine Sammlung vergilbter Schwarzweißfotos an, auf denen sich die wenig glaubhafte Auswahl der Mädchen anbot, die sich angeblich drinnen zur Schau stellten. Nicht daß sie zu attraktiv wirkten, um ihren nackten Körper auszustellen, aber die Bilder selbst sahen aus, als seien sie vor zehn oder fünfzehn Jahren aufgenommen worden, als Frauen ihr Haar noch so trugen und solche Brüste hatten.

«Große Live-Sex-Show, ständiger Einlaß», bellte das rotgesichtige Nilpferd hinter der panzerglasbewehrten Kasse. «Nur fünfundzwanzig EG \$. Die schärfste Show in London.»

Ich zählte fünf Scheine auf den Tresen und nahm ein rosa Billet von einer dicken Rolle in Empfang. Als ich in die Eingeweide des Clubs hinabstieg, quietschten die Treppenstufen wie fallendes Holz. Das Mädchen auf der Bühne war gerade damit fertig geworden, seinen Schlüpfer auszuziehen, und ließ ihn am ausgestreckten Zeigefinger kreisen, als wolle sie sich Kühlung gegen die stickige Hitze des Ladens zufächeln.

»Tag, Kumpel«, zirpte sie bei meinem Anblick. Ich beugte mich vor und suchte nach Descartes. Der war nicht schwer zu finden. Er saß so nahe an der Bühne, wie es nur ging, und seine Hochfrisur glitzerte blödsinnig im Scheinwerferlicht.

Ich setzte mich unmittelbar hinter ihn. Ich glaube nicht, daß er mich bemerkt hat. Er war viel zu beschäftigt damit, dem Mädchen zuzusehen, das eine Handvoll Vaseline erst an ihren Hintern, dann ans dickere Ende einer Sektflasche applizierte. Das kann doch nicht wahr sein, dachte ich, und schon strafte mich die Wirklichkeit Lügen, als sie die Flasche in sich hineinquetschte, bis nur noch der Korken zu sehen war.

Jedes Ding ist mit sich selbst identisch. Eine sinnlose Aussage, die

dennoch nicht leicht nachzuvollziehen ist. Wir stellen uns im Geiste eine Sektflasche vor, bringen sie in ihre eigene Form, und sehen dann, daß sie paßt. Wir betrachten gleichzeitig einen Gegenstand, stellen uns vor, es gebe eine Lücke für ihn, und erkennen, daß er genau hineinpaßt. Aber das ist etwas völlig anderes.

Die Obszönität der Vorstellung grenzte ans Lächerliche. Sie zog die Flasche in sich hinein und schob sie dann wieder heraus. Ein innerer Vorgang, der äußerer Kriterien bedarf. Ein menschliches Wesen, das eine Sektflasche ausscheidet.

Rene Descartes saß aufrecht in seinem Sessel, bewegte den Kopf nicht und schien kaum zu atmen. Ich fragte mich, ob dies ein Teil seiner Suche nach dem Selbst war. Täuschten ihn seine Sinne, wo es um Dinge ging, die kaum wahrnehmbar waren? Hielt er das Ganze für einen Traum, in dem er noch unwahrscheinlichere Dinge sah als die Geisteskranken im Wachen? Dachte er, in Wirklichkeit läge er nackt zu Hause im Bett?

Es wäre verständlich, wenn er das Ganze für einen Alptraum gehalten hätte, den er allein bewohnte. Die Frau grunzte leise, dann kicherte sie, ergriff den Flaschenhals und zog die Flasche mit einem entsetzlichen saugenden Geräusch direkt aus der Analöffnung. Es war, als beobachtete man eine Kranke, <äthertaub auf einem Tisch>, die eine Operation an sich selbst vornimmt. Die scheinbare Unmöglichkeit dessen, was sie tat, und das Erstaunen, das mich überfiel, unterstrichen das Traumartige der Situation. Zu meiner Überraschung entdeckte ich, daß ich mir die Hand vor die Augen hielt, wie um mich zu vergewissern, daß ich sie sehen konnte. Was im Schlaf geschieht, kann gewiß nicht so klar, so deutlich erscheinen wie das, was hier geschah. Aber natürlich wußte Descartes, daß der Schlaf durch den Scharfsinn seiner Illusionen täuscht, daß es keine sicheren Indizien gibt, an denen wir den Schlaf vom Wachen unterscheiden können, ja nicht einmal vom Tod.

Ich verlor mich kurz in mein Erstaunen. Das Staunen hätte mich fast davon überzeugt, daß ich wirklich träumte. Die Flasche verschwand wieder in der Frau. Sie preßte sie ein wenig zurück und sog sie dann wieder ein.

Also ein Traum. Um so besser. Das machte es leichter für uns beide. Ich zog die Gasdruckpistole aus dem Schulterhalfter und sagte mir, daß ich kaum vorbeischießen konnte. Und dennoch: Wenn ich sage: «Die Pistole zielt auf den Punkt p auf Descartes' Hinterkopf», ist das keine Aussage darüber, wo das Geschloß einschlagen wird. Den Punkt angeben, auf den der Lauf zielt, ist eine geometrische Methode, seine Richtung zu bestimmen. Daß ich diese Methode verwende, steht in Zusammenhang mit gewissen Beobachtungen (Schußlinienparabeln etc.), aber die Beobachtungen selbst gehen nicht in die vorliegende Richtungsbestimmung ein.

«Tu's!» sagte die Stimme. Ich war starr vor Staunen. Wer hatte gesprochen? Descartes? Nietzsche? Gott? «Mach schon, tu's!», sagte die Stimme noch einmal. Das Mädchen quietschte fast unhörbar. Ich hörte weitere wild anfeuernde Rufe.

«Also gut», sagte ich und hob den Pistolenlauf, bis er nur noch ein paar Zentimeter von seinem Hinterkopf entfernt war. Das Mädchen, das auf der Bühne kniete, zog sich die Flasche aus dem Arsch und stand auf, um sich zu verbeugen. Kleine Beifallsexplosionen umgaben mich, als das Publikum zeigte, wie sehr es die Show zu schätzen wußte. Alle wußten sie zu schätzen außer Descartes. Aber ich glaube nicht, daß das jemandem aufgefallen ist. Ich schob die Waffe wieder ins Halfter und machte mich an den Aufstieg zum Licht.

So wie er scheute auch ich das Erwachen aus dem Schlummer. Es könnte ja sein, daß ich den Zustand mühevollen Wachens, der auf die Ruhe des Schlafes folgt, nicht im hellen Licht des Tages verbringen darf, sondern im überwältigenden Dunkel der Schwierigkeiten, von denen soeben die Rede war.

Zugegeben, niemand hat meine Freiheit beeinträchtigt. Mein Leben hat sie leergesaugt. Viel Lärmen um Nichts. Dieses Leben ist mir umsonst geschenkt worden. Und dennoch will ich mich nicht ändern. Ich bin, wie ich geschaffen bin. Doch noch immer kann ich Geschmack am Scheitern eines Lebens finden. Schließlich habe ich das Alter der Vernunft erreicht.

Aber was für einen Grund habe ich anzunehmen, daß meine Pistole feuern wird, wenn mein Finger auf den Abzug drückt? Was für einen Grund zu glauben, wenn ich sie auf den Kopf eines Bruders abfeue-re, werde sie sein Gehirn in Fetzen blasen? Wenn ich die Frage stelle, tauchen hundert Gründe auf, und jeder ertränkt die Stimme der anderen. «Aber ich selbst habe es schon unzählige Male getan und habe genausooft von anderen gehört, die es getan haben. Erst kürz-lich hat eine Illustrierte den Artikel eines ehemaligen Mafiakillers veröffentlicht, der es sich zur Gewohnheit gemacht hatte, seine Op-fer in den Kopf zu schießen, während sie ihre Suppe aßen.» (Immer-hin besitze ich den Anstand, einen Mann nicht beim Mittagessen zu stören.)

Die Vernunft ist von Natur das erste, sie ward geschaffen, damit der Mensch untersuchen und erkennen kann, und unterscheidet sich von Wahrnehmung und Einsicht. Allerdings hat sie eine natürliche Nei-gung, ihre eigenen Grenzen zu überschreiten, über die Grenzen des Erfahrbaren hinauszugehen, und alle Schlußfolgerungen, die uns über dieses schlüpfrige Gelände hinwegführen könnten, sind irrig und wertlos.

Und doch... der gleiche Geist, der zur Vernunft fähig ist, gebiert auch Ungeheuer.

Es gibt einen Kupferstich des großen Goya, auf dem verschiedene Kreaturen der ewigen Nacht drohend über dem Kopf eines schlafen-den Mannes schweben, vielleicht über Goyas eigenem Kopf. Wenige Künstler können seine monströsen Phantasien überbieten. Natürlich

sind die Ungeheuer auf dem Stich symbolisch. Das wahre Ungeheu-er ist, wie Hobbes (und natürlich auch Freud) uns lehrt, der Mensch selbst: eine wilde, selbstsüchtige Bestie. Die Gesellschaft, sagt Hob-bes, ist dazu da, daß der Mensch seine tierische Natur zu Hause an-gekettet lassen kann, daß er nach Größerem streben kann.

Aber wenn der natürliche Zustand des Menschen asozial, zerstöre-risch und raubgierig ist und wenn er dann danach strebt, diesen Zu-stand zu verlassen, kommt er Gott so näher, oder entfernt er sich weiter von ihm ?

Ich selbst erfahre die Aspekte meines Charakters, die einsam, arm-selig, ekelhaft, tierisch und kurz sind, als weitaus stärker als die Fesseln, die die Gesellschaft ihnen anlegt. Ich entdecke, daß ich die-jenigen nur allzu gut verstehe, die sich im Kriegszustand mit der Welt befinden.

Wir alle versuchen, den Geist eines Massenmörders zu erforschen und zu verstehen, was ihn dazu treibt, so schändliche Verbrechen zu begehen.

Aber wer von uns kann ehrlich sagen, im tiefsten Inneren seines hobbesianischen Herzens kenne er die Antwort?

13

DER MANN SASS VORNÜBERGENEIGT im Sessel, sein Kopf ruhte auf der Brust, die Arme hingen seitlich herab. Er stellte die perfekte Karikatur eines schlafenden Gorillas dar. Der Nacken war schmerzlich gerötet, als habe er einen schlimmen Sonnenbrand, aber das war bloß verkrustetes Blut.

Jake betrachtete die Leiche aufmerksam. Es war kein besonders schlimmer Anblick. Ein toter Mann wirkt meistens aufgeräumter als eine tote Frau. Normalerweise ist er bekleidet und weist keine Ver-stümmelungen auf, keine fehlende Brustwarze, keine in den Ge-schlechtsteilen versteckten Geschenke. Es gibt schlimmere Todesar-

ten als sechs Schüsse in den Hinterkopf. Er erinnerte sie an Fotos von Mafiaopfern in Palermo. Es hatte sie überrascht, wie sauber die Hinrichtungen im Bandenkrieg durchgeführt wurden. Das Geschäft am Tatort (meist war es ein Restaurant) wurde möglichst wenig gestört. Ein paar Schüsse in den Kopf, ein schneller Abgang, und das Opfer blieb mit offenen Augen sitzen und betrachtete seine Hemdbrust oder seinen Nabel oder seine Minestrone.

Dieser Mörder arbeitete genauso. Jake wußte, daß es sich um einen pedantisch ordentlichen Mann handeln mußte. Aber sie fragte sich, ob ihm das Töten selbst Freude bereitete, oder ob es für ihn wie für einen bezahlten Killer nur ein Job war, der erledigt werden mußte, so wie man seine Steuererklärung macht oder zum Zahnarzt geht. Etwas rein Geschäftliches. Nichts Persönliches. Einfach ein Geschäft.

Sie setzte sich neben Inspektor Stanley, der schon länger am Tatort war, in den Sitz hinter dem Toten. Er sagte nichts. Man brauchte nicht viel Phantasie, um sich vorzustellen, was geschehen war. Schließlich nickte sie und fragte: «Gibt es Zeugen?»

Stanley zog den Hemdkragen vom Adamsapfel und spannte die Halsmuskeln an, bevor er antwortete.

«Die meisten haben sich sofort verzogen, als jemand gemerkt hat, daß Mr. Armfield, Deckname Rene Descartes, erschossen worden war.» Er lachte verächtlich. «Wahrscheinlich haben sie Angst, ihre Frauen könnten rauskriegen, wo sie sich rumtreiben.»

«Was ist mit den Leuten, die diesen Flohzyklus betreiben?» «Wir haben das Mädchen, das zur Tatzeit auf der Bühne stand, und den Besitzer, einen gewissen Mr. Grubb. Er hat oben hinter der Kasse gesessen. Aber sie behaupten beide, sie könnten sich nicht erinnern, etwas gesehen zu haben.»

Jake zeigte auf die Bühne. «Das Mädchen kann keine sechs Meter

von dem Mörder entfernt gewesen sein, als er abdrückte. So wie die Scheinwerfer stehen, muß sie sein Gesicht gesehen haben.»

«Anscheinend hatte sie während des größten Teils der Vorstellung den Rücken zum Publikum gewandt», erklärte er unbehaglich. «Und außerdem war sie auf allen vieren.» «Und tat was genau?»

Stanley seufzte und richtete seinen Hemdkragen. «Ich nehme an, sie nahm eine Flasche Sekt zu sich, gnädige Frau», sagte er mit trübem Lächeln. «*Ab ano.*»

«Ich verstehe», sagte Jake angeekelt. Sie hatte nie aufgehört, sich darüber zu wundern, was Männer amüsieren konnte.

«Ungefähr wie viele Zuschauer waren bei dieser Obszönität anwesend?»

«Grubb sagt, er habe in den zwei Stunden vor Armfields Tod etwa zehn bis fünfzehn Karten verkauft. Wir haben den Inhalt der Registrierkasse für den Fall, daß es Fingerabdrücke gibt, ins Labor geschickt.»

Jake zeigte auf die blutbefleckte Sessellehne vor sich. «Sieht so aus, als habe er sich ein bißchen bekleckert. Es können ja nicht allzu viele Männer mit Blutflecken auf dem Anzug hier herausgekommen sein.»

Stanley zuckte die Achseln. «Grubb sagt, er kann sich nicht erinnern.»

«Vielleicht mag er bloß keine Polizisten. Irgendwelche Vorstrafen?»

«Ein paar wegen Zuhälterei. Alles ältere Geschichten.» Jake sah sich in dem schäbigen Lokal um. «Sagen Sie diesem Grubb, daß jemand von der Gewerbeaufsicht und der Feuerpolizei sich seinen Laden ansehen wird. Daß wir nach kaputten Feuermeldern, verstellten Notausgängen und dergleichen suchen werden. Vielleicht hilft das sei-

nem Gedächtnis auf die Sprünge. Dann sollen ein paar von unseren Leuten alle in der Straße befragen: Bauarbeiter, Politessen, Kurierboten, Prostituierte, Ladenbesitzer, einfach alle. Ich will wissen, ob sich irgend jemand daran erinnern kann, einen Mann mit Blutflecken gesehen zu haben. Klar?» «Jawohl!»

«Gut. Wo ist das Mädchen, das auf der Bühne war?» «Ich habe ihr gesagt, sie soll in der Garderobe warten», sagte Stanley. «Ich nahm an, Sie würden sie vernehmen wollen.» Er deutete auf einen Vorhang neben der Bühne. «Dahinten.»

Jake stand auf und ging vor den Sitzreihen vorbei. Sie stieg auf die Bühne und versuchte sich, während sie den Männern von der Spurensicherung zusah, vorzustellen, was für ein Bild sich von hier aus geboten haben mochte. Jake fand die Szene nahezu unvorstellbar. Die Sitze sahen aus, als stammten sie aus einem ausrangierten Omnibus. In einer der staubbedeckten Wände klaffte ein großes Loch. Billiges Linoleum bedeckte den schiefen Bühnenboden. Aus den Toiletten stank es nach Desinfektionsmittel. Es war schwer, sich jemanden vorzustellen, der dies Purgatorium besuchte, um sich zu amüsieren. Aber die Männer waren offenen Auges gekommen, um zuzusehen, wie eine Frau das letzte bißchen Würde verlor. Männer, wie Ratten in einem Keller, die darauf warten, sich auf eine weibliche Leiche zu stürzen.

Wie fühlt man sich dabei, fragte sie sich, wenn man nackt vor einem Haufen Fremder steht? Schlimmer als nackt: wenn man vor ihnen auftritt, seine Körperfunktionen demonstriert, zu einer lebendigen Anatomiestunde für Amateurmediziner wird. Sie schlang die Arme um den Körper und schüttelte sich vor Ekel.

«Zeigen Sie uns was, Frau Chefinspektor», johlte jemand im Saal. Von irgendwo hörte sie wieherndes Gelächter.

Jake blickte ihre Kollegen mit kühler Abneigung an. Sie waren alle gleich. «Macht ihr nur so weiter», grinste sie böse.

Die Garderobe war kaum größer als ein begehbarer Kleiderschrank und enthielt nichts als ein paar Kleiderstangen, an denen leere Drahtbügel hingen, und einen Wandspiegel, der den Raum größer erscheinen ließ. Unter einer nackten Glühbirne saß ein zwanzigjähriges Mädchen, das nur einen Morgenrock aus rotem Flanell anhatte, ähnlich wie der, den Jake selbst trug, wenn sie Doktor Blackwell konsultierte. Jakes unwillige Zeugin saß auf einem speckigen Futon, rauchte eine Zigarette und murmelte zornig vor sich hin.

«Wer sind Sie?» kreischte sie, als Jake den Raum betrat. «Was wollen Sie?»

«Ich bin Chefinspektorin Jakowicz.»

«Kann ich jetzt gehen?» fragte das Mädchen wie ein quengelndes Kind.

«Wollen Sie sich nicht zuerst etwas anziehen?»

Das Mädchen drückte die Zigarette auf dem Umschlag einer alten Illustrierten aus und sprang von dem Futon auf.

«Ich würde Ihnen gerne ein paar Fragen stellen», sagte Jake.

«Ich habe schon mit dem anderen Bullen gesprochen. Ich hab ihm alles gesagt, was ich zu sagen habe.»

«Ja. Nun, ich kann es verstehen, wenn Sie ihm nicht allzuviel erzählt haben», sagte Jake. «So gerne unterhalte ich mich selber nicht mit ihm, und schon gar nicht in einem Laden wie dem hier. Hier kann man sehen, wie Männer wirklich sind.»

Das Mädchen schnaufte durch die Nase. «Darauf können Sie wetten.» Sie schüttelte den Kopf. «Also gut, fragen Sie nur, wenn es Ihnen Spaß macht. Aber schließen Sie bitte die Tür. Ich hab keine Lust darauf, daß Ihre Kumpel hier reinmarschieren, um sich die Show umsonst anzusehen.»

Jake drehte den Schlüssel um und lehnte sich an die Tür.

«Wie heißen Sie?» fragte sie und suchte in ihrer Handtasche nach einer Zigarette.

«Clare», sagte das Mädchen und schlüpfte aus dem Morgenrock.

Jake steckte sich eine Nikotinfreie an und betrachtete das nackte Mädchen mit nahezu kritischer Aufmerksamkeit, als sei sie Malerin oder Bildhauerin. Das Gesicht war nicht attraktiv, nicht einmal hübsch. Die Nase war gebrochen, aber man sah nicht viel davon. Die Lippen waren zu üppig, und die Zähne standen etwas vor. Man sah wenig Anzeichen von Intellekt, aber die abgebrühte Schlauheit in ihrem Gesicht war unverkennbar. Ihre Haut war glatt und wirkte geschmeidig. Sie schien zu jung für das, was sie tat. Aber Jake, die nicht bevormundend klingen wollte, verkniff sich die Bemerkung.

Cläre stöberte in einem Kleiderbeutel mit Schottenmuster herum und fand ihre Unterwäsche. Sie zog erst den Büstenhalter an, dann ließ sie den Schlüpfer auf dem ausgestreckten Zeigefinger kreisen, als stehe sie noch auf der Bühne, blickte auf ihr kleines Schamdreieck herab, strich das Haar mit der Handfläche glatt und sah Jake mit provozierendem Grinsen an.

«Also», sagte sie spöttisch, «auf was schauen Sie?»

Das harte kleine Gesicht nahm einen ausschweifend lüsternen Ausdruck an, der all seine offensichtlichen Mängel verdeckte. Jetzt verstand Jake, wieso Männer sie attraktiv finden konnten.

«Sie haben alles gesehen, nicht wahr?» fragte sie. «In einem Laden wie dem hier sieht man alles», sagte das Mädchen und stieg in die Unterhosen. «Das habe ich nicht gemeint.» «Nein? Was haben Sie denn gemeint?» «Den Toten. Haben Sie ihn je zuvor gesehen?» «Ich habe guten Tag gesagt, als er die Treppe runterkam und sich hingestellt hat.»

«Würden Sie ihn wiedererkennen?» Sie nickte und zog den Rock hoch.

«Warum haben Sie dann dem Inspektor erzählt, Sie hätten nichts gesehen? Sie müssen eigentlich sogar den Mann gesehen haben, der es getan hat.»

Cläre zuckte die Achseln. «Keine Ahnung. Hab wohl Angst gehabt. In unserem Geschäft kann man Ärger bekommen, wenn man mit der Polizei redet. Die Leute mögen keine Leute, die mit den Bullen reden, verstehen Sie?» «Sie sprechen von Mr. Grubb?»

«Ja. Der kann manchmal ein bißchen gewalttätig werden.» «Schlägt er Sie?»

«Ja, aber nie ins Gesicht. Aber das ist nicht alles. Wenn er rauskriegt, daß ich Ihnen jetzt etwas erzähle, könnte er annehmen, daß ich Ihnen ein andermal etwas anderes erzähle. Das könnte mich meinen Job kosten. Grubb sagt, es gibt haufenweise Chinesinnen, die meine Nummer für das halbe Geld bringen würden.»

«Ich verspreche, daß ich die Angelegenheit mit Grubb in Ordnung bringe. Werden Sie sich jetzt ein paar Phantombilder anschauen und sehen, ob Sie sie nicht verbessern können?»

Cläre nickte noch einmal und streifte einen nicht allzu sauberen Pullover über.

«Sie versprechen, daß er mir nichts tut?»

«Versprochen. Einer meiner Leute wird sie zum Yard fahren.»

Auf dem Weg zurück nach oben blieb Jake einen Augenblick stehen und atmete tief und ungewiß ein. Sie wurde wütend, wenn sie an die Männer dachte, die in diesen schmutzigen Keller kamen, um zuzusehen, wie ein nacktes Mädchen sich wie ein aufgespießter Schmetterling auf dem Bühnenboden wand. Sie wurde wütend, wenn sie daran dachte, daß ein Mädchen wie Cläre sich selbst zu einer Ware

machte, an der der Mann oben hinter der Kasse profitierte. Sie spürte, wie sie angeekelt die Stirn runzelte.

Jake suchte in der Handtasche nach dem elektronischen Schlagring, den sie immer mit sich führte. Er hatte einen Gummigriff, so daß der Benutzer ihn ungefährdet halten konnte, aber wenn das Metall in Kontakt mit dem menschlichen Körper kam, gab er einen Stromstoß von sich. So konnten weibliche Polizeibeamte genauso hart zuschlagen wie ihre männlichen Kollegen, wenn nicht noch härter. Gott sei Dank, dachte Jake, bei all den Schlägertypen, mit denen sie es zu tun hatten, und die meist bereit waren, auf eine Polizistin genauso brutal einzudreschen wie auf einen Polizisten.

Jake fand Mr. Grubb in seinem Büro. Inspektor Stanley saß auf seiner Schreibtischkante. Sie empfand nahezu instinktiv Widerwillen. Grubb war groß und fett, und trotz seines teuren Anzugs, seiner goldenen Uhr und der dicken Zigarre konnte man immer noch den schmierigen kleinen Jungen hinter dem Mann erkennen. Er sah so schäbig aus, wie sein Name klang.

«Sind Sie die Chefinspektorin?» knurrte er.

Jake hielt die Hand mit dem Schlagring vorläufig verborgen.

«Richtig», sagte sie munter.

«Dann sagen Sie dem Arsch da, er soll mich in Ruhe lassen. Mir kann er lange mit der Feuerpolizei drohen. Ich habe nirgends nichts gesehen, klar?»

Jake blickte Stanley an. «Lassen Sie uns einen Augenblick allein», sagte sie.

Stanley nickte verunsichert und verließ dann das Zimmer.

«Entschuldigung, aber was haben Sie gesagt, daß Sie gesehen haben?»

Grubb schnitt eine Grimasse. «Was ist los mit Ihnen? Sind Sie taub, oder was? Ich habe gesagt, daß ich nirgends nichts gesehen habe.» Er lachte und zündete seine Zigarre wieder an. «Wenn Sie nirgends nichts gesehen haben», sagte Jake, «dann heißt das wohl, daß Sie irgendwo etwas gesehen haben.» «Ha? Was soll das heißen?»

«Verstehen Sie nicht? Zwei Verneinungen heben einander auf. Wissen Sie, ich bin froh, daß Sie uns helfen wollen, denn wenn Sie gesagt hätten, Sie hätten nichts gesehen, hätte ich Angst gehabt, daß Ihnen etwas passiert.»

«Wollen Sie mir drohen, Schätzchen?» Er sah sie nicht einmal an, wenn er mit ihr sprach, als sei sie seiner Aufmerksamkeit nicht würdig.

«Ja», sagte Jake einfach.

«Ich habe nichts angestellt. Sie können mir keine Angst machen, Herzchen.»

«Nein? Wetten, daß ich Ihnen angst machen kann, Mr. Grubb? Jede Wette, daß ich Sie dazu bringen kann, um Gnade zu winseln.»

Grubb lächelte. «Es gibt nur eine Art, wie ein Mädchen mich dazu bringen kann, um etwas zu winseln», sagte er anzüglich grinsend.

«Ach? Und wie?»

Er lachte. «Strengen Sie ihre Phantasie an, mein Schatz.» Dann schüttelte er den Kopf, stand vom Schreibtisch auf und ging auf Jake zu. «Wissen Sie was? Ich habe den Eindruck, Sie wollen bei mir die harte Tour abziehen. Hab ich recht?» Jake wich nicht zurück und nickte.

Grubb schob ihr sein fettes Schuljungengesicht entgegen, bis sie den Tabakrauch in seinem Atem riechen konnte. «Bringen Sie mich nicht zum Lachen. Sie werden...» Jake drückte auf die Fassung des Schlagrings und zog die

Faust in einem kurzen Bogen hoch. Der Schlagring gab ein schwaches elektronisches Summen von sich, während er durch die Luft schwang, aber das Summen ging in Grubbs überraschten Schmerzensschrei unter, als ihn die Faust mit einem kleinen blauen Funken in die Magengrube traf. Er knickte zusammen und fiel beinahe auf sie. Noch konnte er mit einer Faust nach ihr schlagen. Jake wich mit einem eleganten Schritt dem ungeschickten Schlag aus und schlug Grubb seitlich auf das Kinn. Er ging zu Boden. Jake stand über ihm, packte ihn beim Schlips, hob seinen Kopf vom Boden und ließ ihn ein paarmal fallen.

«Wie steht es jetzt um Ihr Gedächtnis?» fragte sie. «Irgend etwas Neues?»

«Schon gut, schon gut», stöhnte Grubb und rieb sich das Kinn. «Ich hab ihn gesehen. Sie brauchen nicht gleich verrückt zu spielen.»

«Gut», sagte Jake. «Ich freue mich, daß Sie mit uns zusammenarbeiten wollen.» Sie drehte ihm den Schlips enger um die Kehle. «Ich habe nicht viel für Ihr Geschäft übrig, und ich mag Armleuchter wie Sie nicht, die es betreiben. Sie können froh sein, daß ich heute etwas anderes zu tun habe, sonst würde ich mich bei ein paar von den Mädchen, die hier arbeiten, nach Ihnen erkundigen. Und wenn sich dabei herausstellen sollte, daß Sie ein Typ sind, der prügelt, dann würde ich richtig wütend. Also hoffen Sie, daß ich nie wieder hierherkommen muß. Verstanden?»

Jake rief Stanley. Der kam wieder ins Zimmer und lächelte, als er Grubb zu Jakes Füßen liegen sah.

«Nehmen Sie diesen Mann mit zum Yard, Stanley», sagte sie. «Anscheinend erinnert er sich doch an etwas. Und das Mädchen auch.»

«Jawohl, gnädige Frau.» Stanley half einem verblüfften Grubb auf die Füße. «Was ist denn passiert? Sind Sie gestolpert? Also los, stehen Sie auf.» Stanley nickte Jake anerkennend zu und brachte Grubb

zum Streifenwagen.

Jake stellte den Schlagring ab und ließ ihn wieder in die Handtasche fallen. Ihr gehobener Posten hatte sie oft auf das glatte Eis intellektueller Kriminalistik geführt, wo sie bei geringer Bodenhaftung nach kausalen Theorien suchte. Sie genoß die akademische Atmosphäre, in der sie arbeitete. Aber es war ein gutes Gefühl, wieder den rauen Boden der Wirklichkeit unter den Füßen zu spüren.

Als Jake den BMW auf dem kleinen Parkplatz vor dem Hochhaus parkte, war es dunkel. Bevor sie aus dem Wagen stieg, hängte sie den Tragriemen der Handtasche über die Schulter, öffnete den Reißverschluß und legte die linke Hand in der Tasche auf den Plastikgriff der Beretta. Jetzt, wo Wittgenstein ihre Adresse kannte, war sie um so vorsichtiger. War es vielleicht sogar denkbar, daß er sie in ihrem eigenen Wohnhaus getroffen hatte? Mit diesem Gedanken im Kopf überquerte Jake den Parkplatz und gelangte ohne Zwischenfälle bis zur Haustür. Der Portier blickte von der Abendzeitung auf. Er hatte Lippenstift auf der Wange. «Guten Abend», sagte er.

Jake ließ die Pistole los und schloß ihre Handtasche. «Guten Abend, Phil», sagte sie. Jetzt konnte sie die Schlagzeile der Zeitung erkennen. Noch ein Toter aufgefunden.

«Dieser Serienmörder, Frau Jakowicz. Warum tut jemand so etwas?» sagte Phil. «Meine Frau meint, er müsse schwul sein oder so, aber er hat doch keinen von den Männern, die er umgebracht hat, angerührt, oder?»

Jake drückte den Fahrstuhlknopf und schüttelte den Kopf. «Keinen», sagte sie, «stimmt genau.»

«Also, ich glaube ja, es ist eine Frau, die eine Wut auf Männer hat. Vielleicht hat sie jemand vergewaltigt, als sie klein war. Sie wissen ja, was ich meine.» Jake sagte, sie wisse es. «Also, Ihnen kann ich es ja sagen. Ich bin inzwischen vorsichtig, wenn ich nach Hause gehe.

Früher bin ich ja bei Ebbe am Fluß entlanggegangen, aber jetzt nicht mehr. Kommt nicht in Frage.»

«Ich würde mir an Ihrer Stelle nicht zu viele Sorgen machen», sagte Jake.

Aber dann sagte sie sich, daß sie nicht wissen konnte, ob Phil als Opfer in Frage kam oder nicht. Alle möglichen Leute waren VMK-negativ. Chung hatte ihr erzählt, es gingen sogar Gerüchte über jemanden im Innenministerium um. Warum also sollte ihr eigener Portier nicht VMK-negativ sein?

«Aber es kann nie etwas schaden, vorsichtig zu sein», fügte sie hinzu.

Der Fahrstuhl kam, doch Jake blieb stehen.

«Phil, Sie wissen doch, wenn man bei der Polizei ist, gibt es immer ein paar Spinner, die glauben, sie müßten sich für irgend etwas rächen.»

«Kann ich mir vorstellen.»

«Wenn Sie jemals jemanden sehen, der sich hier herumtreibt, einen Fremden, meine ich, dann würden Sie es mir doch erzählen? Ich meine, Sie brauchen keine Angst zu haben, daß Sie mich erschrecken. Ich würde es schon wissen wollen.»

«Natürlich.»

«Es hat sich aber niemand hier herumgetrieben, oder?»

«Nein, jedenfalls nicht so, daß ich es gesehen hätte.»

Jake lächelte ihm zu. «Gute Nacht, Phil.»

In ihrer Wohnung machte sich Jake eine Tasse Kaffee und kuschelte sich mit einem Buch in ihren Lieblingssessel. Normalerweise hätte sie einen Kriminalroman gelesen, aber seit einer Woche beschäftigte

sie sich mit Ludwig Wittgensteins *Philosophischen Untersuchungen*, dem Spätwerk, in dem der große Philosoph sich darangemacht hatte, die Irrtümer seines ersten Werks, des *Tractatus*, zu korrigieren.

Wittgenstein sprach über den Begriff der Bedeutung, des

Verstehens, des Satzes, der Logik und über Bewußtseinszustände. Das war keine leichte Lektüre, und Jake mußte sich Notizen machen, um dem Gedankengang des Philosophen zu folgen. Dennoch schien ihr das Buch für die kriminalistische Arbeit mehr herzugeben als der *Tractatus*. Vielleicht, dachte sie, sollte sie sich ein paar Merksprüche an die Wand ihres Büros im Yard heften.

«Bedeutung ist Physiognomie.» Das leuchtete ihr ein. Eigentlich war die Rede davon, wie es kommt, daß ein Wort eine Bedeutung hat, aber zugleich schien es ihr bedeutsam für die < Arbeit der Detektivin. Und hinter dem Gedanken, daß selbst die klarste Evidenz für eine Absicht in sich ein unzureichender Beweis für die Absicht ist, verbarg sich die Warnung davor, einen Fall ausschließlich auf Indizienbeweisen aufzubauen. Und war nicht für jeden Kriminalisten die Antwort auf Wittgensteins Frage bedeutsam? «Was ist dein Ziel in der Philosophie? - Der Fliege den Ausweg aus dem Fliegenglas zeigen.» Wie oft war sie sich genau wie diese Fliege vorgekommen. Professor Jameson Lang hatte recht gehabt: Der Detektiv und der Philosoph hatten vieles gemeinsam, mehr, als sie je geahnt hatte.

Eine wichtige Nebenwirkung ihres zunehmenden Interesses an philosophischen Fragen war, daß der Mann sie immer mehr faszinierte, der, wenn auch ungewollt, dieses Interesse geweckt hatte: der Lombroso-Mörder. Sie wußte, daß Massenmörder, Verrückte und einsame Täter, die eine Persönlichkeit der Zeitgeschichte umbringen, um selbst in die Geschichte einzugehen, sich häufig mit intellektuellem Gepäck ausstatten, das beweisen soll, daß sie etwas anderes, etwas Besseres sind als gemeine Verbrecher. Häufig gab das ihrem Verteidiger die Gelegenheit, die moralische Verantwortung für ihre Taten

auf einen unglücklichen Autor abzuwälzen, manchmal sogar, wenn es sich um einen lebenden Autor handelte, eine Klage gegen ihn anzustrengen. Bücher schmücken ein Zimmer, hatte Anthony Powell geschrieben. Heute, nach der Apokalypse, dachte Jake, dienten sie auch dazu, das Leben des gebildeten Massenmörders zu schmücken.

Jerry Sherrif, der Mann, der den EG-Präsidenten Pierre Delafons ermordete, hatte ihm T. S. Eliots *Wüstes Land* vollständig vorgelesen, bevor er ihn mit einem Kopfschuß tötete. Der Freizeitmörder Greg Harrison hatte sich eine Platte mit John Betjemans Gedichten angehört, bevor er mit ein paar Handgranaten ausgerüstet auf den Straßen von Slough Amok lief und einundvierzig Menschen tötete. Der amerikanische Serienmörder Lyndon Topham behauptete, er habe siebenundzwanzig Reiter in verschiedenen texanischen Städten getötet, weil er sie für den Schwarzen Reiter aus Tolkiens *Herr der Ringe* hielt. Und Jake wußte schon gar nicht mehr, wie viele Massenmörder sich auf Nietzsche als Vorbild für ihre Taten berufen hatten. Aber etwas war an diesem Mörder anders. Jake brachte ihm Gefühle entgegen, die weibliche Kriminalbeamte Serienmördern nicht entgegenbringen sollten. Bewunderung war ein zu starkes Wort. Eher empfand sie ihn als faszinierend. Er hatte ihre Phantasie angeregt. Durch ihn hatte sie gewisse Dinge über die Welt gelernt. Und über sich selbst.

Der Versuch, ihn zu verstehen, der Versuch, ihn zur Strecke zu bringen, war das Anregendste, das Jake je getan hatte.

Als Jake nach vier Stunden Schlaf im Dunkeln aufwachte, bohrte eine Frage in ihrem Gedächtnis, wie ein Hund an einem Knochen nagt. Wo in Teufels Namen hatte er sie getroffen?

Sie wälzte sich aus dem Bett, warf einen Morgenrock über und ging in die Küche. Sie warf einen Eiswürfel und eine Zitronenscheibe in ein Glas, füllte mit Mineralwasser auf und trank gierig wie ein kleines Kind nach einem bösen Traum. Dann setzte sie sich vor ihren

Computer und schaltete ihn ein.

Wenn sie die Antwort auf die Frage «Wo?» fand, würde sie sich vielleicht auch erinnern «Wer?». Sie gab «Wo?» ein und wartete auf eine Eingebung. Als die Eingebung nach ein paar

Minuten immer noch ausblieb, löschte sie die Eingabe und dachte wieder nach.

Eine weitere Frage auf dem Weg nach dem «Wo»: «Wann?» Wann hatte er sie getroffen? Als sie das Wort «Wann» eingab, war sich Jake plötzlich sicher, daß er ihr die Antwort schon gegeben hatte. Erregt dachte sie darüber nach, wie die Antwort lautete. Etwas Kleines, ein Detail. Ein Detail, das in der Luft lag. In der Luft, die sie umgab... Ihr Parfüm! Rapture von Luther Levine. Er hatte ihr Komplimente darüber gemacht.

Jake sprang auf, griff nach ihrer Handtasche und schüttete sie auf dem Fußboden aus. Rapture war eine Neuerwerbung. Aber wo und wann hatte sie das Parfüm gekauft? Sie kramte in den verschiedenen Kassenbons und Kreditkartenbelegen der letzten Monate und dankte Gott dafür, daß sie zu schlampig war, ihre Handtasche regelmäßig aufzuräumen.

Schließlich fand sie den Zettel, nach dem sie gesucht hatte. Flughafen Frankfurt. Dort hatte sie das Parfüm gekauft. Bis zum Europäischen Strafvollzugssymposium hatte sie immer Lolita von Federico D'Atri getragen. Sie hatte das Fläschchen Rapture spontan gekauft. Sie war sogar unzufrieden mit sich selbst gewesen und hatte sich vorgeworfen, sie sei nur dem Reiz eines Plakats, einer modernen Version von Fragonards «Schaukel», erlegen. Sie hatte sich schuldig gefühlt, darauf hereingefallen zu sein, und es hatte einige Zeit gedauert, bis sie sich entschlossen hatte, das neue Parfüm auch zu tragen. Sie erinnerte sich, auf der Pressekonferenz, auf der sie die Personenbeschreibung verteilt hatte, Lolita getragen zu haben; und das Fläschchen war erst einige Tage später endgültig leer gewesen. Sie

hatte zum erstenmal an dem Tag Rapture getragen, an dem sie zu Sir Jameson Lang gefahren war. Wer immer Wittgenstein sein mochte, er hatte sie danach getroffen. Er hatte einen Fehler gemacht, dessen war sie gewiß.

Wenn sie sich jetzt an jeden erinnern könnte, den sie seit ihrer Reise nach Cambridge getroffen hatte...

Einen Haken hat eine RA-Anlage: Sie vermittelt nicht nur ein annäherndes Gefühl körperlichen Gemusses, wie etwa beim Geschlechtsverkehr, sondern auch eine enge Annäherung an Schmerzgefühle. Anders gesagt, genauso, wie ich das Gefühl, jemanden zu töten, nahezu vollkommen erfahren kann, kann ich auch annäherungsweise erfahren, wie es ist, getötet zu werden. Deshalb sollte man vorsichtig mit der Maschine umgehen. Als ich heute früh aufwachte, stand ein Nashorn neben mir im Zimmer. Das zwei Meter hohe gewaltige Biest stand wie angewurzelt am Fußende meines Bettes, scharrte mit Füßen so groß wie ein Schirmständer auf dem Teppich und bedrohte mich mit seinem riesigen Hörn. Es kam mir so nahe, daß ich den heißen Atem seiner Nüstern an meinen nackten Zehen spüren konnte. Es hatte bereits den größten Teil der Möbel in Kleinholz verwandelt. Ich wagte kaum zu atmen. Ich war sicher, es würde meine kleinste Bewegung zum Anlaß nehmen anzugreifen.

Das Problem war einfach: Wenn es ein Traum war, konnte ich den Alptraum unbesorgt aus dem Kopf schütteln und aus dem Bett springen. Wenn es sich aber um RA handelte, steckte ich, aus den angegebenen Gründen, in ernstesten Schwierigkeiten. Auch die angenäherte Realität eines Rhinoceroshorns im Arsch war keine Erfahrung, die ich zu machen wünschte.

Also schloß ich die Augen, versuchte, meinen Geist von meinen Sinnen zu trennen, und stellte mir einige logische Fragen. War ich in meinem RA-Anzug eingeschlafen? Ich konnte mich erinnern, daß ich ihn angezogen hatte, aber nicht, daß ich ihn ausgezogen hatte. Ich

erinnerte mich, daß ich ein Erotikprogramm eingeschaltet hatte, aber darin kam sicher kein Nashorn vor. Falls ich tatsächlich in meinem RA-Anzug steckte, war allenfalls denkbar, daß ich eingeschlafen war, daß es einen Stromausfall gegeben hatte und daß der Computer, als er wieder Strom bekam, ein beliebiges Programm nach dem Zufallsprinzip ausgewählt hatte.

Andererseits konnten natürlich auch diese Überlegungen ein Teil meines Traums sein.

Natürlich erkannte ich das Programm, das die RA-Anlage gewählt hatte oder von dem ich träumte, daß sie es gewählt habe. Es war ein Kurzprogramm auf der Grundlage einer Episode in einem Hörsaal in Cambridge, bei der ich mich geweigert hatte, Russells Behauptung zu akzeptieren, es befinde sich ein Rhinoceros im Hörsaal.

Das Programm war nicht besonders erfolgreich gewesen, wo es darum ging, die Erfahrung einer richtigen philosophischen Diskussion mit einem Professor in Cambridge zu machen, weil Computer einfach zu wörtlich denken. Die Maschine hatte die Behauptung in etwas Psychologisches umgesetzt, in dem Sinne, daß Existenz aus reiner Willensentscheidung ableitbar sei, und ein zwei Tonnen schweres Nashorn geschaffen. Was ich in Wirklichkeit hatte sagen wollen, war nur, daß es schwierig ist, die Nichtexistenz eines zwei Tonnen schweren Rhinoceros, wenn dies zutrifft, in genau dem gleichen Sinne als eine Tatsache zu betrachten, wie die Existenz eines Rhinoceros eine Tatsache wäre, wenn sie zuträfe. Und dieser Tatsache war ich mir nun nur allzu bewußt.

Ich muß einige Zeit so dagelegen haben. Und dann geschah folgendes: Ich muß irgendwie für ein paar Minuten eingeschlafen sein, und als ich aufwachte, war das Nashorn immer noch da. Das schien zu beweisen, daß ich nicht schlief, denn es schien unwahrscheinlich, daß ich zweimal kurz hintereinander den gleichen Traum träumen würde. Es war weitaus wahrscheinlicher, daß ich, wie befürchtet,

eine angenäherte Realität erlebte. Ich konnte nur allen Mut zusammennehmen, mein Visier lüften und den Schmerz ertragen, der in den wenigen Sekunden eintreten würde, bis die übrigen Sinnesindrücke des Programms sich von selbst abschalteten.

Das war leichter gesagt als getan, und beschreiben kann ich es kaum. Intensive Schmerzen besitzen die Qualität der Unbeschreiblichkeit. Hier nur soviel: In dem Augenblick, in dem ich die Hand an das Visier legte, ging das Tier zum Angriff über. Drei oder vier Sekunden lang machte ich die Erfahrung, aufgespießt und nie der getrampelt zu werden, dann lag ich kotzend auf dem realen Schlafzimerboden. Ich mußte mich krank melden und verbrachte den Rest des Vormittags mit dem Versuch, meine Schmerzen in einer warmen Badewanne zu lindern.

Gegen Mittag fühlte ich mich wohl genug, um ein wenig zu lesen. Vielleicht hat mich das Nashorn stärker erschüttert, als ich dachte, aber als ich meine früheren Aufzeichnungen wieder las, konnte ich mich dem Schluß nicht verweigern, daß sich in jenem Buch viele Aussagen finden, mit denen ich heute nicht mehr übereinstimme.

Tatsächlich haben sich einige meiner Ideen so grundlegend geändert, daß ich mich frage, ob ich das Braune Buch überhaupt weiterführen soll. Insbesondere erscheint mir heute meine Zimperlichkeit im Umgang mit einem Wort wie «Mord» ein Irrtum zu sein. Meine Verwendung des Wortes war durch Moralvorstellungen beeinflusst, und heute glaube ich, daß ein aufgeklärter Umgang mit seiner Grammatik es mir ermöglichen wird, über verschiedene Aussagen das zu sagen, was ich sagen will.

Ich bin viel zu dogmatisch vorgegangen. Mir scheint, ich habe etwas wie hinter einem grauen Schleier wahrgenommen und wollte dennoch soviel wie möglich daraus herausholen. Aber ich habe mich entschlossen, die frühere Arbeit stehenzulassen, und sei es auch nur als Darstellung meiner damaligen Gedanken, die ja trotz allem un-

bestreitbar die Grundlage meines heutigen Denkens sind. Vielleicht werden meine alten Notizen, wenn man sie neben den neuen Notizen liest, eine Art von Dialektik darstellen, nicht in der Absicht, zu einer Theorie zu gelangen, sondern mit dem einfachen Ziel, die Mehrdeutigkeit der Sprache zu illustrieren.

Wir können sagen, daß das Wort «Mord» mindestens drei verschiedene Bedeutungen hat, aber es wäre ein Irrtum anzunehmen, irgendeine Theorie könne die Grammatik seiner Verwendung vollständig darstellen, oder zu versuchen, innerhalb einer einzigen Theorie Beispiele aufzunehmen, die nicht mit ihr übereinzustimmen scheinen.

14

JAKE STAND ALLEIN IN DEM dunklen Raum und beobachtete den Mann hinter der getönten Glasscheibe. Auch er war allein. Er saß reglos auf einem Stuhl, zu ermüdet, um Nervosität zu zeigen, und starrte in die Richtung, wo Jake stand, ohne sie zu sehen. Er sah nur sich selbst, aber das Spiegelbild, das ihm in den langen Verhörstunden vertraut geworden war, interessierte ihn nicht mehr. Er rauchte langsam, wie jemand, der seit langem auf einen verspäteten Flug wartet.

Sie beneidete ihn um die Zigarette. Auf ihrer Seite des Einwegspiegels war das Rauchen auch dann strikt verboten, wenn es sich um nikotinfreie Zigaretten handelte. Das Glimmen einer Zigarette war das einzige, das ein Verdächtiger auf der anderen Seite des Spiegels sehen konnte. Die Tür zum Beobachtungsraum öffnete sich, und Crawshaw betrat das Zimmer. Er stellte sich neben sie an das Fenster und gähnte.

«John George Richards», sagte er. «Seine Geschichte scheint leider zu stimmen. Er hat an dem Tag, an dem Mary Woolnoth ermordet wurde, eine Lieferung in die Brewer Street gefahren. Aber er hat das Öl um drei Uhr dreißig ausgeliefert, und um diese Zeit wurde Marys

Leiche gefunden. Eine Stunde davor hat er eine Lieferung nach Wimbledon gefahren. Die Zeit ist in dem Computer gespeichert, der den Lieferschein ausgedruckt hat. Unter keinen Umständen hätte er in weniger als ein paar Stunden die ganze Strecke von Wimbledon herfahren, sich Mary aussuchen, sie ermorden und dann die nächste Lieferung machen können.

Und außerdem gibt es noch die vorherigen Opfer: Als Alison Bradshaw getötet wurde, war Richards im Urlaub auf Mallorca; und an dem Tag, an dem Stella Forsythe ermordet wurde, war er im Krankenhaus und hat sich die Weisheitszähne ziehen lassen. Alles in allem hat er ein gutes Alibi.»

«Scheint so», sagte sie zögernd. «Wir müssen ihn wohl laufenlassen. Schade. Sah wie ein guter Tip aus.»

Crawshaw nickte müde und wollte gehen.

«Ach ja, Ed», sagte Jake, «lassen Sie die Buchhandlung wieder überwachen.»

Wieder in ihrem Büro angelangt, versuchte Jake, sich auf Wittgenstein zu konzentrieren. Noch einmal las sie das Protokoll ihres Gesprächs durch und legte den Bericht eines Polizeipsychologen daneben, der ähnlich wie Jake zu dem Schluß gekommen war, es handle sich um eine wohlorganisierte, nichtsoziale Persönlichkeit, um einen Egozentriker, der generell keine Menschen mochte. Äußerlich war er höchstwahrscheinlich durchaus imstande, mit seinen Mitmenschen auszukommen, aber er hegte einen tiefen Groll gegen die Gesellschaft als solche.

Jake hatte lächeln müssen, als Sir Jameson Lang sie gestern abend zu Hause angerufen hatte, um ihr seine Einschätzung des psychologischen Befundes mitzuteilen: «Nach der Schilderung der Psychiater klingt er wie der typische Akademiker. Bei dieser Persönlichkeitseinschätzung würde ich Ihnen empfehlen, die weiteren Ermittlungen

hier im College durchzuführen.»

Der Bericht kam zu dem Schluß, daß außer den Morden selbst keine Anzeichen von Geisteskrankheit feststellbar seien. Der Mörder mordete, weil er gerne mordete. Er genoß das Machtgefühl, das seine Taten ihm verliehen. Er spielte Gott.

«Das ist etwas anderes», hatte Lang dazu angemerkt. «Jetzt haben wir es mit dem typischen Schriftsteller zu tun.»

Jake hatte ihn gefragt, wie er sich ein zweites Gespräch vorstellte, falls Wittgenstein noch einmal anrufen sollte.

«Die moralphilosophischen Argumente waren ja wohl nicht sehr wirksam», hatte Lang gesagt. «Ich glaube, ich sollte das nächste Mal vom phänomenologischen Standpunkt aus argumentieren, ein paar Wesenheiten und Bedeutungen überprüfen, die er sonst für gegeben halten könnte. Ich werde mich auf die objektiv logischen Elemente des Denkens konzentrieren. Das ist ein recht nützlicher Ansatzpunkt zur Erforschung derartig extremer Geisteszustände, genau das Richtige, falls sich herausstellt, daß er Existentialist ist, was mich nicht weiter überraschen würde.»

Aber sie saß noch nicht lange wieder am Schreibtisch, als Wittgenstein zum zweitenmal anrief; und wie der Zufall es so wollte, bekam Sir Jameson Lang keine zweite Gelegenheit, mit Wittgenstein zu diskutieren.

Unmittelbar zu Beginn des Gesprächs erklärte Wittgenstein, als Antwort auf Jakes Vortrag vor dem Europäischen Symposium wolle er nun einen eigenen Vortrag zu Gehör bringen, von dem er behauptete, er habe ihn vor kurzem auf Einladung der Gesellschaft der Connoisseurs des Mordes unter dem Titel «Der perfekte Mord» gehalten.

Als Jake ihn in ein Gespräch verwickeln wollte, erklärte Wittgenstein, man könne ihm entweder zuhören, oder er werde auflegen und

sofort jemanden ermorden. In der Hoffnung, so einen weiteren Mord zu verhindern, und in der vagen Erwartung, mehr über Wittgenstein selbst zu erfahren, stimmte Jake widerwillig zu.

Insgesamt dauerte Wittgensteins Vortrag achtzehn Minuten. Er sprach, als richteten sich seine Worte an ein Publikum, das aus allem anderen als Kriminalbeamten von Scotland Yard bestand, als habe man sich soeben von einem festlichen Diner in Guildhall erhoben, und Wittgenstein werde nunmehr vor fünfhundert Gästen in Abendkleidung den Festvortrag halten.

Nach ein paar Minuten warf Jake einen Blick auf ihre Armbanduhr. Sie hörte sich ungern belehrende Vorträge an und schon gar nicht von einem Mörder, der über den perfekten Mord sprach. Ein- oder zweimal dachte sie daran, ihn zu unterbrechen, die eine oder andere seiner Behauptungen anzugreifen. Aber sie wollte das Risiko nicht eingehen, ihn zu verärgern und zum Auflegen zu provozieren. Also schwieg sie und lauschte fasziniert den Gedankengängen eines Massenmörders. Gelegentlich warf sie Stanley einen Blick zu, der sich bedeutsam an die Stirn klopfte.

Erst als Wittgenstein ankündigte, er werde nach Beendigung seines Vertrags wieder einen Mord begehen, fühlte sich Jake aufgerufen, Protest einzulegen.

«Nein», sagte sie, «das verbiete ich Ihnen.»

Die Stimme am Telefon lachte kurz auf. «Was sagen Sie da?»

«Ich verbiete Ihnen, jemanden zu töten», wiederholte Jake energisch.

Ein Moment der Stille. Dann sagte Wittgenstein: «Darf ich bitte in meinem Vortrag fortfahren?» Seine Stimme war staubtrocken und professoral.

«Nur wenn Sie versprechen, daß wir diese Angelegenheit nach Ih-

rem Vortrag diskutieren», sagte Jake.

«Was für eine Angelegenheit?»

«Das, was Sie über einen neuen Mord gesagt haben. Entweder Sie versprechen, daß wir nachher darüber diskutieren, oder ich lege sofort auf. Haben Sie das verstanden?»

Wieder eine Pause. «Also gut», seufzte er. «Kann ich jetzt fortfahren?»

«Wir werden darüber sprechen?»

«Das habe ich doch gesagt.»

«Gut. Fahren Sie fort.»

«Wenden wir uns nun den Morden selbst zu...»

«Bitte schön», sagte Jake.

Aber diesmal ignorierte Wittgenstein sie.

Jake lehnte sich im Sessel zurück und steckte eine Zigarette an. Von Zeit zu Zeit warf sie einen Blick auf den Bildschirm des

Pictofons, um zu sehen, wie Sir Jameson Lang auf dieses bizarre Beispiel eines öffentlichen Vertrags ohne Publikum reagierte. Aber der Cambridge-Philosoph und Master von Trinity College ließ nur gespannte Aufmerksamkeit erkennen.

Sie nahm an, er denke darüber nach, wie sein eigener Romanheld Platon mit der Situation umgegangen wäre. Wahrscheinlich geschickter, als sie es tat. Sie bewunderte Lang und empfand Respekt vor ihm, aber, sie fand das Interesse, das er an Verbrechen hatte, ein wenig seltsam. Sie wußte, daß er damit nicht allein stand. Die englische Begeisterung für Kriminalromane war, wie Wittgenstein soeben angedeutet hatte, verbreiteter denn je zuvor. Die einzige Erklärung, die ihr für dieses Phänomen einfiel, war soziologischer Natur: Es

handelte sich um ein Produkt gesellschaftlicher Dekadenz. Davon war in Wittgensteins verworrenem Vortrag mehr denn genug zu spüren, und langsam wich ihr Ärger der Verwunderung der Kriminalisten über die perverse Argumentation eines Mörders.

Die Verwunderung wich angespannter Aufmerksamkeit, und nach ihrer ersten Unterbrechung widersprach sie ihm nicht mehr. Später warf sie sich selbst Naivität vor, weil sie seinem Versprechen getraut hatte, denn kaum hatte Wittgenstein die letzten Sätze seiner Rede, die dem Andenken einer Reihe berühmter Mörder galten, ausgesprochen, da hängte er ein und überließ es Jake, ihn als Lügner zu beschimpfen.

Schlimmer aber als die Wut darüber, daß sie sich hatte betrügen lassen, war das nahezu sichere Wissen darum, daß er in eben diesem Augenblick dabei war, irgendwo seinen zwölften Mord zu begehen.

Später wurde Jake in die Londoner City gerufen, wo in der Nähe einer Bar an der Lower Thames Street die Leiche eines bisher nicht identifizierten männlichen Weißen mit sechs Einschüssen im Hinterkopf aufgefunden worden war. Es gab nicht viel zu sehen, außer der einfachen Tatsache, daß Wittgenstein wieder zugeschlagen hatte. Also überließ Jake den Tatort der Spurensicherung und kehrte in den Yard zurück.

In ihrem Büro erwarteten sie Kriminalinspektor Jones und ein großer, dunkelhaariger, unrasierter Mann, der Kartoffelchips aus der Tüte aß. Beide Männer standen auf, als Jake den Raum betrat und ihren Mantel aufhängte. «Und wer ist das?» erkundigte sie sich. «Das», erklärte Jones, «ist Mr. Parmenidis. Ich habe seine Aussage zu Protokoll genommen, aber ich glaube, es wird sich lohnen, wenn Sie selbst anhören, was er zu sagen hat.»

Jake setzte sich hinter den Schreibtisch und schenkte sich ein Glas Mineralwasser ein. «Ich höre», sagte sie müde. Jones nickte dem Mann zu.

«Vor ein paar Tagen», sagte der Mann, dessen Akzent seine griechische Herkunft ebenso verriet wie sein Name, «ich glaube, es war Montag... Also jedenfalls ich habe mich auf den Weg zur Arbeit gemacht. Ich arbeite im Restaurant meines Veters in Piccadilly. Ich fange immer gegen sechs Uhr an. Aber unterwegs sehe ich, wie dieser Mann mir folgt. Ich habe ihn zuerst im Zug von Wandsworth - da wohne ich - zur Victoria Station gesehen. Dann sehe ich ihn wieder, als ich aus dem Institut für Gehirnforschung komme.»

Parmenidis warf Jones einen unsicheren Blick zu. «Sicher, daß ich es ihr sagen kann?»

«Kein Problem», sagte Jones. «Die Chefinspektorin wird niemandem etwas erzählen. Mein Wort darauf.»

Anscheinend beruhigte das den Griechen. «O.K. Ich will's glauben. Also, Frau Chefinspektor, es ist nämlich so, daß ich VMK-negativ bin. Sie wissen da wohl Bescheid.» Jake nickte.

«Ich gehe einmal die Woche ins Institut, und der Berater sagt mir, was ich tun soll, wenn mir nach Gewalt zumute ist, beim Fußball zum Beispiel, oder wenn es um Türken geht. Ich weiß ja nicht, wie das weitergehen soll, aber...» Er zuckte nervös die Achseln.

«Fahren Sie bitte fort», sagte Jake, die jetzt gespannt zuhörte.

«Also, sehen Sie, dieser Mann folgt mir. Ich nehme in Victoria die U-Bahn, und als ich in Green Park aussteige, ist er wieder da. Dann gehe ich Piccadilly entlang zum Restaurant meines Veters, und ich sage zu mir selbst: <Kyriakos>, sage ich zu mir selbst, <warum folgt dir dieser Typ?> Also gehe ich in die Kirche da, ich weiß nicht mehr, wie sie heißt...»

«Er meint St. James, gnädige Frau», sagte Jones.

«Ich kenne die Kirche», sagte Jake.

«Ja, genau die. Und der Mann folgt mir in die Kirche. Jetzt bin ich

sicher, daß er hinter mir her ist. Er setzt sich hinter mich, ein paar Bänke weiter hinten. Also habe ich nach ein, zwei Minuten eine richtige Wut auf ihn. Also stehe ich auf, packe ihn an der Kehle und sage: <Warum läufst du hinter mir her, du Arsch?>» Parmenidis lächelte verlegen. «Wissen Sie, ich habe Angst, daß er etwas mit dem Lombrosoprogramm zu tun hat. Daß er vielleicht ein Geheimpolizist oder so was ist.»

«Hat er etwas gesagt?» fragte Jake.

«Er sagt, er ist ein Tourist. Also schüttle ich ihn mal kräftig durch und sage, daß ich nichts davon glaube. Ich sage, er soll mir sagen, warum er hinter mir herläuft. Dann kommen zwei Leute in die Kirche, und erst denke ich, sie gehören zu dem Mann dazu, und dann merke ich, wie ich mich benehme, und das auch noch in einer Kirche. Ich versuche, mich zu erinnern, was mein Berater gesagt hat, von wegen ruhig bleiben und entspannen und so. Ich laß ihn los, und er rennt weg. Dann denke ich, vielleicht ist er bloß ein Schwuler oder so was und hat was von mir gewollt.»

Jake zuckte unmerklich zusammen. «Und was hat Sie davon überzeugt, daß es um etwas anderes ging?»

«Dieser Mann, der mir gefolgt ist, läßt in der Kirche etwas liegen, und als ich es aufhebe, ist es ein Stadtplan von London. Und richtige Angst habe ich gekriegt, als ich ihn nachher bei meinem Vetter im Restaurant ansehe. Die Straße in Wandsworth - also eigentlich Baltham -, wo ich wohne, ist hinten im Register dick unterstrichen. Und meine Hausnummer steht daneben. Ein paar andere auch. Also, jetzt ist es gestern. Und endlich habe ich den Mut, den Brief aufzumachen, den mein Berater mir gegeben hat. Der, den die Polizei geschrieben hat, ich soll mich im eigenen Interesse melden. Der Grund, warum ich ihn vorher nicht aufgemacht habe, ist, ich habe Angst, daß es vielleicht ein Abschiebungsbescheid ist oder so etwas. Vielleicht will man Leute wie mich ja sogar in ein Lager stecken.

Jedenfalls lese ich, was da steht, und dann erinnere ich mich an den Stadtplan und denke, vielleicht hat das etwas miteinander zu tun. Und vielleicht ist der Mann, der hinter mir her war, der Typ, der Leute in den Kopf geschossen hat, und vielleicht waren das ja Leute wie ich. Also bin ich heute hergekommen.»

«Haben Sie den Stadtplan mitgebracht?» Jones überreichte ihr den Plan in einer durchsichtigen Plastikhülle.

Jake nickte. «Das haben Sie ganz richtig gemacht, Mr. Parmenidis», erklärte sie. «Macht es Ihnen etwas aus, mir Ihren VMK-Decknamen zu verraten?»

Der Grieche grinste verlegen. «Das ist William Shakespeare», antwortete er. «Eine große Ehre, was?»

«Also, Mr. Parmenidis, ich glaube, Sie haben viel Glück gehabt», sagte Jake. «Und Sie haben völlig recht. Es ist der Mann, nach dem wir suchen. Der, der die anderen Männer getötet hat. Und er hätte Sie sicher auch umgebracht, wenn Sie das, was Sie getan haben, nicht getan hätten. Aber ich muß Sie bitten, mit niemandem darüber zu sprechen. Sehen Sie, unsere einzige Chance, ihn zu erwischen, ist, daß wir ihn nicht nervös machen. Wenn er Verdacht schöpft, eines seiner zukünftigen Opfer könne ihn erwarten, versteckt er sich, und vielleicht erwischen wir ihn nie. Verstehen Sie?»

Parmenidis nickte. «Klare Sache. Ich verstehe. Kein Problem.»

«Ich möchte Sie um noch einen Gefallen bitten. Würden Sie bitte mit Kriminalsekretär Jones mitgehen und sich ein paar Computerzeichnungen ansehen, die wir hier haben. Vielleicht können Sie sie ja verbessern. Schließlich hat ihn bisher noch niemand so genau gesehen wie Sie.»

«Wie in der Glotze, im Krimi. Ich verstehe. Klar, O.K.»

Jake nickte Jones zu. «Und wenn Mr. Parmenidis fertig ist, bestellen

Sie einen Wagen und lassen ihn nach Hause fahren, Jones. Ich will, daß er rund um die Uhr bewacht wird.» Sie lächelte dem Griechen zu.

«Nur eine Vorsichtsmaßnahme», erklärte sie. «Wahrscheinlich haben Sie ihm ein für allemal einen Schrecken eingejagt. Aber man kann nicht vorsichtig genug sein.»

Der Grieche stand auf. «Danke», sagte er, «vielen, vielen Dank.»

«Wir haben Ihnen zu danken, Mr. Parmenidis.»

«Bitteschön», sagte Jones und begleitete ihn zur Tür hinaus. «Hier entlang, bitte.»

«Und noch etwas, Jones.»

«Gnädige Frau?»

«Wissen Sie, wo Inspektor Stanley ist?»

«Nicht genau, gnädige Frau, nein.»

«Suchen Sie ihn bitte. Sagen Sie ihm, er soll sich bei mir melden.»

«Natürlich. Übrigens, eine Liste aller unterstrichenen Adressen hegt auf Ihrem Schreibtisch, gnädige Frau. Soll ich den Stadtplan ins Labor bringen, wegen der Fingerabdrücke?»

«Schon gut, das erledige ich. Gute Arbeit, Jones.»

«Danke, gnädige Frau.»

Nachdem Jones und der Grieche gegangen waren, überflog

Jake die Adressenliste, die er ihr gegeben hatte. Ein paar Adressen kannte sie: Es waren die Adressen einiger früherer Opfer.

Zehn Minuten später meldete sich ein schlecht gelaunter Stanley bei ihr.

«Wo haben Sie denn gesteckt?»

Stanley machte ein gekränktes Gesicht. «In der Cafeteria», sagte er. «Ich hatte die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß ich heute doch noch dazu komme, etwas zu essen.»

«Das Abendessen können Sie vergessen», sagte Jake. «Es gibt Arbeit für uns beide.» Sie erzählte von Parmenidis, der Wittgensteins Stadtplan gefunden hatte. «Außer denen, wo er schon zugeschlagen hat, müssen alle diese Adressen rund um die Uhr überwacht werden. Sagen Sie den Bewohnern nichts. Wozu sollen wir sie unnötig nervös machen? Aber wenn Wittgenstein noch einen Mord in London versucht, haben wir ihn.» Jake gestattete sich ein zufriedenes Lächeln.

«Hoffen wir bloß, daß er es nicht überdrüssig wird, in London zu arbeiten», sagte Stanley.

Jake lächelte. «Sie wissen doch, was Dr. Johnson über den Mann gesagt hat, der Londons überdrüssig wird... ?»

DER PERFEKTE MORD

DIE TRADITION WILL, daß ein Vortrag vor der Gesellschaft der Connoisseure des Mordes John Williams und der schönen Kunst des Mordes gewidmet ist, und ich bin mir der Ehre bewußt, ihn halten zu dürfen.

John Williams, einer der ersten britischen Vertreter der modernen Bewegung des ästhetischen Mordes, war ein hervorragender Repräsentant jener kulturellen Werte, die auch mir am Herzen liegen. Fest steht, daß auch Morde, ähnlich wie Gemälde oder Skulpturen, ihre jeweils eigenen Merkmale und Vorzüge besitzen, und wenn man die äußeren Umstände betrachtet, unter denen Williams im Dezember 1812 seine beiden Morde beging, müssen wir eingestehen, daß er in der Tat ein großer Künstler war. Er hatte keine Ausbildung zum Mörder genossen; und er war sich seines Talents wohl auch kaum

bewußt. Aber er wäre gewiß der erste gewesen, der anerkannt hätte, daß die Kunst nie stillsteht, daß das, was heute als heimtückischer Mord gilt, morgen ein Kunstwerk sein kann. Das ist auch mein Grundsatz. Meine ganze Lebensphilosophie beruht auf dem Prinzip, daß ein Mord sich unter ästhetischen Gesichtspunkten qualitativ von einem anderen unterscheidet.

Wie mein Vorgänger in dieser erlauchten Gesellschaft, Thomas De Quincey, im ersten seiner beiden Vorträge zu Ehren von Williams gesagt hat: «Den Mord... kann man an seiner moralischen Seite packen, wie dies üblicherweise von der Kanzel aus und in Old Bailey geschieht; und dies, ich muß es gestehen, ist seine schwache Seite. Oder man kann ihn, wie das die Deutschen nennen, ästhetisch betrachten, also in seiner Beziehung zum guten Geschmack.»

Die moralische Frage wird von De Quincey elegant erledigt. Wenn ein Mord noch nicht geschehen ist, so sein Argument, wenn nur die Absicht besteht, einen Mord zu begehen, dann ist uns aufgegeben, moralisch an ihn heranzugehen. Aber wenn ein Mord einmal begangen und erledigt ist, von welchem Nutzen ist dann die Tugend? In der Tat, was nützt sie? Aber über Moral ist damit schon genug gesagt. Jetzt sind guter Geschmack und die schönen Künste an der Reihe.

Ich will mich nicht allzu lange damit aufhalten, auf De Quincey zurückzugreifen. Aber ich mache mich einer Unterlassung schuldig, wenn ich nicht eingestände, was ich persönlich dem verdanke, was er schon 1827 vor dieser Gesellschaft über die Notwendigkeit gesagt hat, Philosophen zu ermorden.

Wäre Descartes doch rechtzeitig ermordet worden, sagt De Quincey. Hobbes war ein ideales Mordopfer. Sicher hätte man erwarten können, daß Leibniz ermordet wird. Kant entging dem Mord nur um Haaresbreite. Und entgegen der herrschenden Meinung enthüllt De Quincey, daß nicht nur Spinoza ein wohlverdientes gewaltsames

Ende fand, sondern daß auch Bischof Berkeley seinen Rivalen, den Pater Malebranche, mit Hilfe eines Arguments ermordet hat, das diesem auf die Leber schlug.

Heute liegt es noch weitaus offensichtlicher zutage, wieviel Gutes dem Mord an einem einzigen verstaubten, trockenen, alten Philosophen entspringen kann. Jaspers hat Marx und Freud umgebracht. Wittgenstein hätte Bertrand Russell und G. E. Moore ebenso ermorden sollen, wie er gewiß Frank Ramsey ums Leben gebracht hat. Heidegger fand einen angemessenen Tod unter den Händen A. H. Ayers. Man kann behaupten, daß Quine wirklich Strawson ermordet habe, aber wenn dem so ist, dann nur unter Mithilfe Skinners. Und Chomsky? Nun, möglicherweise hat Chomsky fast jeden umgebracht, mit dem er zusammenkam.

Aber das ist eine andere Frage, und ich werde bei dieser Gelegenheit nicht mehr darauf zurückkommen. Doch bevor ich zum eigentlichen Thema meines Vortrags, dem perfekten Mord, komme, sollte ich mein Publikum darauf aufmerksam machen, daß Ansichten, wie sie hier zum Ausdruck kommen, in gewissen Kreisen der Öffentlichkeit nicht mit Zustimmung rechnen können. Die Lücke, die zwischen den ästhetischen Idealen dieser Gesellschaft und dem toten Buchstaben des Gesetzes klafft, wird, wie ich wohl sagen darf, durch meine Abwesenheit unterstrichen. Dafür muß ich um Entschuldigung bitten. Ich habe mir die Frage gestellt, ob ich das Risiko eingehen sollte, meinen Vortrag persönlich zu halten. Die Antwort lag in der Frage: «Wie groß wäre die Wahrscheinlichkeit, daß ich verhaftet und an der Beendigung meines Vortrags gehindert würde?» Meine Entscheidung habe ich mit großem Bedauern und im Geiste des Respekts vor dem Gedächtnis von John Williams gefällt.

Aus diesem Grunde sehe ich mich gezwungen, meinen Vortrag auf dem Umweg über die Umlaufbahn des Injupitersatelliten um die Erde zu halten. Vielleicht kann man infolgedessen diese Veranstaltung als eine Form außerirdischer Kommunikation betrachten, wenn Sie,

die Bewohner der Erde, auf geheimnisvollem Wege eine Botschaft von den Sternen empfangen. Was könnte ein metaphysisches Ereignis sein?

Vor zweihundert Jahren hat De Quincey das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert als das augusteische Zeitalter des Mordes beschrieben, als ein Zeitalter, in dem die schöne Kunst des Mordes blühte, als ein Goldenes Zeitalter des Mordes. Aber was kann man über unsere Zeit sagen? Gewiß haben die vergangenen hundert Jahre eine größere Anzahl von Morden erlebt als je zuvor. Aber gibt es auch eine merkbare Qualitätssteigerung? Können wir behaupten, wir seien Zeugen einer Renaissance der Kunst des Mordes in unserer Zeit?

Vielleicht lassen Sie mich zunächst auf den gewaltigen Einfluß hinweisen, den der Mord auf alle anderen schönen Künste ausgeübt hat.

Das Kino, das heutzutage als die beherrschende Kunstform des zwanzigsten Jahrhunderts anerkannt wird, ist zur Bühne ausgeklügelter und choreographisch gestalteter, wenn auch fiktiver Morde geworden. Wenigen von uns verlangt es auch nur ein Wimpernzucken ab, einen Mord auf der Leinwand zu verfolgen, wie realistisch die Darstellung auch sein mag.

Der Abenteuer- und Kriminalroman, ebenfalls eine Form, die im wesentlichen dem zwanzigsten Jahrhundert entstammt, war noch nie so beliebt wie heute. Gemälde- und Fotoausstellungen enthalten fast immer Abbildungen des Mordes und seiner Opfer.

Auch auf der Bühne haben Shows wie *West Side Story*, *Sweeney Todd*, *Das Phantom der Oper*, *Jack, Ian und Myra* und *Der Yorkshire Ripper* ihr mörderisches Thema in Musik verwandelt.

Aber nicht allein die Kunst findet ihre wichtigste Quelle und ihr inspirierendes Motiv im Mord. Die Nachahmung oder Vortäuschung von Morden ist zur beliebtesten Freizeitbeschäftigung der heutigen

Gesellschaft geworden. Eine wachsende Anzahl von Videospielen für RA-Maschinen vermittelt dem Spieler den Eindruck, er töte Menschen, manchmal Hunderte von Menschen.

Anderswo werden ständig die Nachrichtenteams des Fernsehens mobilisiert, um über Mordtaten zu berichten, noch während sie entdeckt und aufgeklärt werden, und später werden die Täter zu den Stars ihrer eigenen Verurteilung und Bestrafung. Oft werden ihre Geschichten in Buchform publiziert und dann verfilmt. So überholt das wirkliche Leben die Kunst, und alles fängt wieder von vorn an.

Daran können wir ablesen, welche fundamentale Bedeutung der Mord für unsere Gesellschaft hat. Ein Leben ohne Mord ist ebenso wenig vorstellbar wie ein Leben ohne Lüge. Und darin liegt die künstlerische Bedeutung des Mordes. Wenn der Mord zu einer Quelle künstlerischer Eingebung für das zwanzigste

Jahrhundert geworden ist, lassen sich gewiß auch Beispiele dafür finden, daß der Mord selbst nach künstlerischen Kriterien beurteilt werden kann.

Daß der Begriff eines künstlerischen Ideals den Mord mit einschließen kann, ist allgemeiner akzeptiert, als man zunächst denken würde. Man spricht viel häufiger von der Idee des perfekten Mordes als von vollkommenen Gemälden, vollkommenen Gedichten oder der vollkommenen Symphonie. Allein auf dieser Grundlage könnte man die Behauptung vertreten, die schöne Kunst des Mordes sei die einzige, in der künstlerische Perfektion erreichbar ist.

Aber was ist die Substanz dieser Perfektion? Nicht nur, daß der Mörder ungestraft entkommt, obgleich das zweifellos wichtig ist. Es mag schwer zu beweisen sein, daß man in einer düsteren und stürmischen Nacht jemanden von einer Klippe gestürzt hat, aber das ist nicht die Vorstellung, in der sich der Begriff des perfekten Mordes verwirklicht. Letztlich beruht die Perfektion des Mordes ebenso auf der Schwierigkeit, jemanden zu töten, ohne erwischt zu werden, wie

auf dem Scharfsinn, der an die Lösung dieser Frage gewandt wurde.

Es sind natürlich die vollkommenen Morde, selten wie sie sein mögen, die das künstlerische Paradigma perfekter Tötungsdelikte darstellen. Die Ironie des vollkommenen Mordes liegt darin, daß seine Perfektion nicht anerkannt werden kann, solange sie andauert, solange also der Mordfall nicht gelöst ist. Nur die Morde, denen es in irgendeiner Hinsicht an Perfektion gebricht, können rühmend erwähnt werden.

Auch dies ist ein Grund, den Mord als eine der schönen Künste anzusehen. Denn fast jeder Fall von vorbedachtem Mord strebt das Ideal der Vollkommenheit an. Beim Mord gibt es keine Kompromisse.

Wie ich schon gesagt habe, war das zwanzigste Jahrhundert das Zeitalter mörderischer Taten einer bis dahin unvorstellbaren Größenordnung. Zwei Weltkriege haben dazu beigetragen, dem menschlichen Leben seinen Wert zu rauben. Daher mag es unwahrscheinlich erscheinen, daß dieses unser Jahrhundert eine Renaissance der Kunst des Mordes erleben sollte. Man könnte auch einwenden, daß es in den letzten Jahren zu so vielen Morden gekommen ist, daß man leicht Gefahr läuft Quantität mit Qualität zu verwechseln. Aber an den meisten dieser Morde findet sich nichts Bewundernswertes, und die meisten Leser der *News of the World* sind mit allem zufrieden, wenn es nur blutrünstig genug ist. Der gute Geschmack aber verlangt mehr.

Wenn wir nach Beispielen für Mordfälle suchen, die unser Jahrhundert vor anderen auszeichnen, müssen wir nach einem Maßstab suchen, an Hand dessen sie beurteilt werden können. Hier, glaube ich, kann man nicht besser fahren, als wenn man DeQuinceys eigene Faustregel übernimmt. Kühnheit, so sagt er, ist entscheidend, und der Wagemut des Mörders kann an Ort und Zeit der Tat gemessen werden. Es ist eine Kunst, einen Mann am hellichten Tag auf einer

belebten Straße zu töten und nicht entdeckt zu werden. Aber am wichtigsten, so De Quincey, ist das Opfer selbst: Es sollte sich um einen guten Menschen handeln, denn nur so kann die letztlich künstlerische Zielsetzung des Mordes demonstriert werden. Es ist die gleiche Zielsetzung, wie sie nach Aristoteles die Tragödie verfolgt: «das Herz des Menschen durch Mitleid und Schrecken zu reinigen». Zu Recht fragt DeQuincey: «Wie kann man Mitleid mit einem Tiger empfinden, den ein anderer Tiger vernichtet?»

De Quincey scheut sich, selbst Beispiele zu bringen, wie man dies von einem Mann erwarten kann, der dem Mord nie näher gekommen ist als beim Versuch, einen Kater zu ertränken.

Ich hingegen hege keine derartigen Skrupel. Zwar kann ich nicht behaupten, gute Menschen getötet zu haben, deren Tod mitleiderregend wäre. Die Männer, die ich getötet habe, hätten zweifellos viele andere getötet. Aber jeder sucht seine Berufung, wo er kann, und mein persönliches Mordregister übertrifft gewiß den Anschlag auf das Leben einer Katze. Natürlich werde ich nach Beendigung meines Vertrags wieder auf die gleiche Weise töten.

Ich meine daher durchaus berechtigt zu sein, den künstlerischen Wert anderer Morde zu beurteilen. Aber bevor ich mich den Mordopfern und ihren Mördern zuwende, muß ich einige Worte über die Mittel sagen, mit denen Morde verübt werden.

Das erhabenste Werk des neunzehnten Jahrhunderts, Morde, die so spät in ihrem Jahrhundert geschahen, daß man in Versuchung kommen kann, sie dem zwanzigsten Jahrhundert zuzurechnen, sind zweifellos die Whitechapel-Morde des Jahres 1888. Dennoch bin ich der Meinung, daß der größte Künstler des neunzehnten Jahrhunderts den Besten des nächsten Jahrhunderts nicht gewachsen war. Jack the Ripper mag zur Legende geworden sein, aber ich kann ihm nicht den gleichen Rang zuerkennen wie Ramon Mercader - schon der Name klingt nach Mord -, dem Mann, der 1940 Trotzki ermordete.

Sie werden sich erinnern, daß Trotzki nach seiner Niederlage gegen Stalin im Kampf um die Parteiführung aus der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ausgestoßen wurde. Trotzki floh aus Rußland und ließ sich in Mexico City nieder, von wo aus er den Kampf gegen Stalin fortsetzte. Aber all das wäre nicht hinreichend, um den Mord an Trotzki zu dem Kunstwerk zu machen, als das wir ihn heute erkennen. Unsere Hochschätzung für diesen einen Mord beruht auf einer und nur einer Tatsache: der einzigartigen Wahl der Tatwaffe. Was Paganini für die Geige war, war Mercader für den Eispickel. Eine begnadete Wahl, durch die Mercader unsere Kunst auf den Gipfel des Erhabenen geführt hat. Denken Sie einen Augenblick an die schneidende Symbolik seiner Wahl: ein einfaches proletarisches Werkzeug, dem Hammer und der Sichel ähnlich, die emblematisch die bolschewikische Revolution darstellen; das Eis, das in Rußland so verbreitet ist und in Mexiko ein Privileg der Reichen darstellt. Es war fast, als wolle Mercader einen behaglich in Mexico City lebenden Trotzki an seine proletarischen Ursprünge erinnern. Und denken Sie an den physischen Bereich, der Mercaders Angriff ausgesetzt war: Trotzkis Gehirn, das letzte Refugium der Opposition gegen Stalin. Vermittelt durch die Person Mercaders, weist Stalin nahezu buchstäblich darauf hin, daß er jedes konterrevolutionäre Denken zerstören wird. Der harte und unnachgiebige Schnabel des Tyrannen schlägt auf die Schale, die das Ei der Opposition birgt. Brilliant! Stalin hat diesem Meisterwerk des Mordes zu Recht Ehre erwiesen, indem er Mercader zum Helden der Sowjetunion ernannte. Können wir dahinter zurückbleiben? Müssen wir Mercader nicht den größten Vertreter der schönen Kunst des Mordes im vergangenen Jahrhundert nennen?

Aber mir scheint, daß es noch einen weiteren Mord gibt, der um seiner künstlerischen Verdienste willen erwähnt werden sollte: den Mord an David Blakely im Jahre 1955. Er war der Liebhaber von Ruth Ellis, die ihn ermordet hat und die letzte Frau war, die in England gehängt wurde.

Blakely und Ellis waren seit zwei Jahren ein Liebespaar. Es war eine turbulente, eifersuchtsgeplagte Beziehung, die von mancherlei Untreue auf beiden Seiten gekennzeichnet war. Eines Abends verließ Blakely die Wirtschaft «Zur Magnolie» in Hampstead und entdeckte, daß Ellis ihn mit einem Revolver in der Hand erwartete. Sie schoß, ohne Zögern, mehrmals aus minimalem Abstand auf Blakely. Zum künstlerischen Wert dieses Mordes tragen mehrere Faktoren bei: die nicht frauentypische Wahl der Waffe, die ungewöhnliche Entschlossenheit der Mörderin und, natürlich, die Tatsache selbst, daß weibliche Künstler selten sind. Ebenso wie man nur schwer weibliche Komponisten vom Range eines Mozart oder Beethoven oder eine weibliche Malerin finden kann, die imstande wäre, sich neben Tizian und Goya zu behaupten, zeichnet sich auch die

Kunst des Mordes durch einen Mangel an Talent beim schwachen Geschlecht aus.

Gewiß, die neuere neurologische Forschung hat den wahren Grund für den geringen Mordinstinkt des weiblichen Geschlechts entdeckt; und es mag nur eine Frage der Zeit sein, bis ähnliche Erklärungen für andere Aspekte kreativen Gestaltens gefunden werden. Aber lassen Sie uns dem echten Beitrag einer Frau, wenn er einmal auftritt, Anerkennung zollen und ihn entsprechend rühmen.

Sie werden sich entsinnen, daß ich zu Beginn meines Vortrags die Frage gestellt habe: Hat es im zwanzigsten Jahrhundert eine Renaissance der Kunst des Mordes gegeben? Lassen Sie mich jetzt versuchen, die Frage zu beantworten.

Es gibt eine solche Renaissance, aber eher in dem Sinne, wie Walter Pater sie beschrieben hat. Ich spreche von einem Temperament, einer Innerlichkeit des Reagierens, die in sich eine neue Form der Wahrnehmung ist. Sie spricht von der Gesichtslosigkeit des modernen Menschen und der Ungewißheit seiner Vorurteile. Sie weiß, daß alles Wissen nur vorläufig ist und daß es außer dem Tod selbst keine

tieferer Wahrheit gibt. Alles, was dazu dient, die Seele des Künstlers zu offenbaren, ist erlaubt, auch der Mord.

Diese Renaissance, diese Eruption des Mordes als Kunstform, erklärt nicht die Früchte der Erfahrung, sondern angesichts der erschreckenden Kürze der Erfahrung diese selbst zum Ziel. Sie verströmt die Atmosphäre absoluter Ungewißheit, beständigen Wandels, neuer Meinungen, der Weigerung, sich mit einer oberflächlichen Orthodoxie abzufinden. Wie Victor Hugo sagte, sind wir alle zum Tode verurteilt und genießen Strafaufschub auf unbestimmte Zeit. Was wir daher in dieser Renaissance erkennen, ist das Verlangen nach einem beschleunigten Lebensgefühl, nach einem differenzierten Bewußtsein.

1891 hat Oscar Wilde die Durchschnittlichkeit der Literatur

auf den Niedergang der Kunst der Lüge zurückgeführt. Ein gutes Jahrhundert später glaube ich, ein Jahrhundert literarischer und künstlerischer Blüte feiern und diese Blüte auf die Renaissance des Mordes als Kunst, als Wissenschaft und als geselliges Vergnügen zurückführen zu können.

Und nun, meine Damen und Herren, lassen Sie mich auf die üblichen Trinksprüche verzichten, die wir sonst dem Alten vom Berge, Karl Martell, den jüdischen Zeloten, Burke und Hare und der Mördersekte der Thugs gewidmet haben. Trinken wir statt dessen auf mein nächstes Opfer. Denn nun ist es unterwegs, und mich ruft mein Geschäft.

Als man Ocean Wharf und andere Stadtteilsanierungsprojekte in Angriff nahm, schien sich eine neue Chance für die Docklands anzukündigen, einen Stadtteil, der seit zwanzig Jahren in rapidem Verfall begriffen war. Aber es sollte nur ein kurzer Aufschub, eine weitere Seifenblase in dem Schaumbad werden, das der Londoner Immobilienmarkt der achtziger Jahre war. Noch bevor der letzte Ziegelstein gelegt, der letzte Farbtupfer am Fresko Churchills appliziert war,

das den Eingang zu Winston Mansions schmückt, meldeten Firmen wie die, die Ocean Wharf geplant hatte, den Konkurs an. Im Lauf der Zeit wurde ein Stadtentwicklungsprojekt nach dem anderen eingestellt, das Sozialamt wies immer mehr obdachlose Familien in Wohnungen ein, die noch vor kurzem für Hunderttausende von Pfund, später Dollar, angeboten worden waren, und die Gebäude verfielen fast so schnell wie das Preisniveau.

Um die Jahrtausendwende waren die Docklands wieder ebenso verfallen wie vor der Sanierung. Doch diesmal wirkte der Verfall um so dramatischer, als er vor dem Hintergrund gewaltiger Ausgaben stand, die man in dem erfolglosen Versuch gemacht hatte, einen Stadtteil für den Wohlstand wiederzuerobern. Als das erste Jahrzehnt des neuen Jahrtausends dem zweiten wich, behaupteten sich nur noch wenige und isolierte Inseln relativen Wohlstands wie Ocean Wharf in einem Meer urbanen Niedergangs von orwellischem Ausmaß.

Sie werden vielleicht fragen, warum ich mich trotz meines Wohlstands entschlossen habe, hierher zu ziehen und unter Bedingungen zu leben, die einem ständigen Belagerungszustand gleichkommen. Gewiß hätten sich die Architekten des Projekts nie träumen lassen, daß Ocean Wharf eines Tages von einem elektrischen Zaun eingeschlossen sein würde. Sie haben auch nicht geahnt, daß die Kriminalität rund um ihr Lieblingsprojekt auf ein Ausmaß ansteigen würde, das den Vergleich mit der New Yorker South Bronx nicht zu scheuen braucht.

Ich stehe, von Straßengeräusch und schmutziger Großstadtluft isoliert, am Fenster meiner Wohnung im siebten Stock von Winston Mansions und kann nicht mehr nachvollziehen, was sie für Vorstellungen hatten, als sie ihre ersten Modelle konstruierten. Haben sie an die wegen Umsatzmangels geschlossenen und ausgeplünderten Geschäfte und Läden gedacht, die zu Vorposten ganzer Slumsiedlungen von anarchischen Jugendlichen werden sollten? Konnten sie

sich vorstellen, daß ihre niedlichen kleinen Parklandschaften mit den bunt gestrichenen Bänken eines Tages zu Ödland und Autofriedhöfen werden würden? Und die kleinen Plastikmenschen, die sich so fröhlich in den Sperrholzmodellen ergingen? Was hätten die Architekten wohl gesagt, wenn man ihnen die statistische Wahrscheinlichkeit genannt hätte, daß jeder einzelne von ihnen gerade damit beschäftigt war, ein Verbrechen zu begehen? Die Isle of Dogs hat ihren Namen wohl verdient. « Weialala leia, Wallala leialala », ließ sich die Sirene des Streifenwagens vernehmen, der die Gesetzlosen durch die unwirkliche Stadtlandschaft jagte.

Und doch habe ich mich gerade wegen all dieser Lokalattraktionen entschlossen, hierher zu ziehen. Hier steht mir großzügig bemessener und bequemer Wohnraum zu einem durchaus vernünftigen Preis zur Verfügung. Am wichtigsten aber ist mir, daß ich hier meiner Neigung nachgehen kann, das Leben eines Außenseiters zu führen, am Rande der Dinge zu verharren, auf dem sauberen Rand eines sehr schmutzigen Notizbuchs zu leben. Und die Londoner Innenstadt ist bequem erreichbar.

Leise begleite, holde Themse, meinen Sang. Wenn ich hier stehe und über den Fluß blicke, kann ich mir leicht vorstellen, ich sei auserwählt und einsam. Ich habe einen natürlichen Hang zum Solipsismus. Für mich ist er keine intellektuelle Pose, sondern eine so starke moralische und mystische Einstellung, daß meine Gedanken erlahmen würden, wenn ich mein Bein verletzte. Denn Schmerz kennen heißt durch ein Merkmal unseres Schmerzes über seinen Ort benachrichtigt werden und ihn beschreiben können. Auf die gleiche Art unterrichten mich meine kinästhetischen Empfindungen über Bewegung und Lage meiner Glieder.

Ich lasse meinen Zeigefinger eine leichte, kreisende Bewegung vollführen. Entweder spüre ich sie kaum oder überhaupt nicht, vielleicht auch nur als schwache Spannung in der Fingerspitze. Unterrichtet mich dieses Gefühl über die Bewegung? Ich kann die Bewegung ge-

nau beschreiben, ohne sie zu sehen. Ich muß sie fühlen, um sie zu erkennen - soviel scheint sicher. Aber sie erkennen heißt nur sie beschreiben können.

Wenn nun der gleiche Finger die gleiche Bewegung macht, diesmal aber auf dem Abzug einer Pistole, können mich dann ein leichter Druck und die Kälte des Metalls unter dem Fleisch meines Fingers davon unterrichten, daß er und der Abzug sich wirklich bewegen? Und wenn ich sehe, wie der Körper eines Menschen vor mir zusammenbricht und sein Kopf Blut in die Luft spritzt, kann ich, auch ohne meinen Finger zu sehen, wissen, daß er sich mindestens einmal bewegt hat?

Aber wissen, daß er sich sechsmal bewegt hat, hat nichts mit mitzählen zu tun. Die Waffe ist fast geräuschlos. Ich habe das weiter oben beschrieben. Dennoch sind die Ohren stärker betroffen, als wenn Stille herrschte. Ich spüre es nicht in meinen Ohren, aber das ist die Wirkung, die es hat. Ich kenne die Zahl der Geräusche, denn nach dem sechsten bewege ich mich rasch in eine andere Richtung.

15

KOMMT NICHT IN FRAGE!» Jake sah Mark Woodford und Professor Waring unverwandt an. Ihre Miene zeigte Erstaunen und Verachtung. «Auf keinen Fall! Tut mir leid!»

«Die Staatssekretärin hielt es für eine gute Idee», sagte Woodford beruhigend.

Jake schüttelte entschieden den Kopf. «Die Staatssekretärin ermittelt nicht in diesem Fall. Das tue ich, und ich finde die Idee beschissen.»

Die Besprechung fand einige Tage nachdem Mr. Parmenidis mit Wittgensteins Stadtplan im Yard gewesen war, in den Amtsräumen der Staatssekretärin im Innenministerium am St.-James-Park statt. Grace Miles selbst war an der Teilnahme verhindert. Sie weihte ein neues Polizeirevier in ihrem Wahlkreis in Birmingham ein.

Jake lehnte sich im Sessel zurück und sah sich beunruhigt um. Sie wunderte sich über die uneinheitliche Ausstattung des Raums: die stromlinienförmigen modernen Möbel, das billige grüne Porzellan und die Elefantenstoßzähne, die an einer der beigefarbenen Wände hingen. Das Elfenbein kam ihr angesichts der Tatsache, daß Elefanten bis auf wenige Exemplare in Zoos und Safariparks so gut wie ausgestorben waren, eher geschmacklos vor. Der Elefant war ihr Lieblingstier. Weil Elefanten nie etwas vergessen, meinte sie, müsse er das Lieblingstier jeder Polizistin sein. Und das war es, was diese Armleuchter von ihr wollten: Sie sollte vergessen, daß sie den Auftrag hatte, Wittgenstein zu verhaften.

Mark Woodford seufzte. Er vermied es sorgfältig, Jake in die Augen zu sehen, und spitzte nachdenklich die Lippen.

«Normalerweise», sagte er, mühsam überwundene Bedenken vortäuschend, «respektieren wir im großen ganzen die verfassungsmäßige Gewaltenteilung: Legislative, Exekutive...»

«Ersparen Sie mir die Vorlesung über Verfassungstheorie», sagte Jake. «Ich weiß, was die drei Gewalten sind.»

Unbeirrt fuhr er fort: «Aber es gibt Umstände, unter denen sich die Legislative verpflichtet fühlen könnte, sich in die Aufgaben einer der anderen Gewalten einzumischen.»

«Ich nehme an», sagte Jake, «Sie wollen sagen, daß Sie mir den Fall entziehen werden. Geht es darum?»

«Ja», sagte Waring.

«Versuchen Sie es nur», sagte Jake. «Ich wollte mich schon immer einmal als Journalistin versuchen.»

Woodford lächelte begütigend. «So weit wird es wohl kaum kommen, Frau Chefinspektor.» Er lehnte sich über den Tisch und faltete ungeduldig die Hände. «Hören Sie! Ich verstehe nicht, was Sie da-

gegen haben. Professor Warings Vorschlag könnte alle unsere Probleme lösen.»

«Alle, außer Wittgensteins Problemen.»

Woodford zuckte die Achseln. «Ehrlich gesagt», sagte er, «seine Probleme kümmern mich wenig. Mit dem neuesten Opfer, Hegel, sind es jetzt zwölf Menschen, die er getötet hat.»

«Mag sein», sagte Jake. «Aber deshalb hat er immer noch ein paar Rechte. Es gibt eine richtige Art, die Dinge zu erledigen. Und selbst wenn er funktionieren sollte, was ich bezweifle, würde ihr Vorschlag nur dazu dienen, alles unter den Teppich zu kehren. Und was wichtiger ist: Wenn er nicht funktioniert, könnte Wittgenstein den Kontakt zu uns ganz abbrechen, sich eine Zeitlang ruhig verhalten und in zwei Jahren mit der ganzen Geschichte von vorn anfangen. Und, was am schlimmsten ist: Sie sind dabei, diesen Mann zur Legende zu machen, so wie Jack the Ripper zur Legende wurde, als er verschwand.»

«Hören Sie», sagte Woodford. «Lassen Sie doch einfach den Professor seinen Vorschlag selbst erläutern. Bitte, hören Sie ihn an.»

Jake zuckte die Achseln. «Fahren Sie fort. Aber ich kann mir nicht vorstellen, daß es einen großen Unterschied machen wird. Und wenn der heilige Franziskus mir so einen Vorschlag machte, würde er immer noch nach Scheiße riechen.»

Professor Waring warf Mark Woodford einen fragenden Blick zu. Der nickte, als wollte er sagen, den Versuch sei es immer noch wert. Woodford schlug einen Aktendeckel auf und blätterte darin.

«Aus der Lektüre sämtlicher Mitschriften Ihrer Telefongespräche mit Wittgenstein und aus allem, was wir sonst über ihn wissen, habe ich ein sehr klares Bild von dem Charakter des Mannes gewonnen, mit dem wir es hier zu tun haben.

In vielen Punkten gleicht er anderen Patienten, die ich in Haftanstalten interviewt habe. Meine eigenen klinischen Forschungen haben ergeben, daß dieser Typ üblicherweise zum Selbstmord neigt. Da er dem Leben anderer Menschen keinen Wert beimißt, ist es wahrscheinlich, daß er auch keinen allzu großen Wert auf sein eigenes Leben legt.»

Er räusperte sich, bevor er zu dem kam, wovon Jake wußte, daß es der angreifbare Teil seiner These war.

«In diesem Falle bin ich dessen gewiß. Und wenn wir die Identifikation des Mörders mit Wittgenstein oder seinen Wahn in Rechnung stellen, er sei Wittgenstein, sehe ich keinen Grund, warum er seine antisozialen Aggressionen nicht gegen sich selbst kehren sollte. Schließlich hat einer der Brüder Wittgensteins Selbstmord begangen, und er selbst war suizidgefährdet. Natürlich habe ich als Arzt gewisse Vorbehalte, wenn ich diese Vorgehensweise empfehle. Man könnte behaupten, der Vorschlag verstoße gegen den hippokratischen Eid. Aber der Eid ist wertlos, wenn er noch größeren Verlust an Leben zuläßt. Und letzten Endes, Frau Chefinspektor, meinen Sie nicht, es wäre besser, sich selbst zu töten, als zu lebenslänglichem Strafkoma verurteilt zu werden? Ich weiß, welche Wahl ich treffen würde.»

«Das ist die Höhe!» Jake verzog wütend das Gesicht. «Schließlich waren Sie Mitglied des Sonderausschusses im Innenministerium, der die Verhängung von Koma als anwendbare Form der Bestrafung empfohlen hat.»

Waring runzelte die Stirn und sah Woodford an. «Vielleicht macht sich die Chefinspektorin Sorgen, weil eine Ermittlung ohne Verhaftung schlecht für ihre Karriere sein könnte.» «Das hat nichts damit zu tun», sagte sie rasch. Woodford lächelte verbissen und griff nach einem Stück Kuchen. «Hören Sie», sagte er, «ich weiß, was das für Sie bedeuten muß. Sie haben sich dem Fall mit Hingabe gewidmet

und harten dabei einen bestimmten Abschluß im Sinn. Und jetzt kommen wir und schlagen eine andere Zielsetzung vor. Ich kann mir vorstellen, wie frustrierend das sein muß. Niemand hat erwartet, daß Sie begeistert sind.»

«Sie haben verdammt recht: Ich bin nicht begeistert. Sie und Ihre Kumpane können meinetwegen tun, was Sie wollen, aber ich werde Wittgenstein weiterhin auf meine Art verfolgen.» Zu diesem Zweck hatte Jake bereits beschlossen, nicht zu erwähnen, daß Parmenidis ihr Wittgensteins Opferliste gebracht hatte und daß die potentiellen Opfer Tag und Nacht überwacht wurden.

Woodford zuckte die Achseln. «Wir können Sie wohl kaum daran hindern, Ihre Pflicht zu tun», sagte er.

«Und was ist mit Sir Jameson Lang?» fragte sie. «Was sagt der denn zu Ihrem netten kleinen Plan? Er kommt mir nicht wie jemand vor, der da so einfach mitmacht. Technisch gesehen handelt es sich um eine Verschwörung zum Zwecke gesetzwidriger Tötung.»

«Ist das nicht ein bißchen melodramatisch?» fragte Woodford.

«Und was Sir Jameson Lang angeht», sagte Waring, «den überlassen Sie ruhig uns.» Er wandte sich an Woodford. «Ich rufe ihn heute nachmittag an.»

Jake stand auf und schob den Stuhl mit den Füßen von sich.

«Mord», sagte sie, «und bilden Sie sich nicht ein, es sei etwas anderes. Nicht einmal Wittgenstein bildet sich das ein.»

Der Fahrstuhl vom obersten Stockwerk war langsam, und bis Jake im Erdgeschoß ankam, hatte sie sich wieder einigermaßen beruhigt. Eine Angestellte des Sicherheitsdienstes durchsuchte sie und überprüfte dann mit einem Blick auf den Bildschirm des Computers, daß Jake keine unidentifizierten Gepäckstücke zurückgelassen hatte.

Während sie auf das O. K. der Sicherheitszentrale wartete, sah sie

den zahlreichen Russen und Osteuropäern zu, die geduldig in der Eingangshalle darauf warteten, von irgendeinem subalternen Beamten des Innenministeriums wegen ihrer Aufenthaltsgenehmigung befragt zu werden. Sie wußte, daß einige von ihnen mit Sicherheit schon seit Tagen darauf warteten, beweisen zu dürfen, daß sie sich legal in Großbritannien aufhielten. Niemand machte sich viel Gedanken um ihr Wohlergehen oder ihre Bequemlichkeit. Niemand versuchte, den ganzen Vorgang weniger unpersönlich zu gestalten, als er war. Kein Wunder, dachte Jake, daß Menschen manchmal gewalttätig werden.

Als ihre Sicherheitsüberprüfung abgeschlossen war, verließ Jake das tankstellenähnliche Gebäude in Richtung Tothill Street und bog dann gleich nach rechts in Richtung auf New Scotland Yard und den berühmten drehbaren Käse auf einer Fahnenstange ein, den das Publikum aus Hunderten von Fernsehserien kannte. Der Silberkäse fing die heißen Strahlen der Mittagssonne ein und warf sie ihr in regelmäßigen Abständen wie ein Stroboskoplicht entgegen. Sie fragte sich, warum ihr dieser Anblick bedeutsam vorkam. Wieder in ihrem Büro angelangt, rief Jake im Labor an.

«Maunce? Wie weit sind wir mit dem Autoradiogramm?» fragte sie. «Hat der Computer schon einen Personalausweis gefunden, der zu dem Spezimen paßt?»

«Könnten Sie sich endlich mal entschließen, was Sie wollen?» knurrte er zurück. «Soll ich denn das Computervergleichsprogramm wieder anlaufen lassen?»

«Was heißt wieder?» fragte sie. «Wer hat gesagt, daß Sie aufhören sollen?»

«Sie selbst. Ich habe erst gestern ein eigenhändig unterschriebenes Memorandum von Ihnen gekriegt. Sie haben mich auch aufgefordert, Ihnen das Autoradiogramm zu schicken.» «Und haben Sie es getan?»

«Soll das heißen, Sie haben es nicht bekommen?» Allmählich kam es Jake so vor, als ob da etwas faul sei. «Maurice, würden Sie bitte nach dem Memorandum suchen und es mir bringen? Sofort, bitte.»

Sie wartete ein paar Minuten und rief dann wieder an. Selbst auf dem Bildschirm des Pictofons war zu erkennen, daß Maurice sich Sorgen machte.

«Soll das ein Witz sein?» fragte er. «Ich habe was Besseres zu tun, als mich um dumme Scherze zu kümmern.»

«Das ist kein Witz», sagte Jake. «Also? Haben Sie das Memorandum gefunden?»

«Komisch», antwortete er, «ich habe überall nachgesehen und kann es nicht finden.»

«Und das Memorandum ist gestern nachmittag auf Ihrem Monitor angekommen?»

«Ja», sagte er. «Ich habe es in die Tagesdatei kopiert und einen Ausdruck gemacht, um ihn zusammen mit dem Autoradiogramm zurückzuschicken.»

«Das heißt also, daß jemand in Ihrem Büro war und das Memorandum aus dem Speicher Ihrer Tagesdatei gelöscht hat?»

Maurice zuckte unangenehm berührt die Achseln. «Sieht so aus», sagte er. «Aber wer würde so etwas tun?»

«Da habe ich eine dunkle Ahnung», sagte Jake.

«Vielleicht sollte ich einen Bericht darüber machen.»

Jake dachte einen Moment nach. Zwar konnte sie sich nicht vorstellen, daß Woodford oder Waring im Labor herumschnüffelten und Dateien im PC eines Technikers löschten, aber sie konnte sich vorstellen, daß sie dahintersteckten. Gewiß gab es Leute genug, die bereit waren, ihre Anordnungen zu befolgen: Polizisten etwa, die nicht

wollten, daß das Lombrosoprogramm und in seinem Gefolge die viel beschworene Recht-und-Gesetz-Parole der Regierung nicht wieder-gutzumachenden Schaden nahmen. Das aber würde mit Sicherheit geschehen, wenn bekannt wurde, wie Wittgenstein eben das System ausgenutzt hatte, das dazu dienen sollte, ihn zu kontrollieren.

Die gleichen Personen würden es sicher auch vorziehen, sich des Falles Wittgenstein auf unauffälliger Weise zu entledigen, als es eine Verhaftung und die anschließende Gerichtsverhandlung zulie-ßen. Schlimm genug, dachte sie, daß Woodford und Waring es dar-auf anlegen wollten, Wittgenstein sich selbst aus der Gleichung eli-minieren zu lassen. Viel schlimmer aber war die Vorstellung, daß es Polizisten gab, die bereit waren, bei diesem Spiel mitzuspielen. Ei-nes war klar: Wenn sie die Ermittlungen fortführen wollte, mußte sie sich unauffälliger verhalten, als die Suche nach verschwundenem Beweismaterial es zuließ.

«Nein, Maurice», sagte sie. «Überlassen Sie die Angelegenheit vor-läufig mir. Einverstanden?»

Er schien erleichtert und dankbar, was ihn zu ungewohnter Höflich-keit animierte. «Selbstverständlich, Frau Chefinspektor. Wie Sie wollen. Ich habe genug zu tun, auch ohne einen Haufen dummer Fragen zu beantworten.»

Jake drückte auf den Pictofonknopf und beendete das Gespräch. Der genetische Fingerabdruck auf Wittgensteins Personalausweis würde ihr also nicht helfen, den Täter zu finden. Aber einfach am Schreib-tisch sitzen und abwarten, ob einer der Beamten, die die potentiellen Opfer überwachten, mehr Glück haben würde, konnte sie auch nicht. Die Arbeit der Kriminalistin, sagte sie sich, besteht darin, sich nie mit dem zufriedenzugeben, was man hat. Der Ermittlungsprozeß ist seiner Natur nach etwas kontinuierlich Fortlaufendes. Es geht dar-um, das, was man weiß, ständig neu zu bewerten, auch wenn es dazu keinerlei logischen Grund gibt.

Sie setzte sich an den Computer und rief ihre sämtlichen Notizen zu dem Fall auf, um zu überprüfen, ob etwas fehlte. Die Datei enthielt nicht viel, aber alles, an das sie sich erinnern konnte, war noch da. Nachdem sie die Aufzeichnungen schon einmal auf dem Bildschirm hatte, beschloß sie, sie noch einmal durchzulesen, und machte sich daran, die Datei Seite um Seite durchzusehen. Sie hoffte auf einen Einfall zu einer völlig neuen Ermittlungsstrategie. Dunkel erinnerte sie sich, daß Sir Jameson Lang gesagt hatte, der echte Wittgenstein habe intuitiv arbeitende Detektive vorgezogen. Vielleicht konnte sie ja mehr Intuition entwickeln. Aus früheren Fällen hatte sie gelernt, wie man am Ende einer Ermittlung seine eigenen Notizen durchle-sen und etwas entdecken konnte, von dem man hätte wissen müssen, daß es wichtig war, etwas, das die ganze Zeit dagewesen war und nur darauf gewartet hatte, bemerkt zu werden. Sie ließ die Seiten vorüberrollen. Etwas, das so klein war, daß sie es hätte übersehen können, vielleicht etwas, das mit dem Gebrauch von Worten zu tun hatte und das sie hätte mißverstehen können. Bis zu einem gewissen Grade war die Arbeit der Kriminalistin eine grammatische Aufgabe. Es ging darum, Licht auf ein Problem zu werfen, indem sie Mißver-ständnisse und Mehrdeutigkeiten, vielleicht auch Lügen, aus dem Weg räumte. Es kam ihr beinahe vor, als beschäftige sie sich nicht mit Phänomenen, sondern sozusagen mit der Möglichkeit von Phä-nomenen.

Jake mußte lachen. Langsam fing sie an zu reden wie Sir Jameson Lang. Nun schön, vielleicht hatte er ja recht. Vielleicht war eine De-tektivin so etwas wie ein Philosoph, und ihre kriminalistischen Er-mittlungen waren in Wirklichkeit eine philosophische Untersuchung. Vielleicht war es die ganze Zeit so gewesen.

Erneut las sie die Berichte der Spurensicherung, die Zeugenaussa-gen, die Laborberichte und die Personenbeschreibungen. Cläre, dem Mädchen aus dem Sexclub, war es gelungen, das Phantombild des Gesuchten so zu verbessern, daß er menschlicher aussah als zuvor.

Dann verglich sie Cläres Porträt mit dem, das Grubb, der Clubbesitzer, gezeichnet hatte, dann beide mit den ursprünglichen verbalen Beschreibungen. Dann las sie noch einmal die Beschreibung, die Wittgensteins psychotherapeutischer Berater, Dr. Chen, unter Hypnose gegeben hatte. Sie erinnerte sich an Professor Gleitmanns Meinung, Chen könne unbewußt gelogen haben, und las die Beschreibung noch einmal durch. Aber wenn es nicht so wahr? fragte sie sich. Und was könnte ihr das sagen? Daß der Mörder Wittgenstein tatsächlich ähnlich sah? Jedenfalls waren die Phantombilder, die nach den Anweisungen von Cläre und Grubb angefertigt worden waren, demjenigen ähnlich, das auf Chens Beschreibung zurückging.

Sie fragte sich, ob sie sich gründlich genug mit Chen beschäftigt hatte. Schließlich war er der einzige, der persönlich mit dem Mörder gesprochen hatte. Zweifellos war seine Hypnose professionell durchgeführt worden. Aber hatte man die Sprachbarriere hinreichend berücksichtigt? Chen sprach ausgezeichnet Englisch, aber war es seine Muttersprache? Dachte sein Unterbewußtsein englisch oder chinesisch? Könnte das einen Einfluß auf seine Antworten gehabt haben? Ihre Fragen waren an sein Unterbewußtsein gerichtet, damit aber auch an den Kern der Sprache. Könnten die Fragen in diesem Kern nur etwas gesehen haben, das für den Betrachter offen zutage lag, das durch angemessene Neuordnung überschaubar wurde? Aber was war mit dem, was unter der Oberfläche seiner Antworten lag? Gab es da etwas, das sichtbar wurde, wenn man es betrachtete, und das man bei weiterer Analyse offenlegen konnte?

Vielleicht waren ihr die stroboskopischen Lichteffekte auf dem silbernen Käse vor dem Yard deshalb bedeutsam erschienen.

Jake rief im Institut für Gehirnforschung an und ließ sich mit Dr. Chen verbinden. Sie fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, sich noch einmal hypnotisieren zu lassen, nur daß diesmal Fragen wie Antworten chinesisch formuliert sein sollten.

«Sie meinen also », grinste Chen, « mit meinem Englisch stimmt etwas nicht.»

Jake lächelte ihm zu und schüttelte den Kopf. «Nein. Sehen Sie, Sie haben doch Englisch gelernt?»

Er nickte.

«Aber Ihre Muttersprache ist Chinesisch?»

«Ja.»

«Also zwei sehr unterschiedliche Sprachen.»

«Nur oberflächlich», sagte er. «Der Mensch ist nun einmal ein syntaktisches Wesen, und alle Sprachen haben die gleiche Tiefenstruktur, so etwas wie eine genetische Universalgrammatik. Das ist die Blaupause für den Spracherwerb, mit der jeder Säugling auf die Welt kommt. Daß ich in der Kindheit Chinesisch statt Englisch gelernt habe, ist reiner Zufall.»

«Einverstanden», sagte Jake. «Aber meine Ermittlungen beziehen sich auf Sprachgebrauch, also auf eine Tatsachenfrage. Ich muß herausfinden, wie Form und Funktion zusammenwirken. Ich muß versuchen, Ihre Intentionen zu verstehen, die Beziehung zwischen dem, was Sie sagen, und dem, was Sie als Realität wahrgenommen haben.»

Sie saßen in Chens Büro im Institut. Chung, der Jake begleitet hatte, war damit beschäftigt, das Stroboskoplicht auf dem Schreibtisch zu installieren.

«Ich möchte mit Ihrem Unterbewußtsein in seiner Muttersprache reden», fügte sie hinzu. «Auf der bewußten Ebene wird Kriminalsekretär Chung übersetzen.»

Chen zuckte die Achseln. «In Ordnung», sagte er. «Wenn Sie glauben, daß es etwas nützt, bin ich gerne bereit, es zu probieren.» Er lä-

chelte fragend. «Wollen Sie selbst versuchen, mich in Trance zu versetzen?»

«Ja», sagte Jake. «Ich habe Psychologie studiert. Seien Sie versichert, daß dies nicht mein erster Versuch ist. Aber wir werden diesmal auf intravenöse Injektionen verzichten. Ich habe nicht viel dafür übrig, und außerdem können Sie sich so, sobald wir fertig sind, wieder Ihren eigenen Angelegenheiten widmen.»

Chen nickte und lehnte sich im Sessel zurück. Jake knipste die Lampe an.

Viele Leute glauben, daß willensschwache, zur Zustimmung neigende und unterwürfige Personen besonders leicht zu hypnotisieren seien. Das Gegenteil ist wahr. Intelligente Menschen sind der Hypnose leichter zugänglich, weil sie sich besser konzentrieren können als weniger intelligente. Chen war leicht hypnotisierbar und aufnahmefähig. Jake wußte, daß dies ein Zeichen für eine hochentwickelte Vorstellungskraft ist.

Als sie sicher war, daß er sich in Trance befand, erklärte sie, sie wolle ihm ein paar Fragen auf chinesisch stellen, und er werde jetzt eine andere Stimme hören. Sie forderte ihn auf, chinesisch zu antworten und mit dem Kopf zu nicken, falls er sie verstand.

Chen nickte bedächtig, und dann fingen sie an.

«Würden Sie ihn bitte fragen, ob er sich an den Patienten mit dem Decknamen Wittgenstein erinnert», wies sie Chung an.

Chung übersetzte die Frage in seine eigene Sprache.

Die schnell aufeinanderfolgenden hohen und tiefen Töne des Chinesischen erinnerten Jake an den Versuch, auf einem altmodischen Radio einen Sender zu finden. Sie lauschte dem

Gespräch der beiden und konnte sich kaum vorstellen, daß es irgendwelche Gemeinsamkeiten zwischen Englisch und Chinesisch

geben sollte, und sei es auch nur auf der Ebene der genetischen Programmierung.

«Fragen Sie ihn, ob er sich an irgend etwas erinnern kann, das Wittgenstein gesagt hat.»

Vielleicht war das alles Zeitverschwendung. Sie versuchte herauszubekommen, wie die Sprache die Realität darstellt, und hatte sich noch nicht einmal überlegt, wie irgend etwas irgend etwas anderes darstellen kann. So etwas lernte man nicht auf der Polizeiakademie in Hendon. So etwas unterrichtete niemand außer vielleicht jemand wie Sir Jameson Lang. Wie weit konnte eine Ermittlung eigentlich gehen? War sie nicht bereits zu weit gegangen?

«Bitten Sie ihn, Wittgenstein noch einmal zu beschreiben», forderte sie Chung auf. «Vielleicht haben wir ja irgend etwas übersehen.»

Wieder übersetzte Chung mit gerunzelter Stirn ihre Frage. Warum sahen Leute, die Chinesisch sprachen, eigentlich immer ärgerlich aus, fragte sich Jake. Chen seufzte. Ein wenig Speichel lief ihm aus dem Mundwinkel, und er schien über die Antwort nachzudenken. Er sprach langsam und zögernd, fügte ein Wort ans andere, als wisse er von Moment zu Moment nicht weiter.

«Brauner Regenmantel», übersetzte Chung. «Und braune Schuhe, gute Qualität. Braune Tweedjacke mit Lederstücken auf den Ellbogen. Er weiß nicht, wie sie heißen. Ein besonderes Wort. So ähnlich wie Flecken. Nicht Flecken.»

«Flicken?» fragte Jake.

«Möglicherweise, ja.» Chung beugte den Kopf vor, um sich nichts von Chens Aussage entgehen zu lassen. «Weißes Hemd. Nein, kein Hemd. Wie ein Pullover, aber nicht wie ein Pullover. Ein Pullover mit Rollkragen. Aber nicht aus Wolle. Aus dem gleichen Material wie ein Hemd.»

Chung zuckte die Achseln. «Ein weißes Rollkragenhemd oder so etwas.»

Jake hatte eine Idee.

«Fragen Sie ihn, ob es die Art Rollkragenhemd ist, wie es Zahnärzte tragen.»

Chung übersetzte und nickte Jake dann zu, als er Chens Antwort hörte. «Möglich. Aber er glaubt nicht, daß der Mann ein Zahnarzt war.»

«Warum nicht?»

Chung grinste, als er Chens Antwort hörte. «Er sagt, weil Wittgenstein faulige Zähne hat. Er sagt, er hat noch nie einen Zahnarzt mit fauligen Zähnen gesehen.»

Jake nickte. «Yat, Sie haben doch gesagt, der Mörder habe nur in das Lombrososystem eindringen können, wenn er einen Computer benützte, der bereits an das Datennetz der EG angeschlossen war?»

«Klar. So ist es.»

«Fragen Sie Dr. Chen, ob er glaubt, Wittgenstein könne Krankenpfleger oder sonst etwas in einem Krankenhaus sein.»

Chung stellte die Frage, und Chen antwortete, wahrscheinlich sei es so.

«Genau wie der richtige Wittgenstein», sagte Jake. «Er hat während des Zweiten Weltkriegs eine Zeitlang in einem Krankenhaus gearbeitet, um nicht als feindlicher Ausländer interniert zu werden.»

Chung schüttelte den Kopf. «Das ist der Ärger mit euch Briten», sagte er. «Genau das gleiche wie bei den Boat People in Hongkong. Ihr sperrt ständig Leute ein, die gar nicht imstande wären, euch irgend etwas zu tun.» Jake holte Chen aus der Trance.

«Haben Sie etwas Nützliches gefunden?» fragte er freundlich.

Jake erzählte von ihrer Idee, daß Wittgenstein in einem Krankenhaus arbeiten könne.

«Freut mich», sagte er, stand auf und streckte sich.

«Gut», sagte Jake, «ich fürchte, wir haben Sie schon viel zu lange aufgehalten, Dr. Chen. Ich bin Ihnen zu Dank verpflichtet.» Im Gesundheitsministerium würde wahrscheinlich niemand mehr zu finden sein.

«Kein Problem», sagte er. «Das nächste Mal können Sie mir ja bei dem Versuch helfen, das Rauchen aufzugeben.»

Jake und Chung zogen sich in ihr Büro im Institut zurück, und Jake versuchte, im Ministerium anzurufen. Auf dem Bildschirm erschien ein unglaublich gesund und durchtrainiert aussehendes Mädchen im Sporttrikot, und dazu ließ sich eine hervorragend unpassende, unfreundliche Männerstimme vernehmen, die mitteilte, das Ministerium sei bis morgen früh um neun geschlossen.

«Das war's dann wohl für heute», sagte Jake. «Vielen Dank für Ihre Hilfe, Yat. Ich glaube, Sie haben mir sehr geholfen.»

«Keine Ursache», sagte er. «Übersetzen ist eine hübsche Abwechslung. Mal was anderes als Computer.»

Sie gingen zu Fuß zurück zum Yard.

«Sie müssen doch den Zug nach Paddington nehmen?» fragte Jake. «Kann ich Sie ein Stück mitnehmen?»

«Danke», sagte er, «unter einer Bedingung: Ich darf Sie vorher ins beste chinesische Restaurant in Soho einladen. Es gehört einem Vetter von mir.»

Jake grinste. «Abgemacht. Aber wartet Ihre Frau nicht auf Sie?»

Chung lächelte sie an. «Zur Zeit wohnt ihre Mutter bei uns. Die meint, ihre Tochter hätte auf keinen Fall einen Mann aus Hongkong heiraten dürfen.»

«Sie ist engstirnig und verbohrte», meinte Jake.

«Nein», lachte Chung, «sie hat nur noch nie im Restaurant meines Veters gegessen.»

Mein Gehirn tut weh. Wirklich, es tut weh.

Aber ist das ein Wunder, wenn da mehr als 30000 verschiedene Proteine umherwirbeln? Wenn man bedenkt, daß ein Gramm Gehirnmasse mehr Energie braucht, um mich bei Bewußtsein zu halten, als ein Gramm Muskeln, um eine Hantel zu heben? Wenn man bedenkt, daß mein Gehirn etwa ein Viertel meines täglichen Kalorienbedarfs verbraucht?

Aber bevor ihr kalorienbewußten Schlankheitsfanatiker begeistert nach Philosophielehrbüchern greift, sollte ich schnell hinzufügen, daß die geistige Anstrengung, die erforderlich ist, um Merleau-Pontys Phänomenologie der Wahrnehmung zu verstehen, nicht mehr Kalorien verbraucht als einmal Kacken oder Nasebohren.

Pech für euch Fettklößchen, aber die meisten Kalorien braucht man dazu, den Kopf einfach weiter brummen zu lassen. Sonst wäre G. E. Moore vielleicht noch zum Erfinder der ersten Cambridge-Diät geworden.

Trotzdem glaube ich, daß mein eigener kleiner Gulliver da drin in letzter Zeit eine Menge Überstunden gemacht haben muß. Das kontinuierliche Nachdenken über das Thema Mord muß wohl in den letzten paar Monaten zusätzliche Energie verbraucht haben. Deshalb dröhnt mir der Schädel.

Das Problem liegt darin, daß Gehirnzellen ausgesprochen gesellig sind. Sie lassen sich nun einmal nicht davon abhalten, mit ihren

Nachbarn zu sprechen, manchmal mit bis zu 100000 Nachbarzellen zugleich. Und bei all den geistigen Empfindungen, die ein unvermeidliches Korollarium des Massenmordes sind, muß das elektrische Feuerwerk in der zentralen Kokosnuß aussehen wie der Nachthimmel über El Alamein.

Wenn das Gehirn nur nicht so effizient wäre, klein wie es ist. Genau gesagt, macht es knapp zwei Prozent des Körpergewichts aus. In meinem Falle sind das etwa 1,7 Kilogramm. Es besteht darauf, Hunderte von Reservekopien von Gedanken anzufertigen - auch von den Gedanken, die man hoffte vergessen zu haben -, und speichert sie in allerlei verschiedenen neuronalen Nischen und kranialen Winkeln. Es gleicht dem vorsichtigen Reisenden, der daran denkt, daß man im Ausland leicht überfallen werden kann, und deshalb sein Reisegeld in kleine Summen aufteilt und sie überall in seinem Gepäck und an seiner Person verteilt. Deshalb gibt es, wenn ein Teil des Gehirns physisch zerstört wird, etwa der, der für das Farbempfinden zuständig ist, einen anderen, der den Job genauso gut erledigen kann.

Sosehr ich es zu verhindern suche, die mörderischen unter meinen Gehirnzellen unterhalten sich begeistert mit den übrigen und vergiften sie mit ihren logischen Bildern der Tatsachen.

Das verursacht mir allerhand Pein. Schlaflosigkeit ist die schlimmste Qual. Manchmal liege ich den größten Teil der Nacht wach und sehe ihnen bei der Arbeit zu. Man merkt es schnell genug, wenn etwas vor sich geht. Alle Gedanken werden zu einem Bild, und die Seele wird zum Körper. Das Denken manifestiert sich in kleinen heißen blutfarbenen Flecken. In letzter Zeit häufen sich die roten Flecken, und letzte Nacht glich das Innere meiner Schädeldecke einem der vulkanischen Lavaströme, die sich gelegentlich aus dem Ätna ergießen und ein paar Dörfer verschlingen.

Hauptsächlich scheint sich die neuronale Diskussion darum zu drehen, daß ich aufhören sollte, meine Brüder zu töten, um mich dem

menschlichen Geschlecht im allgemeinen zu widmen. Eine Art von Programm für eine Geschäftserweiterung. Ich halte diesen Trend für bedenklich, und er beunruhigt mich in beträchtlichem Maße. Ich hatte gehofft, die Dinge ein wenig unter Kontrolle zu halten, aber in Ermangelung eines V M-Kerns könnte sich das als unmöglich erweisen. Das könnte heißen, daß ich irgendwann die Firma ganz zumachen muß.

16

SIE FUHREN NACH SOHO und fanden schließlich einen Parkplatz am St. James Square. Chung bat um Entschuldigung für den weiten Weg zum Restaurant seines Vetters.

«Mir macht es nichts aus, ein Stück zu Fuß zu gehen», sagte Jake. «Ehrlich gesagt, ich kann ein bißchen Bewegung brauchen.»

«Ich auch», stimmte Chung zu. «Ich trainiere ein bißchen zu Hause. Ich habe in der Garage einen Sandsack aufgehängt. Daran tobe ich mich jeden Morgen richtig aus. In letzter Zeit stelle ich mir dabei vor, es sei meine Schwiegermutter.»

Sie gingen den kleinen Hügel zur Jermyn Street hoch und bogen dann in Richtung Regent Street und Piccadilly Circus nach Osten ein.

Gegenüber von Simpson's blieb Jake vor einem roten Backsteingebäude stehen und wies mit einem Kopfnicken auf die dunkle Glas-tür.

«Da drin ist vor ein, zwei Monaten ein Mädchen ermordet worden», sagte sie. «Kaum zu glauben, nicht wahr?» Sie warf einen langen Blick auf die Straße. «Es sieht alles so friedlich aus, so zivilisiert, so...» Ihre Augen fielen auf die schwarze Wand der Kirche von St. James.

«Was ist los?» fragte Chung.

Jake schüttelte sinnend den Kopf. «Nichts», sagte sie. Aber dann ging sie doch langsam zurück und auf die seltsam theatralische Kirchentür zu. «Ich weiß nicht, aber ich glaube, es ist nichts.»

Vor der Kirche, die hinter dem schwarzen Brett mit den Ankündigungen von Gastvorträgen kaum mehr wie eine Kirche aussah, versuchte Jake, sich ihrem Problem syllogistisch, als Kombination zweier unabhängiger Prämissen, zu nähern. Aber sie vermochte nicht einzusehen, wie die Konklusion, um die es ihr ging, logisch aus den Prämissen folgen sollte. Ein ungültiger Umkehrschluß, sagte sie sich, kann nur zu einer ungültigen Aussage führen. Dennoch war sie weiterhin davon überzeugt, daß ihre Schlußfolgerung empirisch überprüfbar sei. Die Frage war nur, wie.

Chung respektierte ihr Schweigen und folgte ihr stumm. Sie durchquerte die Kirche, trat auf den gepflasterten Hof hinaus und überquerte Piccadilly. Dann führte sie ihn durch die Sackville Street und blieb vor dem Mystery Book Shop stehen, der auch um diese späte Stunde noch voll von Kunden war. Ihm fiel auf, daß sie jetzt ver-stohlen lächelte, und als sie endlich den Mund aufmachte, strahlte ihr Gesicht das Gefühl ruhigen Triumphs aus.

«Verbrechen sind häufig», sagte sie, «Logik ist selten.»

«Verraten Sie mir jetzt, was hier vor sich geht?» fragte er. «Oder soll ich den Notarzt rufen?»

«Man sollte sich mehr mit der Logik als mit dem Verbrechen beschäftigen.» Sie zeigte nicht auf die Buchhandlung, die nach Chungs Eindruck besser zu ihrer kryptischen Bemerkung gepaßt hätte, sondern auf das Gyroslokal daneben. Hinter der Fensterscheibe war ein Mann dabei, die Tagespreise mit etwas anzuschreiben, das wie ein Stück rote Kreide aussah. Der Name an der Tür war Parmenidis.

«Macht es Ihnen viel aus, griechisch statt chinesisches zu essen.»

«Gar nichts, sofern Sie sich endlich entschließen, mir zu erzählen,

was hier verdammt noch mal vorgeht.»

«Gerne. Aber wir sollten nicht hier stehenbleiben. Er braucht uns noch nicht zu sehen.» Sie zog ihn in den Eingang einer Maßschneiderei. «Der Mann hinter dem Restaurantfenster heißt Kyriakos Parmenidis», sagte sie. «Aber das Lombrosoprogramm kennt ihn unter dem Decknamen William Shakespeare,»

«Ein VMK-Negativer?»

Jake nickte. «Vor ein paar Tagen hat ihn Wittgenstein bis St. James verfolgt. Er hatte vor, ihn zu erschießen. Aber Parmenidis hat ihn verjagt, und auf der Flucht hat Wittgenstein einen Stadtplan von London verloren. Der enthielt die Adressen sämtlicher potentieller Opfer in der Stadt. Parmenidis hat ihn in der Kirchenbank gefunden, in der Wittgenstein gesessen hatte. Nach einiger Zeit wurde ihm klar, was das zu bedeuten hatte, und als guter Bürger hat er ihn bei der Polizei abgeliefert.

Aber überlegen Sie jetzt einmal, Yat: Parmenidis arbeitet unmittelbar neben der Buchhandlung, in der Mary Woolnoth eine Stunde bevor sie auf scheußliche Weise ermordet wurde, ein Taschenbuch gekauft hat. Als Wittgenstein Parmenidis erschießen wollte, saß er in einer Kirche, die keine zwanzig Meter von dem Bürohaus entfernt ist, in dem Marys nackte Leiche aufgefunden wurde. Der Mörder hat die Leiche mit rotem Lippenstift beschmiert, und er war Linkshänder.»

Jake neigte sich vor und wies auf das Restaurantfenster.

«Da steht er, ist Linkshänder und schreibt das Tagesmenü mit etwas an die Fensterscheibe, das aussieht wie ein roter Lippenstift.»

Chung nickte. «Ich verstehe», sagte er.

«Jessie Weston, das Mädchen, das er vor Mary Woolnoth umgebracht hat, las auch begeistert Kriminalromane. Ich kann es nicht

beweisen, aber ich bin überzeugt davon, daß sie auch ein Buch in dem Laden gekauft hat. Und dort hat er sie gesehen. Ich möchte darauf wetten, daß all die anderen ermordeten Frauen irgendwann, bevor sie starben, diese Straße entlanggegangen sind.»

«Eine interessante Hypothese», stimmte Chung ihr zu. «Aber es klingt arg nach Indizienbeweisen.»

«Wenn ich recht habe, kann es nicht so schwer sein, ihn dazu zu bringen, daß er sich selbst entlarvt.»

«An was denken Sie?»

«Tragen Sie eine Waffe?»

«Klar. Schließlich bin ich Bulle.»

«Also gut, passen Sie auf. Gehen Sie da rein, und bestellen Sie etwas zu essen. Ich komme in ein paar Minuten nach. Aber tun Sie, als hätten Sie mich noch nie gesehen.»

Chung ging über die Straße und betrat das Restaurant. Jake ging auf den Mystery Book Shop zu.

Ein Plakat im Fenster wies darauf hin, daß sich vier führende Kriminalromanautoren im Laden befanden und bereit waren, Autogramme zu geben. Beim Betreten der Buchhandlung warf Jake einen raschen Blick auf die Namen und die dazu passenden Damen und Herren, die an einem langen Tisch hinter großen Stapeln ihrer neuesten Werke saßen. Sie erkannte niemanden. Jeder einzelne Autor starrte Jake hoffnungsvoll an, als sie an dem Tisch vorüberlief. Doch sie hatte nicht vor, ein Buch zu kaufen. Sie hatte nicht einmal vor, sich auch nur ein Buch anzusehen.

Jake lächelte bei der Vorstellung, daß die vier wichtigsteren Kriminalautoren wie Fernsehexperten in der Talkshow saßen und von den meisten Kunden der Buchhandlung ebenso ignoriert wurden wie von einer breiteren literarischen Öffentlichkeit, während sie vorhat-

te, gleich nebenan einen echten Massenmörder dazu zu bringen, daß er sich selbst verriet.

Was sie suchte, fand sie vor einem der wenigen Regale, in denen postmoderne Kriminalerzählungen ein vorläufiges Heim gefunden hatten.

Sie war eine große, kräftig wirkende Brünette und trug ein enganliegendes Drillichhemd und einen kurzen Rock. Jake konnte den Ansatz einer nackten Brust zwischen den Perlmutterknöpfen erspähen. Der leuchtendrote Lippenstift verlieh ihr ein billiges, ein wenig schlüpfriges Aussehen.

«Erkennen Sie mich?» fragte Jake mit gesenkter Stimme.

Die Beamtin blickte Jake unsicher an, warf einen Blick nach draußen und nickte dann.

«Ihr Name?»

«WPW 548 Edwards», sagte die Frau.

«Wo ist Ihre Observierungsgruppe?»

«Draußen, gnädige Frau, in einem blauen Lieferwagen.»

«Tragen Sie ein Mikro?»

Sie nickte.

«Gut. Dann können mich jetzt alle hören. Hier spricht Chefinspektorin Jakowicz. Ich habe Grund zu der Annahme, daß der Mann, den wir suchen, der Lippenstiftmörder, in dem griechischen Lokal nebenan arbeitet.»

Polizeiwachtmeisterin Edwards runzelte die Stirn. «Dachte ich mir, gnädige Frau», sagte sie leise. «Ich hab mir da neulich einen Kaffee geholt, und der Typ hinter der Theke hat mich so komisch angeguckt.»

«Haben Sie einen roten Lippenstift dabei?»

WPW Edwards nickte, kramte in ihrer Handtasche und übergab den Lippenstift.

«Frau Edwards und ich gehen jetzt nach nebenan», erklärte Jake ihrem unsichtbaren Publikum. «Kriminalsekretär Chung ist schon drüben. Ihr Einsatzbefehl: Seien Sie bereit, wenn er einen Fluchtversuch macht.»

«Was haben Sie vor, gnädige Frau?»

«Das werden Sie schon sehen.»

Jake marschierte an dem Tisch mit den unsignierten Büchern und ihren gekränkten Verfassern vorbei und verließ den Laden. Sie blieb stehen, als sie den blauen Überwachungswagen sah, und wie auf ein Stichwort öffnete sich ein Fenster und gab den Blick auf Inspektor Crawshaws Gesicht frei. Er winkte ihr zu. Jake nickte zurück und betrat gemeinsam mit der Wachtmeisterin das Lokal.

Das erste, was ihr auffiel, war der Geruch von Olivenöl.

Dann sah sie Chung, der ruhig in einer Ecke saß und an einem wohlgefüllten Stück Pitta kaute.

Parmenidis' einladendes Gesicht verzog sich ein wenig, als ihm klar wurde, daß eine der beiden Kundinnen vor der Edelstahltheke Jake war. Auf dem Regal hinter ihm stand eine große Flasche Olivenöl Extra Vergine der Sacred Oil Company.

«Hallo, Frau Chefinspektor», sagte er nervös. «Was kann ich für Sie tun?» Er warf einen Blick auf Edwards, schluckte nervös und fragte: «Haben Sie den Typ schon erwischt? Den, der hinter mir her war?»

«Nein, noch nicht», sagte Jake. Sie neigte den Kopf in Richtung auf ihre Begleiterin. «Ich habe nur gerade drüben in der Buchhandlung eine alte Freundin getroffen, und wir wollten einen Kaffee trinken.»

Parmenidis schien sich zu entspannen. Er deutete auf einen der Plastikische vor der Spiegelwand. «Bitte schön», sagte er. «Ich bringe ihn gleich rüber. Cappuccino? Espresso?»

«Zwei Cappuccino, bitte», sagte Jake.

Der Grieche verneigte sich leicht und fing an, die Maschine zu bedienen.

Die beiden Frauen setzten sich an den Tisch. Jake schenkte Chung keine Beachtung. Statt dessen hob sie ein Exemplar des *Evening Standard* auf, das auf einem Stuhl lag, und legte es auf den Tisch. Sobald Parmenidis ihnen den Rücken zugewandt hatte, zog Jake den Lippenstift aus der Tasche und schrieb in großen roten Buchstaben den Namen «MARY» auf die cremefarbene Tischplatte. Dann verdeckte sie ihn mit der Zeitung.

Nach ein paar Minuten kam der Grieche mit zwei Kaffeetassen an den Tisch. Lächelnd beugte er sich vor, und im gleichen Augenblick zog Jake die Zeitung weg und enthüllte Marys Namen.

Belsazer hätte kein erschreckteres Gesicht machen können. Aus Parmenidis' Gesicht wich jegliche Farbe. Erst fiel sein Unterkiefer herab, dann die beiden Tassen Kaffee. Er wandte sich um, rannte zur Tür und riß im Laufenden ein langes Messer von der Theke. Jake, WPW Edwards und Chung blieben ihm dicht auf den Fersen.

Draußen auf der Straße zog Jake ihre Waffe und rief ihm zu, er solle sich ergeben. Er rannte weiter, und als er den Weg von zwei weiteren Männern versperrt sah, die Pistolen und Dienstausweise zückten, hob er das Messer.

Jake blieb stehen, hielt den Arm ruhig und zielte tief. Sie sah, wie sich Crawshaw und der zweite Beamte rasch aus der Schußlinie zurückzogen. Sie fühlte den kalten Druck des Abzugs unter ihrem Finger, hielt eine tausendstel Sekunde den Atem an und drückte dann ab.

Er stürzte vornüber aufs Pflaster und griff nach seinem blutenden Oberschenkel. Crawshaw ging schnell auf ihn zu, um mit dem Fuß das Messer fortzuschleudern. Aber darauf kam es nicht mehr an. Noch bevor Jake Parmenidis erreichte, der blutend auf dem Pflaster lag, noch bevor sie die Wunde sah, wußte sie, daß die Kugel die Oberschenkelarterie des Mannes durchschlagen hatte. Allein die Blutmenge verriet ihr das.

Unter den Bartstoppeln war das Gesicht des Griechen tödlich weiß. Er sah nicht aus, als litte er Schmerzen, er wirkte eher betäubt. Seine Augen richteten sich kurz auf Jake, zwinkerten, schlossen sich und öffneten sich dann wieder. Einen Augenblick lang sah es aus, als lächle er ihr zu. Es war ein Lächeln, das sie schon einmal gesehen hatte, als ihr Vater an einem Gehirntumor starb. Ein Lächeln voll stummer Verachtung.

Crawshaw riß sich das Halstuch vom Körper, benützte seinen Schlagstock als Winde und legte schnell eine Aderpresse um den verwundeten Schenkel. Er versuchte, den Blutstrom aufzuhalten, aber der Mann war zu schwer verletzt und starb, noch bevor WPW Edwards einen Krankenwagen gerufen hatte.

Jake ging zu dem getarnten Polizeiwagen und überreichte vorschriftsmäßig Chung ihre Pistole. «Für die Untersuchung», sagte sie.

Chung nickte und steckte die Waffe ein.

«Ich wollte ihn nur verwunden», hörte sie sich selbst sagen. «Er hatte ein Messer. Als er die beiden anderen Beamten sah, dachte ich, er werde es benutzen.»

«Sie haben sich korrekt verhalten», sagte Chung. «Sie haben ihn gewarnt und dann tief gezielt. So soll man es machen. Es war einfach Pech, daß Sie ihn da getroffen haben. Einen Zentimeter höher oder tiefer, und er würde hier auf dem Pflaster sitzen und Sie beschimpfen.»

Jake lehnte sich an das Auto und versuchte, ihre Reaktionen darauf zu beobachten, daß sie einen Menschen getötet hatte. Sie hatte das Gefühl, sie solle sich eigentlich schlechter fühlen, als sie es tat, auch wenn Parmenidis sechs Frauen ermordet hatte. Außerdem war es ungünstig, daß er tot war. Ein Geständnis hätte alles einfacher gemacht. Wie die Dinge standen, mußte sie darauf hoffen, die Spurensicherung werde genug Beweisstücke finden, um einen Untersuchungsausschuß davon zu überzeugen, daß sie sich vorschriftsmäßig verhalten hatte.

Inzwischen war die mittlerweile auf beiden Seiten abgesperrte Straße voll von Polizisten, die damit beschäftigt waren, die Stalltür zu verriegeln, nachdem das Pferd gestohlen war. Jake fragte sich, wie sie es geschafft hatten, so schnell dazusein. Dann erinnerte sie sich, daß das Revier in der Vine Street direkt um die Ecke lag. Dahin mußte sie jetzt gehen, um ihre Aussage zu machen.

«Geht es Ihnen gut?» fragte Chung besorgt. Jake blickte ihn an und runzelte verwirrt die Stirn.

«Mir? Mir geht es gut.»

Bis sie aus der Vine Street wieder nach Hause kam, war es kurz vor Mitternacht. Die Wohnung kam ihr kalt und einsam vor, aber bald funktionierte die Zentralheizung, und sie war froh, daß sie niemandem zu erklären brauchte, was sie getan hatte. Das Pictofon klingelte ein paarmal, aber sie hob nicht ab.

Statt dessen schaltete sie das Fernsehen ein, schenkte sich ein großes Glas Whisky ein und versuchte, auf andere Gedanken zu kommen.

Sie hätte wissen können, daß sich die Mitternachtsnachrichten des Falls annehmen würden. Aber sie hatte nicht geahnt, daß die Geschichte dermaßen brutal und voyeuristisch behandelt werden würde. Sie wußte, daß Programme, die nach Mitternacht ausgestrahlt wurden, sich nicht an irgendwelche Regeln halten mußten. Das be-

deutete, daß das Spätprogramm im wesentlichen aus Pornofilmen bestand. Jake hatte nicht gewußt, daß die gleiche Freiheit für Nachrichtensendungen galt.

Das Fernsteam war weniger als eine Viertelstunde nachdem Jake den Tatort verlassen hatte, in der Sackville Street angekommen. Sie gingen chronologisch vor und zeigten erst das Gyrolokal und dann den Bürgersteig, den Parmenidis entlanggelaufen war. Dann filmten sie sein Messer und darauf eine Pistole, nicht Jakes automatische Beretta, die im Revier an der Vine Street lag, sondern ein anderes Exemplar der gleichen Waffe, die einer der vielen anwesenden Polizisten vorführte. Zum Schluß machte die Handkamera einen Schwenk auf die Straße, wo der Grieche tot in einer nierenförmigen Blutpfütze lag. In Nahaufnahme erschienen sein nackter Oberschenkel, die blutige Aderpresse, die Crawshaw angelegt hatte, und das Loch, so groß wie eine Münze, das die Kugel vom Kaliber .45 hinterlassen hatte. Zuletzt, und das war für Jake das eigentlich schockierende Erlebnis, zog der Reporter den Kopf des Toten an den Haaren hoch, um seine leblosen Züge besser ins Bild zu bekommen.

Der Kommentar war genauso sensationslüstern wie die Aufnahmen.

«Dieser widerliche Kriminelle», stieß der Reporter zähnefletschend hervor und schüttelte Parmenidis' Kopf an den Haaren, «war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit für den brutalen Mord an sechs jungen Frauen verantwortlich.» Er beugte sich vornüber und brüllte dem Toten in das blutige Ohr.

«Du warst der letzte Abschaum», schrie er, «ein dreckiges Tier. Daß man dich so erschossen hat, war viel zuwenig, du Scheißkerl. Du hättest leiden sollen wie die Frauen, die du umgebracht hast, du Arschloch. Ich hoffe, die Polizistin, die dich umgelegt hat, kriegt einen Orden dafür. Falls deine fetttriefende schmutzige Seele mich hören kann, du Schwein: Wir alle hoffen, daß du in der Hölle brätst. Für das, was du getan hast, sollte man...»

Jake griff nach der Fernbedienung und schaltete den Apparat ab. Dann trank sie ihr Glas auf einen Zug leer. Sie ekelte sich vor dem, was sie gesehen hatte. Offenbar hatte sie das Ganze erst im Fernsehen sehen müssen, um sich darüber klarzuwerden, daß sie einen Menschen getötet hatte.

Nach ein, zwei Minuten empfand sie ein leeres Gefühl in der Magengrube, und ihre Hände fingen an zu zittern. Dann wurde ihre Haut abwechselnd heiß und kalt. Unvermutet erinnerte sie sich an das, was sie im Psychologiestudium gelernt hatte. Jetzt versuchte ihr Hypothalamus wie ein kleiner Thermostat die autonomen Reflexe ihres Körpers auf das, was geschehen war, unter Kontrolle zu bringen. Sie dachte an Rene Descartes' Bild vom Menschen als einer Maschine, die auf äußere Reize reagiert. Es war seltsam, wie eines sie ans andere erinnern konnte. Das Lächeln auf Parmenidis' Gesicht. Das sardonische Lächeln ihres Vaters. Die Erinnerung war erschütternd.

Tränen stiegen ihr in die Augen, und als sie ins Badezimmer ging, schlotterten ihr die Knie. Sie mußte sich übergeben, noch bevor sie nur halbwegs durch die Tür war.

Niemand versteht mich.

Natürlich glauben viele Leute, daß sie mich verstehen. Neulich bin ich im Mystery Book Shop vor einem Regal stehengeblieben, und es war voll von Studien über die Psychologie des Massenmörders, oder, wie man auch sagt, des Serientäters. Doch, ich meine wirklich voll davon. Es müssen mindestens fünfzig verschiedene Titel gewesen sein. Ich habe in ein paar davon geblättert. Aber keiner der Verfasser hatte meines Erachtens den übernatürlichen Gesängen richtig gelauscht, von denen sie behaupteten, sie hätten sie verstanden.

Die meisten Bücher darüber, warum man zum Massenmörder wird, lassen sich auf eine von zwei Theorien zurückführen.

Die altmodische marxistische Version interpretiert das Verhalten des Massenmörders unter dem Aspekt des historischen Materialismus: Das Opfer der Gesellschaft verwandelt sich in den Unterdrückter der Gesellschaft. Demgegenüber läuft die moderne, im Kern allerdings auf Nietzsche zurückgehende Ansicht darauf hinaus, daß der Massenmörder ein enormes Bedürfnis hat, die Gesellschaft nicht abzulehnen, sondern ihr anzugehören; einer Gesellschaft, in der der Ruhm das Kriterium des Erfolgs ist und Mord nur eine Abkürzung auf dem Weg zum Ruhm darstellt.

Keine dieser beiden Vulgärinterpretationen des Gewaltverbrechens ist besonders überzeugend. Vielleicht kann ich es besser erklären.

In Die Blutbuchen erklärt Sherlock Holmes seine detektivische Kunst zu einem «unpersönlichen Ding, etwas, das jenseits meiner selbst liegt».

Das gleiche gilt für die Kunst des Mordes.

«Verbrechen sind häufig, Logik ist selten», teilt er Dr. Watson mit. «Deshalb sollte man sich mehr mit der Logik als mit dem Verbrechen beschäftigen.»

In der Tat, meine Damen und Herren, es geht um Logik. Um Logik, in der nichts zufällig ist. Um Logik, die alle Möglichkeiten mit einbezieht und deren Tatsachen alle Möglichkeiten sind.

Die Logik des Mordes ist das dunkle Wissen, das aus dem emsigen Studium intellektuellen Hasses hervorgeht. Im Gegensatz zur Liebe ist der Haß eine Leidenschaft, die ich beherrschen kann, ein Besen, mit dem ich meine Seele reinigen kann. Wird er einmal freigelassen, dann demonstriert er, wie der Mensch einst auf Erden wandelte, bevor die christliche Liebe ihren Anfang nahm, und wie er auf ihr wandeln wird, wenn all diese Dinge vergangen sind. Der Gotteshaf erhebt die Seele. Näher, mein Gott, zu dir.

VERMUTLICH LAG ES JA AN dem Scotch. Jedenfalls wachte Jake spät auf und stellte fest, daß sie seit Jahren nicht mehr so gut geschlafen hatte. Sie fühlte sich wohl, wohler, als sie je gedacht hätte, vielleicht wohler, als es ihr zustand. Als sei sie gereinigt und genesen. Ja, sie hatte sich übergeben, aber jetzt hatte sie einen Bärenhunger, einen Hunger, der nicht von der Stimme eines strengen Gewissens sprach. Es ging nicht: allein darum, daß sie keinerlei Schuldgefühl empfand. Schließlich hatte sie Parmenidis ja nur verwunden und an der Flucht hindern wollen. Es ging um etwas anderes, um das Gefühl, als sei ein schweres Gewicht von ihr genommen, als sei es jetzt Zeit, gewisse Dinge endgültig hinter sich zu lassen und neu anzufangen.

Ausnahmsweise war etwas im Kühlschrank. Sie machte sich ein üppiges Frühstück mit frischem Orangensaft, griechischem Joghurt, Bananen, Erdbeeren, kernlosen Weintrauben, Toast, Honig und starkem Kaffee und schlang alles heißhungrig in sich hinein.

Sie wußte, daß die Annahme falsch war, irgend so etwas wie eine Rechnung sei nun bezahlt, aber so kam es ihr vor. Und so sehr sie sich dagegen sträubte, Jake mußte sich selbst gestehen, daß Frau Dr. Blackwell recht gehabt hatte, daß das Entsetzen darüber, daß sie einen Mann erschossen hatte, etwas wie eine Fischgräte in ihrem Hals freigesetzt hatte. Es gab keine einfache Erklärung für das, was geschehen war, aber zum erstenmal in ihrem erwachsenen Leben fühlte Jake sich eins mit sich selbst.

Als sie im Yard ankam, war ihr erster Besucher Ed Crawshaw, und es gelang ihm, Jakes Selbstvertrauen weiter zu festigen.

«Ich habe letzte Nacht bei Ihnen angerufen», sagte er. «Wo waren Sie?»

Sie zuckte die Achseln. «Ich hatte keine Lust, ans Telefon zu ge-

hen.»

Crawshaw nickte verständnisvoll. «Ich habe mich heute nacht in der Wohnung des Griechen in Balham umgesehen», erklärte er. «Vielleicht würden Sie sich ja wohler fühlen, wenn Sie gesehen hätten, was wir da gefunden haben.» «Was haben Sie gefunden?» fragte sie ruhig. Er hielt einen Moment inne und holte tief Luft. «Die Hölle», sagte er schließlich. Dann schüttelte er den Kopf: «Ich kann es nicht beschreiben.»

«Dann sagen Sie mir bloß, daß ich den richtigen Mann erschossen habe, Ed.»

«Zweifellos. Parmemdis war der Lippenstiftmörder. Wir haben ein paar Bandaufnahmen gefunden, eine Art von Tagebuch. Ganz schön krankhaftes Zeug, jedenfalls der größte Teil. Anscheinend war er bei Ihnen? Und er war VMK-negativ?» Jake nickte.

«Und der Lombrosomörder war auch hinter ihm her?» «Richtig.»

«Ja, also Parmemdis muß gedacht haben, die Tatsache, daß er selbst beinahe zum Opfer eines Massenmörders geworden war, verleihe ihm so etwas wie Immunität. Er kam zu dem Entschluß, wenn er sich benähme, wie dies ein normaler Bürger unter den obwaltenden Umständen getan hätte, und uns den Stadtplan des Lombrosomörders bringe, könne er damit beweisen, daß er genau das war: ein normaler Bürger. Nur so auf alle Fälle, falls jemand anderer Meinung sein sollte. So sah es jedenfalls in seinem Tagebuch aus.»

«Ich habe geahnt, daß es so etwas sein könnte», sagte Jake. Crawshaw zuckte die Achseln. «Wer weiß? Vielleicht hat er sich ja auch überlegt, daß sein Bekenntnis im Rahmen der Lombrosoermittlungen, VMK-negativ zu sein, wenn sein psychischer Zustand im Rahmen der Ermittlungen über den Lippenstiftmörder bekannt geworden wäre, die Wirkung dieser Erkenntnis wiederaufgehoben hätte.»

Jake hob die Brauen. «Ich habe ihn kennengelernt, und ich glaube

nicht, daß er zu so komplizierten Gedankengängen fähig gewesen wäre, Ed. Ich glaube, ich ziehe die erste Version vor.»

Crawshaw nickte. «Ja, ja. Sie werden wohl recht haben.» Er lächelte und ging zur Tür. «Übrigens», sagte er, «er hat sie in der Buchhandlung ausgesucht. Wir haben in seiner Wohnung Hunderte von Kriminalromanen gefunden. Komischerweise hat er sie anscheinend nie gelesen. Die meisten Bücher steckten noch in ihren Papiertüten.»

Er nickte müde und zufrieden.

«Ich glaube, Sie sollten jetzt endlich mal nach Hause gehen und sich ausschlafen», sagte Jake.

Crawshaw gähnte. «Ich glaube, Sie haben recht.»

«Noch etwas, Ed.»

«Ja?»

«Danke.»

Später am Tage, nach einem Glückwunschanruf von Gilmour, versuchte es Jake wieder im Gesundheitsministerium.

Mehrere Minuten lang wurde sie wie eine Lieferung Pferdemist von einem Bürokraten zum anderen weitergereicht. Schließlich durfte sie ihr Anliegen einer Beamtin namens Porter vortragen. Mrs. Porters Doppelkinn und ihr Raucherhusten kamen Jake nicht gerade wie eine gute Reklame vor, wo es um Fragen der Volksgesundheit ging. Mrs. Porter war nicht begeistert von Jakes Bitte.

«Also noch einmal», keuchte sie. «Sie wollen, daß jemand in unserer Abteilung die Personalakten aller männlichen Krankenpfleger und des sonstigen männlichen Hilfspersonals im medizinischen Dienst in London und im Südosten durchgeht, um zu sehen, ob sich männliche Deutsche oder Männer deutscher Abstammung darunter befinden. Stimmt das?»

Jake bestätigte, so sei es.

«Sind Sie sicher, daß Sie keine genaueren Angaben machen können, Frau Chefinspektor?»

Jake wandte ein, wenn sie über genauere Angaben verfügte, stünde sie vermutlich kurz vor einer Verhaftung. «Alles, was ich habe, ist der rassische Genotyp eines Verdächtigen und die Wahrscheinlichkeit, daß er irgendwo in der Krankenpflege tätig ist.»

«Ich will keine Schwierigkeiten machen», sagte Mrs. Porter, «aber seit wir in der Europäischen Föderation sind, arbeiten eine ganze Menge Deutsche in britischen Krankenhäusern. Es wäre hilfreich, wenn wir die Auswahl einschränken könnten, wenn Sie mir beispielsweise die Namen von ein paar örtlichen Gesundheitsbehörden geben könnten.»

«Tut mir leid, aber das kann ich nicht. Könnten Sie die Überprüfung nicht am Computer vornehmen?»

Mrs. Porters Stimme klang ein wenig ermüdet. «Ja nun, ich hatte nicht vor, es von Hand zu versuchen», sagte sie. «Also passen Sie auf, ich werde sehen, was ich für Sie tun kann. O.K.?»

«Danke. Ich weiß Ihre Hilfe zu schätzen.»

«Aber es dauert ein bißchen, bis man so etwas in die Wege geleitet hat. Viel länger, als man nachher braucht, um es durchzuführen.»

War das nicht immer so? überlegte Jake. Zweifellos hatte die männliche Begeisterung für Mathematik dazu beigetragen, die Welt zu einem gefährlichen Ort zu machen. Aber hatte die Technologie, die ihr entsprang, das Leben eigentlich einfacher gemacht? Daran zweifelte Jake.

«Wie lange?»

«Ein paar Tage.»

Deprimierend, dachte Jake. Aber sie schaffte es, ein Lächeln aufzusetzen.

«Je früher es geht, desto besser», sagte sie. «Aber ein paar Tage sind in Ordnung.» Es hatte keinen Sinn, die Frau zu hetzen. Keinerlei Sinn. Es sei denn, sie wollte überhaupt kein Resultat.

Sie begann darüber nachzudenken, inwieweit ihre Abhängigkeit von männlicher Technologie ihre Fähigkeit beeinträchtigte, wie eine Frau zu denken. Jake hatte viel mehr für die Vorstellung von weiblicher Intuition übrig als für den Ausdruck selbst mit seinem herablassend patriarchalischen Klang. Sie zog eine wissenschaftlichere Erklärung sexuell bedingter Unterschiede kognitiver Fähigkeiten vor. Aber sie zweifelte nicht daran, daß dieser besondere Fall bei seiner Lösung so etwas wie weibliche Intuition erforderlich machte; eben die Art veränderten Zugangs und veränderter Einstellung, über die sie in Frankfurt gesprochen hatte.

Männer neigten dazu, die Dinge komplizierter zu gestalten als nötig, nach Problemen zu suchen, bevor sie sich auf die Suche nach Lösungen machten. Sie waren von ihrer eigenen Bedeutung besessen, und soweit Jake das beurteilen konnte, versuchten sie diese Bedeutung durch überflüssige Unklarheiten zu bewahren.

Frauen dachten geradliniger, weniger romantisch. Was jetzt gebraucht wurde, war ein einfacherer Gedankengang, als ihn alle Computer und jegliche lasergesteuerte Technologie vorsahen.

Anscheinend konnte man das Loch nicht tiefer graben, aber vielleicht konnte sie das gleiche Loch an einem anderen Ort graben.

Das Krankenhaus, in dem ich arbeite, liegt am Südufer der Themse in der Nähe des Wracks der Belfast, die die IRA vor etwa zehn Jahren in die Luft gesprengt hat. Am anderen Ufer liegt der Tower, den ich trotz der vielen Besucher, die er jedes Jahr hat, selbst noch nicht besucht habe. Dabei arbeite ich schon seit ein paar Jahren als

pharmazeutisch-technischer Assistent im Labor. Vielleicht werde ich eines Tages einfach über die Brücke spazieren und den Tower besichtigen, aber bisher hatte ich immer Wichtigeres zu tun.

Nicht daß heutzutage viele Leute Lust haben, sich längere Zeit in Ufernähe aufzuhalten. Wegen der vielen illegalen Einwanderer, die in Booten auf dem Fluß leben, ist die Gegend rund um das Krankenhaus ebenso gefährlich wie unhygienisch geworden. Im Hochsommer ist der Gestank der ungeklärten Abwässer, die direkt in die Themse strömen, überwältigend. Nachts ist es eine Gegend, wie Dickens sie hätte beschreiben können, eine Welt voll von Räubern, Prostituierten, Drogenhändlern, Gaunern, Leichenfledderern, Bettlern, Taschendieben und Zuhältern. Von der Polizei ist, außer im Krankenhaus, wenig zu sehen. Hier ist zum Schutz der Krankenhausangestellten vor ihren eigenen Patienten eine gutbewaffnete Schutztruppe vonnöten.

Einmal hat es einen wohlorganisierten Überfall auf die Krankenhausapotheke gegeben. Eine Bande von Männern hat uns mit abgesägten Schrotflinten überfallen, alle Drogen gestohlen, die wir hatten, und einen Nachtwächter umgebracht, der sich zur Wehr setzen wollte. Der Blutfleck auf dem Apothekenboden ist immer noch zu sehen. Als zwei der Räuber verhaftet wurden, hat unser Krankenhaus die Drogen an das Gefängnis Wapping (ehemals das Verlagsbüro der Times,) geliefert, mit denen das Urteil vollstreckt wurde. Ich selbst habe damals die beiden Insulinspritzen aufgezogen, mit denen sie in unwiderrufliches Strafkoma versetzt wurden. (Insulin wird heute nicht mehr verwendet, weil es auf eine Einbahnstraße führt. Heute werden im Strafvollzug andere Substanzen wie TLG oder HL8 angewandt, deren Wirkung rückgängig gemacht werden kann. Dennoch sind Verurteilungen zu unwiderruflichem Koma häufig, besonders bei überführten Mördern.)

Es spricht schon Bände, wenn ein modernes Krankenhaus es sich zur Aufgabe macht, Drogen an Gefängnisse zu liefern, um Menschen

ins Koma fallen zu lassen. Dabei war es früher das berühmteste Lehrkrankenhaus der Welt. Ich habe einmal einen Film - er muß über fünfzig Jahre alt gewesen sein - über das fröhliche und sorglose Leben der Krankenschwestern und Studenten gesehen, die damals hier arbeiteten. Wie merkwürdig das alles wirkte, und wie schrecklich englisch. Natürlich liegen die größten Veränderungen darin, daß dies kein Lehrkrankenhaus mehr, nicht mehr Teil des Staatlichen Gesundheitswesens und nicht mehr von Gras und Bäumen umgeben ist. Das Krankenhaus ist jetzt von einem hohen Zaun umgeben, und Medizinstudenten werden in Edinburgh - dem einzigen Universitätskrankenhaus, das noch staatlich finanziert wird - oder im Ausland ausgebildet. Wer 1953 hier Medizin studiert hat, damals, als der Film gedreht wurde, würde es wahrscheinlich nicht einmal mehr als Krankenhaus identifizieren können.

Dennoch ist die Arbeit in ihrer gleichmäßigen Routine durchaus befriedigend. Ich bereite Salben, Kapseln, Zäpfchen und Medikamente. Das meiste sind billige Ersatzmittel für die teureren Medikamente, die in Deutschland oder der Schweiz produziert werden. Ich selber würde das Zeug nicht anrühren. Wenn ich krank bin, gehe ich in eine Privatklinik, wo sie die richtigen Medikamente haben. Vergessen Sie nicht, daß ich dafür bezahlen muß, und das heißt, es ist nur gut, daß ich nicht von dem erbärmlichen Gehalt eines PTA leben muß. Glücklicherweise haben mir meine Eltern ein beträchtliches Einkommen aus einem Treuhandfonds hinterlassen. In Wirklichkeit brauchte ich überhaupt nicht zu arbeiten, aber es ist richtige Arbeit unter richtigen Menschen, und wenn ich arbeite, brauche ich an nichts anderes zu denken. Wer mit Drogen und Medikamenten umgeht, muß sehr präzise arbeiten, und Präzision ist das Angenehmste daran. Alles ist, was es ist, und nicht etwas anderes. Und natürlich kommt als zusätzlicher Anreiz hinzu, daß man immer wieder mal an eine Ladung anständigen Stoff kommt.

Ich mache da keine Ausnahme. Die meisten Menschen, mit denen ich

zusammenarbeite, haben irgendwie mit Drogenmißbrauch zu tun. Einpaar davon bessern sogar ihr miserables Einkommen auf, indem sie zu Hause Methadon fabrizieren und es an die Chinesen in der Gegend verkaufen.

Nicht daß ich kapieren könnte, warum sie sich um Methadon kümmern, wo doch die Dschunkenstadt reichliche Vorräte an gutem Opium bereithält. Das und gelegentliches Fummeln mit einem Käfigmädchen ist das einzige, was mich in die Gegend locken könnte. An ein paar Nachmittagen in der Woche können Sie mich auf einer bestimmten Dschunke in der Nähe des Kais von Bermondsey finden, wo ich zehn oder fünfzehn Pfeifen rauche, genau wie Donan Gray. Im Durchschnitt genehmige ich mir dreißig bis vierzig pro Woche. Das ist nicht übermäßig viel. Ich kenne Männer, und ich meine keine Chinesen, die zweihundert oder dreihundert Pfeifen pro Woche rauchen.

Das schönste am Opium ist das, was mit der Zeit geschieht, genauer gesagt, was aus dem Zeitempfinden wird. Nach ein paar Pfeifen hat man das Gefühl, man sei schon seit mindestens einem Tag auf dem Boot. Man fragt sich: «Wieviel Uhr mag es wohl sein?» Dann hält man einen Augenblick inne, stellt sich vielleicht ein großes Zifferblatt vor und nennt irgendeine Zeit.

Das Ganze ist von großer Selbstsicherheit begleitet, denn man entscheidet sich mit vollkommener Überzeugung und ohne jeden Zweifel für einen bestimmten Zeitpunkt. Wenn Sie mich nach dem Grund für diese Selbstsicherheit fragten, wüßte ich keinen. Ich könnte es ebensowenig beschreiben wie den Duft einer Tasse Kaffee.

Also sage ich mir gelegentlich: «Ich bin sicher, daß mehrere Stunden vergangen sind und daß es jetzt zehn oder elf Uhr nachts sein muß.» Aber wenn ich auf die Uhr schaue und die richtige Zeit vor mir sehe, wird mir klar, daß allenfalls zehn oder fünfzehn Minuten verstrichen sind. Eine Viertelstunde ist zu einem halben Tag gewor-

den. Daran kann man erkennen, daß die Zeit wenig mehr ist als ein Aspekt des menschlichen Willens.

In diesen Augenblicken, wenn ich über das Rätsel des Lebens in Raum und Zeit nachdenke, glaube ich, daß die Lösung ganz außerhalb von Zeit und Raum liegen muß. Vielleicht auch außerhalb meines eigenen Lebens. Gewiß, der Selbstmord ist eine sehr alte Lösung für ein sehr altes Problem, aber vielleicht ist er letztlich die einzige Lösung. Auf alle Fälle ist er die endgültige Lösung.

18

AM NÄCHSTEN MORGEN RIEF JAKE Sir Jameson Lang an, um herauszufinden, ob er vorhatte, an Professor Warings Plan mitzuarbeiten.

«Ich habe Ihren Anruf erwartet», sagte er. «Waring sagt, Sie seien gegen seinen Vorschlag. Aber mir bleibt keine Wahl. Ich muß tun, was sie verlangen. Trinity College ist nicht mehr so reich, wie es einmal war. Genauer gesagt: Die Finanzlage der Universität ist ausgesprochen angespannt. Die Universität versucht seit längerem, bei der Regierung eine größere Summe lockerzumachen. Ich glaube, man wäre nicht gerade begeistert, wenn ich ausgerechnet jetzt darauf bestände, die Regierung vor den Kopf zu stoßen. Eigentlich weiß ich nicht einmal genau, ob ich mit Ihnen sprechen sollte, Frau Chefin-spektor. Man hat mir gesagt, Sie würden versuchen, mich davon abzubringen.» Das Gesicht auf Jakes Pictofonschirm wirkte unbeholfen.

«Heißt das, man hat damit gedroht, die Mittel zu stornieren?»

«Darauf kommt es hinaus. Und lassen Sie mich eines sagen: Ich wäre froh, wenn ich nie einen von euch getroffen hätte. Die ganze Geschichte macht mich verrückt. Wenn das jemals herauskommt, ist mein wissenschaftlicher Ruf keinen Pfifferling mehr wert.»

«Und das ist alles, worüber Sie sich aufregen? Was ist mit einem or-

dentlichen Gerichtsverfahren? Was ist mit dem Leben dieses Mannes? Denken Sie vielleicht einmal einen Moment darüber nach! Sie sprechen davon, daß Sie einen Mitmenschen überreden wollen, sich selbst das Leben zu nehmen. Wie paßt das in Ihre Moralphilosophie, Herr Professor?»

«Sie haben recht, wenn Sie die Frage so formulieren», sagte er. «Es handelt sich so gut wie sicher um eine Situation, in der die Moralphilosophie ihren Beitrag zur Lösung eines praktischen Dilemmas leisten kann. Ich habe sorgfältig nachgedacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß ich der Gesellschaft einen Dienst erweise, wenn ich diesen Wahnsinnigen überrede, nicht andere Menschen, sondern sich selbst zu töten.»

«Das klingt, als wollten Sie sich lieber auf Nützlichkeitsabwägungen verlassen als auf Ihre Intuition, auf Ihr Gefühl.»

«Es bringt nichts, wenn man ethische Überzeugungen auf Intuition aufbaut, überhaupt nichts. Die Intuition sagt nicht allen Menschen das gleiche.»

«Sie wollen doch wohl die Idee intuitiver Erkenntnis nicht in Bausch und Bogen ablehnen?»

«Selbstverständlich nicht. Ich bin für intuitives Vorgehen. Aber welchen Intuitionen soll man folgen? Wir müssen unsere Intuitionen kritisch beurteilen, um herauszufinden, welche die sinnvollen sind. Und das kann man am besten von einer höheren Ebene des moralischen Denkens aus.»

«Und wie erreicht man die?»

«Unser moralisches Denken muß in der Welt, wie sie ist, stattfinden», sagte er. «Zugleich aber setzt die Logik der Begriffe unserem Denken Grenzen. Wir beobachten Tatsachen. Wir wählen Werte. Die Intuitionen, die wir pflegen sollten, sind diejenigen, die den höchsten Akzeptanzwert besitzen. Nun kann ich mir außer Ihnen,

Frau Chefinspektor, wenige Menschen vorstellen, die Einwände dagegen hätten, um eines höheren Gutes willen einen Mann, der bereits ein Dutzend unschuldige Menschen getötet hat, dazu zu überreden, sich selbst auszuschalten. Mir scheint, Sie argumentieren von einer rigide legalistischen Position aus und weigern sich, den Tatsachen ins Gesicht zu sehen. Betrachten Sie erst die Tatsachen, und entscheiden Sie dann, an welche Prinzipien Sie sich halten wollen.»

«Und warum sagt mir meine Intuition, daß Ihnen nicht wohl ist bei dem, was Sie vorhaben? Oder ziehen Sie es vor, moralische Dilemmata von der sicheren Warte Ihrer Wohnung im Trinity College aus zu entscheiden? Utilitarismus ist ein zu scharfes Schwert, als daß der Philosoph gezwungen sein sollte, es zu führen.»

«Ich bin nicht zimperlich», erklärte Lang, «aber ich bezweifle, daß eine philosophische Diskussion genügt, um der Aufgabe gerecht zu werden. Ich war dafür, einen Polizeipsychologen auf den Kerl anzusetzen, aber Waring ist anderer Meinung. Er glaubt, Wittgenstein werde lieber mit mir sprechen, der Gedanke, mit einem Cambridge-Professor die Klängen zu kreuzen, werde ihm schmeicheln. Waring sagt, es gehe ohnehin um Philosophie.»

Und damit hatte er recht, dachte Jake.

Der Bildschirm des Pictofons wurde dunkel, und sie trommelte wütend mit den Fäusten auf die Schreibtischplatte. Sie hatte das Gefühl, Warings Plan könne funktionieren, und wenn ihr nicht bald etwas einfiel, würde Wittgenstein ihren Händen entgleiten. Vielleicht auch seinen eigenen.

Später am Tag stand Jake immer noch das Bild all der Dinge vor Augen, die ihren Händen entglitten. Irgend etwas erinnerte sie an den Stadtplan, den Wittgenstein verloren hatte. Zugleich fiel ihr ein Spiel aus Ihrer Schulzeit wieder ein.

Sie rief Inspektor Stanley an und forderte ihn auf, den Stadtplan in

ihr Büro zu bringen.

Es war ein einfaches, ein wenig kindisches Spiel, mit dem man eine Freundin in Verlegenheit bringen konnte. Man mußte ihr nur einen Roman von D. H. Lawrence oder sonst einem moralisch gewagten Autor aus der Schultasche ziehen und versuchen festzustellen, ob das Buch als Folge häufigen Nachschlagens dazu neigte, sich von selbst an einer der gewagteren Stellen zu öffnen. Wie um ihre Theorie zu bestätigen, öffnete

Jake jetzt die Schreibtischschublade und zog ihren eigenen Stadtplan von London heraus. Sie ließ den perfekt gebundenen Buchrücken auf der Handfläche balancieren und ließ das Buch dann in zwei Teile auseinanderfallen. Der Band öffnete sich auf den Seiten, die den Londoner Südwesten rund um New Scotland Yard darstellten.

Stanley trug den Stadtplan in einer Plastiktüte für Beweismaterial, als sei es ein Goldfisch, den er gerade auf dem Jahrmarkt gewonnen hatte.

Jake warf ihr eigenes Exemplar beiseite und riß Stanley die Tüte aus der ausgestreckten Hand. Der Unterkiefer fiel ihm fast auf die Brust, als sie den Verschuß aufriß.

«Die Idee ist so einfach, daß ich nicht kapiere, wieso ich nicht früher darauf gekommen bin», sagte Jake und ergriff den Stadtplan.

«Was machen Sie da?» zischte Stanley verstört. «Das ist Beweismaterial. Das dürfen Sie nicht anfassen. Da sind Fingerabdrücke drauf. Sie werden sie verderben.»

«Ruhe», sagte Jake und wiederholte ihr einfaches Manöver. Das Buch öffnete sich langsam und blieb dann offen auf ihrer Handfläche liegen wie ein erschöpfter Vogel.

«Genau wie *Lady Chatterleys Liebhaber*», sagte sie. «Es öffnet sich da, wo es am häufigsten gelesen worden ist.»

Sie studierte die zwei Seiten mit all den Straßen, U-Bahn-Stationen, Parkgeländen, Schnellstraßen, Feuerwachen und Krankenhäusern so aufmerksam, als lese sie im Buch des Lebens.

«Seite achtundsiebzig/neunundsiebzig», murmelte sie, «von Waterloo östlich bis Rotherhithe, Tower Bridge bis Peckham Road. Mal sehen. Es gibt ein, zwei, drei, vier Krankenhäuser in dem Bereich. Und eins davon ist Guy's.»

Stanley rückte seinen Hemdkragen zurecht. «Tut mir leid, aber ich verstehe nicht ganz...» sagte er.

«Nein?» sagte Jake, die nach dem Pictofon griff und Mrs.

Porters Nummer im Gesundheitsministerium wählte. «Guy's ist das Krankenhaus, in dem der richtige Wittgenstein während des Kriegs gearbeitet hat. In der Krankenhausapotheke.»

«Das ist aber eine knappe Chance.»

«Haben Sie eine bessere zu bieten?»

Stanley schüttelte den Kopf.

Als Jake Mrs. Porter erreicht hatte, bat sie sie, nach einem Deutschen oder einem Mann deutscher Abstammung zu suchen, der in Guy's arbeitete.

«Mein Gott, jetzt haben Sie das Feld aber eingeengt», sagte Mrs. Porter. «Also dann. Kein Problem. Geben Sie mir ein paar Minuten Zeit.» Sie wandte sich von der Kamera des Pictofons ab und widmete sich ihrem Computer.

Jake wartete in gespannter Hoffnung, als lege ihr Madame Sosostris, die berühmte Hellseherin, die Karten. Stanley sah mit mildem Widerwillen zu. Schließlich blickte Mrs. Porter wieder in die Kamera.

«In Guy's Krankenhaus arbeiten drei männliche Personen des von Ihnen benannten Rassetyps», sagte sie in der sentenziösen Art, die in

ihrem Beruf natürlich wirkte. «Ein Mr. Hesse und ein Mr. Deussen, aber das sind beides Chirurgen. Und dann gibt es noch einen Mr. Esterhazy in der Krankenhausapotheke.»

«Der klingt interessant», sagte Jake. «Können Sie mir alles schicken, was Sie über ihn haben?»

«Also eigentlich müßte ich das von der Leitung genehmigen lassen...»

«Mrs. Porter», sagte Jake. «Ich kann Ihnen nicht viel verraten, aber es geht um Menschenleben.»

«Dann kann ich mich wohl nicht weigern», sagte Mrs. Porter. «Es ist nicht viel, aber was wir in den Akten haben, kann ich Ihnen schicken.»

«Haben Sie eine Handschriftprobe?»

«Ja, aber eine sehr kurze.»

«Dann schicken Sie mir die bitte auch, und ein Foto, falls Sie eins haben. Vielen Dank. Mrs. Porter, Sie haben mir sehr geholfen.»

Jake gab Mrs. Porter ihre Datenübermittlungsnummer und sah dann zu, wie die Informationen sich auf dem Bildschirm sammelten.

«O. K.», sagte sie zu Stanley, «machen wir ein MAP.» Jake schob die Daten aus dem Gesundheitsministerium auf die eine Seite des Monitors und rief auf der anderen ein Ermittlungsmenü auf. Unter den zwanzig in Frage kommenden Dateien wählte sie eine mit dem Titel «Datenbank Verbrecherinformationen» aus. Der Computer gab ein paar Sekunden lang gurgelnde Geräusche von sich und lieferte dann eine weitere Liste. Sie fand die Datei «Mehrfacher Mord» unter der Ablagenummer 15, gab die Nummer ein und wartete. Das System war hoffnungslos veraltet und hatte eine Reaktionsgeschwindigkeit, die auch den Geduldigsten zur Weißglut treiben konnte. Manchmal mußte Jake ganze dreißig Sekunden warten, bis

der Computer eine bestimmte Datei gefunden hatte. Noch einmal gurgelte der Apparat, und wieder erschien eine Auswahl an Möglichkeiten vor ihren Augen. Schließlich gelang es Jake, das Mehrfachanalyseprogramm (MAP) aufzurufen.

Das MAP-Programm, das im Europäischen Kriminalamt entwickelt worden war, stellte die neueste Version eines Expertenberatungssystems dar, um Persönlichkeitseinschätzungen denkbarer Serienmörder zu erstellen. Aus einer internationalen Datenbank von mehr als 5000 Massenmördern, die im Lauf von fünfzehn Jahren zusammengestellt worden war, faßte MAP bis zu 300 gemeinsame Merkmale bekannter Mehrfachtäter zusammen.

Die Kriminalistin fütterte den Computer mit Informationen über einen Verdächtigen. Dann bewertete MAP jede Information, die mit beobachtetem Verhalten von Mehrfachtätern korrespondierten, mit einer bestimmten Punktzahl. MAP gab zum Beispiel die höchstmögliche Punktzahl, wenn der Verdächtige weiß war, denn zufälligerweise waren die meisten Massenmörder Weiße. Schwarze konnten die höchste Punktzahl nur erreichen, wenn das Opfer ein Weißer höheren Alters war, denn aus der Datenbank ging hervor, daß Morde an älteren Weißen am häufigsten von Schwarzen verübt wurden. Waren alle verfügbaren Informationen eingegeben, zählte MAP die erteilten Punkte zusammen und errechnete die statistische Wahrscheinlichkeit, daß der Verdächtige wirklich ein Serienmörder war. Aus der Einschätzung, die das Programm lieferte, konnten allerdings keine automatischen Folgerungen gezogen werden. Die Verantwortung für die Verwendung der Computerresultate lag ausschließlich beim ermittelnden Beamten. Für Jake war es das einzige computergesteuerte Ermittlungsprogramm, das sie gern benützte.

Stanley blickte Jake über die Schulter, als sie die Informationen über Esterhazy aus den Akten des Gesundheitsministeriums eingab. Als die Frage nach der Religionszugehörigkeit des Verdächtigen an der Reihe war, stutzte Jake. Esterhazy hatte sich als Manichäer bezeich-

net.

«Was in Teufels Namen ist ein Manichäer?» knurrte Stanley. «Manichäer? Eigentlich gar keine richtige Religion», erklärte Jake. «Eher ein Standpunkt, der davon ausgeht, daß Satan ebenso ewig ist wie Gott. Zwei Seiten der gleichen Münze, sozusagen. Der heilige Augustinus war eine Zeitlang Manichäer, bis er es sich anders überlegte. Später wurde der Manichäismus als Häresie verdammt.»

Sie warf einen Blick auf die besonderen Kennzeichen Esterhazys. «Großartig», murmelte sie. «Der Typ hat drei Tätowierungen.»

Das Europäische Kriminalamt ging davon aus, daß Tätowierungen eines der häufigsten gemeinsamen körperlichen Merkmale von Serienmördern waren. Die Untersuchung der lebenden oder toten Körper von 300 Serienmördern hatte ergeben, daß beinahe 70 Prozent von ihnen derartige Markierungen aufwiesen. In der Gerichtspsychiatrie ging man davon aus, daß Selbstverstümmelung eine Frühwarnung vor aggressiv kriminellm Verhalten ist. Je größer der Prozentsatz der mit Tätowierungen bedeckten Körperoberfläche war, desto mehr Punkte gab MAP dem Verdächtigen.

Sie warf einen Blick auf den Laserdrucker, der plötzlich ansprang.

«Schicken Sie die Handschriftprobe?» fragte sie Stanley.

Stanley beugte sich über den Apparat und überflog den Ausdruck. Dann riß er das Blatt ab und gab es an Jake weiter.

Sie öffnete die Schreibtischschublade und holte eine Lupe heraus, mit der sie die Schriftprobe so genau inspizierte, als suche sie nach einem Fingerabdruck. Graphologie war eines ihrer Hauptarbeitsgebiete im Europäischen Kriminalamt gewesen.

«Sieh mal einer an», murmelte sie. «Die Buchstaben sind kaum verbunden. Überwiegend Großbuchstaben, aber die sehr klein.»

Stanley beugte sich über das Blatt, um es noch einmal in Augen-

schein zu nehmen.

«Aber ordentlich», sagte er.

«Zu ordentlich», sagte Jake. «Da schreibt jemand, der sich wirklich Mühe gibt, alles unter Kontrolle zu halten. Es ist, als könne er jeden Augenblick explodieren. Wann er das wohl geschrieben hat?»

«Vermutlich, als sie ihn im Krankenhaus angestellt haben», meinte Stanley.

Jake gab eine Beschreibung von Esterhazys Handschrift in das Programm ein.

«Weitere besondere Kennzeichen?» Sie griff wieder zur Lupe und suchte ein paar Minuten stumm. Schließlich gab sie Stanley die Lupe.

«Sehen Sie sich einmal an, wie er den Buchstaben W schreibt», sagte sie und deutete auf die Kopie. «Da, und da noch einmal.»

«Es sieht mehr wie ein V mit einem Strich in der Mitte aus. Wie die Spitze einer Schreibfeder», meinte Stanley.

«Finden Sie nicht, daß es ziemlich vaginal wirkt?»

Stanley sah noch einmal hin.

«Jetzt, wo Sie es sagen», murmelte er peinlich berührt. «Ja, Sie haben wohl recht.»

Jake gab ihre Schriftanalyse in den Computer ein und dachte dabei über deren mögliche Bedeutung nach.

«Wissen Sie, daß das möglicherweise auf einen Ödipuskomplex hindeuten könnte?»

«Ödipus? War das nicht der Typ, der seine Mutter gefickt hat?»

«Ja, Stanley», sagte sie sehr ruhig, «der Typ, der seine Mutter ge-

fickt hat. Sie hieß übrigens Jokaste. Aber wichtiger ist, daß er seinen Vater Laios, den König von Theben, erschlagen hat.»

«Und was hat das zu bedeuten?»

«Das bedeutet, daß unser Freund ein wenig paranoid sein könnte, hauptsächlich aber, daß er gegen väterliche Autorität und damit gegen jede Autorität rebelliert. Glauben Sie mir», fügte sie hinzu, «ich weiß, wovon ich rede. Das habe ich mit Esterhazy gemein.»

Sie lächelte versonnen und warf einen verstohlenen Blick auf Stanleys Mienenspiel, aber der ließ sich kein Erstaunen anmerken. Sie dagegen meinte fast, es müßten Fanfaren des Triumphs erklingen.

«Ganz hübsch kriminell», sagte Stanley und ging wieder an den Drucker, der sich noch einmal meldete. «Fahndungsfoto», sagte er, riß das Blatt ab und gab es an Jake weiter.

Jake betrachtete das unscharfe Schwarzweißbild. Der Mann saß mit leicht geneigtem Kopf da. Das gewellte Haar fiel ungebärdig in die Richtung, in die der Kopf sich neigte. Ein wenig sah die gesträubte Locke nach einem vulkanischen Gedankenausbruch aus. Das schmale Gesicht war fast ausdruckslos, aber als Jake genauer hinsah, entdeckte sie einen Zug von Unzufriedenheit und launischer Gekränktheit, als habe Esterhazy in dem Augenblick, in dem der Kameraverschluß sich öffnete und wieder schloß, einen zutiefst gelangweilten Seufzer ausgestoßen. Es waren die Augen, die Jake faszinierten. Sie blickten starr aus den tiefen Schattenhöhlen des Gesichts, aus der Maske eines Nachtgeschöpfs hervor. Sie erinnerten an die Augen der Überlebenden deutscher Konzentrationslager.

«Wo wohnt der Schweinehund?» fragte Stanley.

Jake warf einen Blick auf die Seite des Bildschirms, auf der noch Einzelheiten aus Esterhazys Personalakte zu sehen waren. Sie bewegte den Cursor auf die gesuchte Information zu.

«Im Schwesternheim in Guy's Krankenhaus», sagte sie.

«Im Schwesternheim?» Stanleys Stimme klang schockiert.

«Ich nehme an, es handelt sich um ein Heim für männliche Krankenpfleger», erklärte Jake geduldig.

«Was immer es sein mag, mir kommt er vor wie ein Außenseiter», sagte Stanley, «jedenfalls wie jemand, der auf dieser Welt nicht sehr zu Hause ist.»

«Da könnten Sie recht haben», sagte Jake. «Aber warten wir erst einmal, was das Programm sagt.»

Sie gab den Rest der Informationen ein und warf einen Blick auf das Resultat.

VERDÄCHTIGER Paul Joseph Esterhazy

Alter 35

Rassentyp Weißer

KINDHEIT

Geschwister Keine

Von 2 Elternteilen erzogen

Von 1 Elternteil erzogen Ja

Von Pflegeeltern erzogen

Im Heim aufgewachsen

Straffällig Nein

ERWACHSENES LEBEN

Schulabbrecher Nein

Studienabbrecher Ja

Vorstrafen Keine

Zivilstand Ledig

Sexuelle Neigungen Heterosexuell

Religion / Weltanschauung Manichäer

Bankauskunft Positiv

KÖRPERLICHES Größe 1,72m Gewicht 59 kg Augenfarbe Blau
Haarfarbe Braun HIV Negativ Tätowierungen 3 Psychische Erkrankungen Nicht bekannt Körperliche Erkrankungen Schlaflosigkeit
Frühere Geschlechtskrankheiten Ja/Gonorrhöe Drogenmißbrauch Ja

BERUFLICHE TÄTIGKEIT

Beschreibung PTA

Schichtarbeit Ja

Überdurchschnittliche

Leistungen Nein

Unterdurchschnittliche

Leistungen Ja

Anstellungsdauer 5 Jahre

Einschätzung des Hochintelligent, sehr

Arbeitgebers zuverlässig, zurückgezogen,

ruhig, eher introvertiert, zurückhaltend

HANDSCHRIFT

Gesamteindruck Sorgfältig, Großbuchstaben

Besondere Kennzeichen Vaginaler Charakter des

Buchstaben W [y]

Analyse Möglicher Ödipuskomplex,

eventuell paranoid, denkbare Rebellion gegen väterliche und generell männliche Autorität, daher denkbare Kriminalität

OPFER UND VORGEHENSWEISE Geschlecht der (des)

Opfer(s) Männlich

Rassentyp Weiße

Alter der (des) Opfer(s) Verschieden

Bevorzugte Tatwaffe Gasdruckpistole

Verstümmelungen Nein

Kannibalismus Nein

Fetischismus Nicht bekannt

Sexueller Mißbrauch Nein

Tageszeit Wechselnd

Monatstag Wechselnd

Geographische Faktoren Im wesentlichen im Bereich

London

Sie vergewisserte sich, daß es nichts weiter gab, das sie sinnvollerweise eingeben konnte, und gab dann den Befehl, den Wahrscheinlichkeitsgrad zu berechnen. Die Maschine gurgelte, löschte den halben Bildschirm, glitzerte in wechselnden Farben und blieb dann fast eine Minute still. Schließlich leuchtete auf dem Schirm eine Zahl auf.

«Eine 56,6prozentige Wahrscheinlichkeit», sagte Jake.

«Nicht viel mehr als eine Eins-zu-eins-Chance», sagte Stanley.

Jake stieß einen Grunzlaut aus. Dann griff sie auf das ursprüngliche MAP-Programm zurück und ließ sich die dreihundert Merkmale der Datenbank vorlegen. Sie brauchte ein paar Minuten, um die Liste durchzulesen.

«Wissen Sie was?» sagte Jake schließlich. «Hier ist keine Rede von Beförderungsmitteln. Was ist das üblichste Beförderungsmittel für einen Massenmörder?»

«Lastwagen», sagte Stanley ohne Zögern, «kleiner Lieferwagen oder Kombi.»

«Richtig», sagte Jake. Sie räumte den Bildschirm und wählte das Hauptmenü an. Diesmal rief sie die Datei der Kraftfahrzeugzulassungsstelle auf, um zu überprüfen, ob ein Fahrzeug auf den Namen Esterhazy zugelassen war. Nach kurzer Wartezeit lieferte der Computer die Information.

«Mitten ins Schwarze», sagte Jake. «Er hat einen blauen Lieferwagen, Toyota Tardis, Kennzeichen GVB 7837 R. Wenn wir jetzt annehmen, daß der Lieferwagen noch einmal drei Punkte wert ist, kommen wir auf beinahe 60 Prozent.»

«Das ist schon besser», meinte Stanley zustimmend.

Jake fing wieder an zu tippen.

«Noch etwas», sagte sie. «Die rassische Zuordnung, die wir aus der DNS-Analyse gewonnen haben...»

«Ein Deutscher. Na und?»

«Esterhazy ist kein englischer Name.»

«Nein?»

Jake gab Esterhazys Namen und Ausweisnummer in den Computer

ein.

«Ungarisch oder österreichisch, glaube ich. Sehen wir mal nach, was auf seiner Geburtsurkunde steht.»

Eine Kopie der Urkunde erschien auf dem Bildschirm.

«Geburtsort der Eltern: Leipzig», sagte Jake. Sie sah Stanley triumphierend an. «Das genügt.»

Fünf Minuten nachdem Jake mit dem Mehrfachanalyseprogramm fertig war, betrat Kriminalinspektor Jones das Büro. Er trug eine Diskette in der Hand und einen wütenden Ausdruck im Gesicht.

«Ja?» sagte Jake. «Was gibt es?»

«Ich hatte meine Anweisungen», sagte er. «Von Gilmour. Ich hatte keine andere Wahl.»

Jake ahnte, wovon er sprach. «Wittgenstein hat angerufen, oder?»

Jones atmete tief ein. «Vor etwa einer halben Stunde. Gilmour hat gesagt, Sie dürften nicht mit ihm sprechen.» Er blickte unsicher auf seine Fußspitzen. «Er sagte, ich solle das Gespräch Professor Lang überlassen.»

Jake nickte stumpf. «Und was ist dabei herausgekommen?»

«Ich habe Ihnen die Aufzeichnung mitgebracht», sagte Jones und gab ihr die Diskette. «Tut mir leid.»

Jake lächelte ein bitteres Lächeln. «Sie können nichts dazu. Hat er gesagt, daß er noch jemanden umbringen will?»

«Ich glaube, nein.»

«Was ist mit Längs nettem kleinem Vorschlag? Meinen Sie, er hat die gewünschte Wirkung gezeitigt?»

Jones zuckte die Achseln. «Schwer zu sagen, gnädige Frau.»

«Also gut. Rufen Sie die Luftüberwachung an. Sie sollen einen blauen Lieferwagen, Marke Toyota Tardis, amtliches Kennzeichen GVB 7837 R, suchen.»

Kriminalsekretär Jones beugte sich über Jakes Schreibtisch und notierte die Nummer.

«Kommen Sie, Stanley», rief Jake auf dem Weg aus der Tür. «Die Aufzeichnung hören wir uns im Auto an.»

«Wohin wollen Sie?» rief Jones ihnen nach.

«Ins Krankenhaus», antwortete Jake. «Ich will meinen verdammten Kopf untersuchen lassen. Vielleicht könnten die mir sagen, warum ich mir überhaupt noch die Mühe mache, hierherzukommen.»

«Sonst hat uns nichts gefehlt», schrie Jake, als der Wagen sich geräuschvoll seinen Weg in die Victoria Street bahnte, «als daß dieser Irre aus dem Fenster springt, wenn wir gerade dabei sind, ihn zu verhaften. Ich könnte die Vollidioten im Innenministerium umbringen.»

«Stellen Sie das Martinshorn an», rief sie dem Fahrer zu. «Wir haben es eilig.»

Jake stellte das Abspielgerät an und schob die Aufnahme ein.

«Ich fürchte, Sie werden heute mit mir vorliebnehmen müssen», erklärte Lang dem Anrufer, als wolle er sich dafür entschuldigen, daß ein Kollege nicht an einer Lehrveranstaltung teilnehmen konnte. «Chefinspektorin Jakowicz kann im Moment nicht ans Telefon kommen.»

«Der verlogene Scheißkerl», sagte Jake. «Von wegen Moralphilosophie!»

«Hoffentlich ist sie nicht krank», sagte Wittgenstein. «Ich hoffe, das, was das letzte Mal geschehen ist, hat sie nicht verärgert. Ich hatte ihr

versprochen, nach meinem Vortrag mit ihr zu sprechen, über ein paar Dinge zu diskutieren.»

«Nein, nein», sagte Lang beruhigend, «darum geht es nicht.»

«Dann wird es wohl etwas Wichtigeres sein», antwortete Wittgenstein ein wenig beleidigt. «Für heute werden wir wohl auch ohne Chefinspektorin Jakowicz zurechtkommen.»

Sobald sie Wittgensteins Stimme hörte, fiel ihr auf, daß sie anders klang als sonst: ohne Selbstvertrauen, müde, deprimiert. Und im Verlauf des Gesprächs überließ er dem Professor die Initiative, ließ ihn die Themen bestimmen. Anscheinend wußte er nicht einmal mehr genau, warum er eigentlich angerufen hatte. Er sprach leise, gedämpft und monoton und ließ lange, schwere Pausen aufkommen. Jake wurde klar, wie verwundbar er war, wie tief ihn die phänomenologische Diskussion treffen konnte, die Lang plante.

«Der Mensch ist ein vergängliches Wesen», sagte Lang.

«Ja», sagte Wittgenstein dumpf.

«Ein Wesen, das sich selbst schafft und sein eigenes Schicksal wählt, oder sind Sie anderer Meinung?»

«Oh, nein, ich bin ganz Ihrer Meinung.»

«Und weil er sich aus freiem und eigenem Willen seiner eigenen Vergänglichkeit bewußt ist, bleibt ihm als einzige reale Zukunftserwartung ...»

«.. der Tod», führte Wittgenstein den Satz zu Ende.

Jake klammerte sich an die Autotür, als der Wagen sich in die Kurve legte.

«Um gut zu leben», hörte sie Längs Stimme, «um das Leben wirklich voll zu erleben, muß man im unbarmherzigen Licht dieser Tatsache leben.»

«Ich stimme Ihnen völlig zu», sagte Wittgenstein. «Das ist menschliche Natur und letzte menschliche Bestimmung zugleich.»

«Um so mehr gilt das in Ihrem Falle.»

«Wieso?»

«Nun», sagte Lang, «mir kommt es so vor, als ob Sie all diese anderen Männer, die sich wie Sie selbst als VMK-negativ erwiesen haben, nur töten wollten, um den wahren Wunsch, Ihr eigenes Leben auszulöschen, zu verdrängen oder seine Erfüllung hinauszuzögern.»

«Da könnte etwas dran sein.»

Jake trommelte mit den Fäusten auf die Nackenstütze des Fahrers.

«Können wir nicht schneller fahren?» schrie sie. Aus dem Augenwinkel sah sie, wie sich beim nächsten Spurt des Wagens Stanleys Adamsapfel aus dem Hemdkragen schob. Das hagere Gesicht des Fahrers, der einen kleinen Schnurrbart trug, zeigte keine Gefühle. Er war aufgeregte Befehle vom Rücksitz gewohnt. Er ließ das Lenkrad so ruhig und sicher durch die starken Hände gleiten, als forme er einen vollkommen runden Pizzaboden. Der Verkehr vor dem Wagen öffnete sich wie ein Reißverschluß. Als sie an Waterloo Station vorbeirasteten und die dreistöckige Slumsiedlung aus Sperrholz und Wellblech umfuhren, hätten sie fast einen Obdachlosen überfahren, der reglos wie ein Poller in der Straßenmitte stand. Sie verfehlten ihn um Zentimeter.

«Blöder Trottel», murmelte Stanley und drehte sich um, um die rasch kleiner werdende Gestalt durchs Rückfenster anzusehen. «Irrend jemand sollte die alle wegschaffen.»

«Ich glaube mich nicht zu irren, Professor Wittgenstein», hörte sie Lang sagen, «wenn ich davon ausgehe, daß Selbstmord in Ihrer Familie nicht ungewöhnlich ist. Ganz davon abgesehen, daß der Held Ihrer Jugend, Otto Weininger, sich das Leben genommen hat.»

« Sie haben natürlich recht. Mein Bruder Rudolf hat sich umgebracht, eine dramatische Geste, sonst nichts. Weiningers Tod war ganz etwas anderes, die ethische Zustimmung zu einem intellektuell vorherbestimmten Schicksal. Eine edle Tat.»

«Wenn ich mich richtig erinnere, sind damals in Wien viele Männer dem Beispiel Weiningers gefolgt, nicht aber Sie. Hatten Sie einfach nicht den Mut zum Selbstmord? War es Entschlossenheit, die Ihnen fehlte?»

Wittgenstein ließ ein langes, tiefes und amüsiertes Schnauben durch die Nase vernehmen. «Sie sind gut, Herr Professor. Ich kenne Ihr Spiel. Vielleicht würden Sie es ja wirklich ein Spiel nennen. Natürlich ist es kein perfektes Spiel. Es weist... Verunreinigungen auf. Meinen Glückwunsch. Also werde ich es auch als Spiel bezeichnen. So etwas wie ein existentielles <Fang den Hut>. Aber nur, weil ich von Ihrem Ideal geblendet bin.» Er sprach langsam und genußvoll, als wolle er die Implikationen von Sir Jameson Längs Plan voll auskosten. «Wirklich, bewundernswert.»

«Es freut mich, daß Sie es so empfinden», sagte Lang, den

Wittgensteins volles Verständnis für das, was er zu erreichen suchte, offenbar überhaupt nicht störte. «Ich möchte aber noch eines hinzufügen...»

«Ich bitte darum.»

«Gehe ich irre in der Annahme, daß Sie an Gott glauben?»

«Nein, Sie haben recht.»

«Dann verfügen Sie über die richtige Perspektive, wenn es um Selbstmord geht: die Beziehung zwischen Gott und Selbst. Das ist äußerst wichtig, verstehen Sie. Jeder dahergelaufene Atheist kann Selbstmord begehen. Die haben keinen Sinn für den Geist. Das Wesentliche am Selbstmord ist, daß er ein Verbrechen gegen Gott selbst

ist. Und das entgeht dem Atheisten. Was ich sagen will, ist, ich nehme an, Sie haben die ganze Zeit gedacht, wenn Sie diese Männer töten, töten Sie Gott.»

«Das kommt mir wie eine vernünftige Annahme vor.»

«Ich werde Sie nicht fragen, warum. Das Warum interessiert mich nicht. Sie werden schon Ihre Gründe haben. Was immer sie sein mögen, ich bin bereit, sie zu respektieren. Ich bin sicher, daß Sie gründlich darüber nachgedacht haben. Aber wenn Sie Gott wirklich an der Nase zupfen wollen, dann ist Ihnen etwas entgangen. So geht es nicht. Erst die eigene Flucht aus der Existenz ist die entscheidende Sünde, die letzte Auflehnung gegen den Schöpfer. Was Ihnen aufgegeben ist, ist die intensivste Auflehnung, der Höhepunkt der Verzweiflung.

Als wir uns das letzte Mal unterhielten, haben Sie sich als Künstler bezeichnet. Ich hege keinen Zweifel daran. Aber als Künstler leben Sie in einem Dilemma, in der Sünde, die dann besteht, in der Welt der Phantasie statt der Welt der Wirklichkeit, in der Kunst und nicht im Sein zu leben. Natürlich spielt Gott in Ihrer zunehmenden Verzweiflung die entscheidende Rolle. In Ihren geheimen Qualen ist Gott die einzige Hoffnung, aber Sie lieben Ihre Qual und wollen nicht von ihr lassen. Irgendwo wissen Sie, was Sie tun müssen. Sie müssen von Ihrer Qual ablassen und Ihr Schicksal gläubig hinnehmen, und das können Sie nicht. Ihre Auflehnung gegen Gott wächst, und Sie töten andere, um sie zu beweisen. Aber wirkliche Auflehnung kann nur der beweisen, der sich selbst tötet.»

Wittgenstein seufzte. «Vielleicht haben Sie recht», sagte er müde. «Was Sie über das Leben des Künstlers sagen, klingt vernünftig.»

«Was halten Sie davon, sich selbst zu töten?»

Lang anhaltendes Schweigen.

Der Wagen raste von der Southwark Street über Southwark Bridge

Road, Borough und St. Thomas Street zu Guy's Krankenhaus. Die Wachleute am Tor öffneten die Schranke und sprangen beiseite. Das Auto donnerte vorbei.

«Haben Sie Angst davor?»

Jake verfluchte Lang laut.

«Glauben Sie an das ewige Leben?»

«Der lebt ewig, der in der Gegenwart lebt», flüsterte Wittgenstein.

Jake glaubte, das leise Lächeln zu hören, mit dem er fortfuhr:

«Wird denn dadurch ein Rätsel gelöst, daß ich ewig fortlebe? Ist denn dieses ewige Leben dann nicht ebenso rätselhaft wie das gegenwärtige? Zu einer Antwort, die man nicht aussprechen kann, kann man auch die Frage nicht aussprechen. Das Rätsel gibt es nicht. Und die Lösung des Problems des Lebens merkt man am Verschwinden dieses Problems.» Dann legte er auf.

Jake kurbelte das Fenster herunter und lehnte sich heraus, um den Torhüter zu fragen: «Wo ist das Schwesternheim?»

«Schwesternheim? Ein bißchen hinter der Zeit zurück, oder was? Das ist vor zwei Jahren geschlossen worden.»

«Weiterfahren», rief Jake dem Fahrer zu. «Wir probieren es drinnen.»

Der Wagen sprang vorwärts und blieb mit quietschenden Reifen vor den Stufen zum Haupteingang stehen. Jake sprang aus dem Auto und stürzte zur Eingangstür, wo sie zwei von ihrem Tempo überraschte Polizisten mit gezogenen Pistolen empfangen. Sie hielt ihnen ihren Ausweis vor die Kuhgesichter und verlangte, zum Verwaltungschef des Krankenhauses gebracht zu werden.

Der eine Polizist nahm die Mütze ab, kratzte sich am Kopf und sagte: «So was haben wir hier nicht, gnädige Frau.»

«Dann eben den Klinikleiter», sagte sie, «den Direktor, den, der die Leitung hat.»

Die beiden blickten sie weiterhin verwirrt an.

«Wer hat hier die Leitung?» fragte der erste Polizist den zweiten. «Ich hab keine Ahnung.»

«Frag sie doch», sagte der andere und zeigte auf eine Krankenschwester.

«Wir suchen nach dem, der hier die Leitung hat», sagte der erste Polizist zur Schwester, «dem, der das Sagen hat.»

Die Schwester setzte ein unfreundliches Lächeln auf, als wolle sie ein besonders übel schmeckendes Medikament ausgeben.

«Entschließen Sie sich bitte», sagte sie. «Wer soll es denn nun sein? Der Leiter oder der, der hier das Sagen hat? Das ist nicht das gleiche.»

Jake widerstand energisch der Versuchung, die Waffe zu ziehen und sie der Schwester an den Kopf zu halten.

«Wir suchen jemanden, der sich mit dem Personal auskennt, das hier arbeitet», sagte sie geduldig.

«Warum haben Sie das nicht gleich gesagt? Sie suchen gar nicht den, der hier das Sagen hat. Sie suchen einen Personalchef. Aberweichen? Studentisches Personal, Ärzte, Pflegepersonal, Verwaltung, technisches Personal...»

«Techniker», brüllte Jake. «Ich suche einen PTA.»

«Den Gang entlang, zweiter Flur rechts, vierte Tür links», sagte die Schwester und entfernte sich eilig.

Jake sah sich nach Inspektor Stanley um und entdeckte, daß er mit stark grünlicher Gesichtsfarbe an einer der beschmierten Wände

lehnte. Sie gab sich kaum Mühe, ihre Verachtung zu verbergen, als sie ihn ansprach: «Ach ja, ich habe schon wieder Ihren schwachen Magen vergessen. Warten Sie besser draußen.»

Stanley nickte matt und taumelte ins Freie.

«Ich komme mit, gnädige Frau», sagte einer der Polizisten. «Besser so, ehrlich gesagt. Man weiß nie, wer sich in diesem Laden herumtreibt. Ich kann Ihnen sagen, durch diese Tür marschieren ein paar sehr seltsame Typen. Hier geht es nicht zu wie im Polizeikrankenhaus in Hendon.»

«Danke», sagte Jake. «Machen wir uns auf den Weg.»

Sie liefen mit energischen Schritten den übelriechenden Flur entlang, den die Krankenschwester ihnen gezeigt hatte. Etwas weiter vom Eingang entfernt war der Korridor voll von Patienten, die auf dem Boden lagen. Ein paar von ihnen erhoben sich von ihren schmutzigen Matratzen und bettelten um ein paar Dollar für die Krankenhausrechnung. Der Polizist schob sie rauh beiseite.

Das Büro des technischen Personaldirektors lag einem Raum gegenüber, der wie der Tresorraum einer Bank aussah, in Wirklichkeit aber die Krankenhausapotheke war. Zwei zusätzliche bewaffnete Wachleute standen rechts und links vor dem vergitterten Fenster einer Stahltür. Die Tür zum Personalbüro war aus Panzerglas. Jakes Begleiter drückte auf eine Klingel und hielt das Gesicht vor die Videokamera, die sie beide überwachte.

«Besuch für den TPD», sagte er.

Ein Summer ertönte, und die Tür sprang auf.

Das Büro des Personaldirektors war klein und kaum möbliert. Die Telefonapparate sahen aus, als stünden sie seit Erbauung des Krankenhauses da. Der Computer war der billigste Typ, etwas, wie es ein armer Student besitzen könnte. Auf dem Schreibtisch lag ein halb

aufgeessener Hamburger. Auf dem Fernsehschirm führten ein paar Mädchen in Kostümen, die zwei Nummern zu klein waren, Aerobicübungen vor. Die bewußt lüsternen Kameraeinstellungen ließen das Ganze nicht nach der Art von Übungen aussehen, bei denen der Zuschauer zum Mitmachen aufgefordert wird.

Vor Jake stand ein Walliser in Nadelstreifen und Strickjacke mit Reißverschluß, der stark nach Schweiß und Fritten roch. Sie überreichte ihren Dienstausweis.

«Chefinspektorin Jakowicz», stellte sie sich vor. «Ich dachte, ich könnte einen ihrer Angestellten, einen gewissen Paul Esterhazy, im Wohnheim finden. Aber der Torwächter sagt, das gebe es nicht mehr. Befindet sich Mr. Esterhazy derzeit im Hause?»

«Der hat seinen freien Tag», sagte der Direktor und betrachtete den Dienstausweis mit beachtlichem Interesse. «Mordkommission? Hat Paul was angestellt?»

«Ich muß ihn dringend sprechen», sagte Jake. «Haben Sie seine Privatadresse?»

«Er hat nur ganz kurz im Wohnheim gewohnt», sagte der Direktor. «Nur vorübergehend, sozusagen. Bis er eine Wohnung gefunden hatte.»

«Gut. Könnten Sie mir bitte sagen, wo er wohnt.»

Die Schweinchenaugen des Mannes wurden noch kleiner. «Paul könnte keiner Fliege etwas zuleide tun. Ich kenne ihn seit Jahren. Sanft wie ein Lämmchen.»

Jake, die gerne einen Dollar für jedes Mal gehabt hätte, das sie diesen Spruch gehört hatte, sagte, sie brauche Esterhazys Hilfe bei ihren Ermittlungen.

«Aber das sagt ihr doch immer, wenn ihr jemanden verhaften wollt. Wollen Sie Paul verhaften? Wenn Sie das vorhaben, muß ich näm-

lich mit einem Anwalt sprechen, bevor ich Ihnen seine Adresse geben kann.»

Jake seufzte und fragte, warum.

Der Mann setzte ein überhebliches Lächeln auf. «Glauben Sie mir, Frau Chefinspektor», sagte er, «wir tun hier nicht viel, ohne vorher mit einem Anwalt zu sprechen. Ohne Anwälte läuft bei uns gar nichts. Wenn Sie bloß wüßten, mit wie vielen Klagen wegen ärztlicher Kunstfehler wir uns hier beschäftigen müssen.»

«Hören Sie», zischte Jake wütend, «ich bin nicht einer von Ihren gottverdammten Patienten, und ich habe es eilig. Also, wenn es Ihnen nichts ausmacht...»

Der Personaldirektor sah sie erstaunt an und schüttelte den Kopf. «Nehmen wir einmal an, ich gäbe Ihnen Paul Esterhazys Adresse. Nicht daß ich gesagt hätte, ich würde das tun. Und nehmen wir an, Sie gingen dahin, um ihn zu verhaften. Und nehmen wir weiter an, während Sie ihn verhaften wollen, schießt einer Ihrer Leute auf Esterhazy. Und nehmen wir dann noch an, weil sie keine gesetzliche Möglichkeit haben, die Polizei zu verklagen, kämen er oder seine Familienangehörigen auf die Idee, statt dessen das Krankenhaus wegen Mißachtung des Datenschutzes zu verklagen.»

Jake nickte grimmig. «Also gut, Sie lassen mir keine andere Wahl. Entweder Sie geben mir sofort Paul Esterhazys Adresse, oder ich muß Sie verhaften.»

«Mit welcher Begründung?»

«Parken in der zweiten Reihe. Unzucht mit Abhängigen. Trunkenheit in der Öffentlichkeit. Hören Sie schon auf! An was für eine Anklage haben Sie denn gedacht? Ich bin Polizeibeamtin, und Sie behindern mich in der Ausübung meiner Dienstpflichten. Also was? Adresse oder Zelle?»

«Hören Sie, ich weigere mich ja gar nicht, Ihnen seine Adresse zu geben. Ich sage nur, daß ich erst mit dem Anwalt sprechen sollte.»

«Dafür habe ich keine Zeit», sagte Jake kurz angebunden. «Die Adresse, und zwar ein bißchen plötzlich, bitte!»

Mit angeekelter Miene wandte sich der Mann dem Bildschirm seines Computers zu, bediente ein paarmal die Tastatur und stand dann auf, ging an den winzigen Drucker, der schon vor sich hin klapperte, riß ein Stück Papier ab und gab es Jake.

«Danke», sagte sie trocken.

«Vielleicht erzählen Sie mir jetzt, was hier eigentlich los ist?»

Aber Jake war schon auf dem Weg aus dem Zimmer. «Wenn Sie den Fernseher lange genug anlassen, werden Sie es schon erfahren », rief sie ihm über die Schulter zu.

Draußen warteten Stanley und der Fahrer geduldig neben dem BMW.

«Docklands», sagte sie und sprang in den Rücksitz. «Ocean Wharf, so schnell Sie können.»

Stanley öffnete den Kofferraum und schloß ihn wieder.

«Los schon», rief sie ihm zu. «Wir müssen weiter.»

Er setzte sich neben sie, und sie sah, daß er ein Repetiergewehr auf dem Schoß hielt.

«Nur so, für alle Fälle», sagte er und streichelte die Waffe wie ein Schoßtier. «Das ist eine üble Gegend hier.»

Der Wagen sprang vorwärts und fuhr wieder nach Osten über Druid Street und Jamaica Road zum Rotherhithe Tunnel unter der Themse, wo die Luft kühl und abgestanden war. Dann wieder Sonnenlicht, und der Wagen rollte im Schatten der Docklandsbahn über die Li-

mehouse Road.

Sie bogen nach Süden in die West Ferry Road ein, warfen einen Blick auf die Isle of Dogs, und dann war das Auto in eine Wolke von klebrigem Staub gehüllt, der wie ein Miniaturtaifun von einem verlassenen Baugrundstück herüberwehte. Verkommene Häuser aus dem neunzehnten Jahrhundert, deren Wände mit Holzbalken abgestützt und deren Dächer mit Wellblech geflickt waren, machten modernen Hochhäusern Platz, die sich wie gigantische Kakteen über die staubige, schuttübersäte Landschaft erhoben. Ein Helikopter umschwirrte das pyramidenförmige Dach von Canary Wharf wie eine Schmeißfliege. Die Luftüberwachung galt dem Schutz eines Gebäudes, das einst der Stolz von Docklands gewesen war, vor Überfällen der Barbaren aus den schäbigen Bretterbuden, die es von allen Seiten umgaben.

Canary Wharf Tower hob sich auffällig von seiner Umgebung ab. Eine gewaltige Konstruktion aus dunklem Stahl und getöntem Glas trug ein leerstehendes Stockwerk über dem anderen dreihundert Meter hoch in die Luft. Man konnte den Turm noch von Battersea aus sehen. Durch das Autofenster sah Jake in stilisierter grüner Neon-schrift vor leuchtendweißem Hintergrund die Werbesprüche der letzten drei Firmen, die noch in dem verlassenen Gebäude ausharrten.

Sie fuhren unter der kleinen Spielzeugeisenbahn her, als verfolgten sie einen Dealer, der da oben einen verzweifelten Fluchtversuch unternahm. Links von ihnen lagen Canary Wharf, Heran Quays und South Quay, das ganze Geschäftsviertel der Docklands hinter Stacheldraht und Überwachungskameras. Selbst auf den Straßen, die zu den äußeren Schranken führten, patrouillierten private Wachleute in schwarzen Uniformen mit schweren Schlagstöcken.

Das Auto bog in eine Nebenstraße ein, in der sich eine Bande von Jugendlichen um ein Lagerfeuer versammelt hatte und sich damit beschäftigte, einen streunenden Hund zu quälen. Als müsse die Ge-

gend ihrem schlechten Ruf gerecht werden, schlug ein Stein gegen die Windschutzscheibe des BMW, und Stanley spielte erwartungsvoll mit seinem Gewehr.

«Beruhigen Sie sich», sagte Jake. Der Wagen näherte sich der Festung aus Stacheldraht, die sich Ocean Wharf nannte. Sie selbst war alles andere als ruhig. Die Wächter winkten sie durch die Schranke. Auf dem Parkplatz hinter dem Eingangstor stand ein blauer Toyota-Lieferwagen. Sie überprüften das Kennzeichen.

«Sieht aus, als ob unser Mann zu Hause ist», sagte Jake. Wenn Wittgenstein jetzt Sir Jameson Längs Vorschlag folgte und Selbstmord plante, hätte er als Fußgänger in den Docklands die besten Aussichten auf Erfolg.

In Ocean Wharf gab es vier Wohnblocks, und Jake sah auf dem Computerausdruck nach, in welchem Wittgenstein wohnte.

«Winston Mansions», sagte sie, als sie aus dem Auto stiegen. «Siebter Stock. Hoffentlich kommen wir nicht zu spät.

Stanley blickte am Hochhaus empor. «Hoffentlich funktioniert der Fahrstuhl», fügte er hinzu.

Hinter den Glastüren von Winston Mansions schilderte ein Sprecher im zweideutigen Tonfall die Vorteile eines neuen Hundefutters, das angeblich weniger Häufchen produzierte als jede andere Marke. Die Stimme gehörte zu einem Fernsehschirm in der Portiersloge. Als der Portier Jake und Stanley kommen sah, drehte er am Regler, und die Stimme wurde etwas leiser, obwohl man den Text immer noch verstehen konnte. Die wenigsten Menschen stellten einen Fernsehapparat ganz ab.

«Ist Paul Esterhazy zu Hause?» fragte Jake und hielt dem Portier ihren Dienstausweis vors Gesicht, obgleich das überflüssig war. Er hatte den Polizeiwagen schon gesehen.

«Ist vor etwa dreißig Minuten raufgegangen», sagte er. Seine Augen blieben wie gebannt am Fernsehschirm haften. «Soll ich ihn anrufen?»

«Metaslim. Steigern Sie Ihren Stoffwechsel. Die einzig wirksame Methode abzunehmen», sagte das Fernsehen.

«Nein», sagte Jake und ging zum Fahrstuhl. «Wir werden uns selbst anmelden.»

Stanley drückte auf den Fahrstuhlknopf.

«Funktioniert nicht», sagte der Portier. «Die Wartungsfirma hat Pleite gemacht.»

Jake sah sich in der Eingangshalle um. «Wo ist die Treppe?» fragte sie.

Der Portier deutete auf einen hell erleuchteten Gang hinter seinem Rücken. Er führte auf eine graue Stahltür. Jake ging auf sie zu.

«Sparen Sie sich die Mühe», sagte der Portier. «Lohnt nicht, in den siebten Stock zu klettern. Mr. Esterhazy ist der einzige Mieter, der da oben wohnt. Aus Sicherheitsgründen schließt er die Feuertür hinter sich ab, wenn ich nicht da bin. Eine Stahltür, genau wie die vor Ihnen, junge Dame. Sie könnten den halben Tag dagegenhämmern, und er würde Sie nicht hören.»

Die ganze Zeit ließ er das Fernsehbild nicht aus den Augen. Er glich einem kleinen Beuteltier, das hypnotisiert auf eine Schlange starrt.

«Soll ich ihn jetzt anrufen?»

Jake lächelte höflich und nickte geduldig.

Der Portier drückte eine Nummer auf dem Hauspictofon und wandte sich wieder dem Fernseher zu.

«Dauert meistens ein bißchen, bis er antwortet», erklärte er.

Eine Minute verging.

«Sind Sie sicher, daß er da ist?» fragte Stanley mit gerunzelter Stirn.

«Es gibt nur einen Weg rauf und einen Weg runter. Wenn er nicht gesprungen ist, natürlich.»

«Vielleicht waren Sie abgelenkt», meinte Stanley, «durch das Fernsehen.»

Der Portier blickte den Polizisten verächtlich an. «Sowieso nichts Sehenswertes», sagte er. «Nein, der ist da oben. Hat er was angestellt?»

Aber dann war Esterhazy der erste, der antwortete. «Ja, Joe, was gibt es? Ich bin momentan beschäftigt.»

«Nicht ich», sagte der Portier, «die Polizei.»

Jake erkannte die Stimme sofort. Es war Wittgenstein. Die Stimme war unverwechselbar. Sie schob den Portier vorsichtig beiseite und sah in das Pictofon.

«Ich bin es», sagte sie. «Chefinspektorin Jakowicz.»

Esterhazy setzte ein breites Lächeln auf. Er wirkte überhaupt nicht suizidgefährdet.

«Meine liebe Frau Chefinspektor», sagte er betont ruhig. «Ist dies ein Privatbesuch, oder sind Sie dienstlich hier?»

Jakes Herz schlug wie eine Trommel. Sie hatte ihn. Jetzt konnte er ihr nicht mehr entkommen. Beinahe tat es ihr leid.

«Ich bin hier, um Sie zu verhaften.»

«Wie erleichternd. Ich dachte, Sie würden versuchen, mich so zu langweilen, daß ich mich selbst umbringe, so wie Professor Lang.» Er lachte. «Allein die Vorstellung! Einfach lächerlich!»

Das Gesicht auf dem kleinen Bildschirm wirkte sanfter, als sie es sich vorgestellt hatte. Er trug Hemd und Pullover und sah einem Politiker in der Freizeit ähnlicher als einem Massenmörder. Jake lächelte.

«Wissen Sie, ich habe Sie erwartet», sagte er. «Damit meine ich, daß ich geglaubt habe, Sie würden kommen, obwohl meine Gedanken nicht mit Ihrem Kommen beschäftigt waren. Ich meine nicht, daß ich Sie sehnsüchtig erwartet hätte, Frau Chefinspektor. Was ich meine, ist, daß es mich überrascht hätte, wenn Sie nicht gekommen wären.»

Aus dem Augenwinkel sah Jake, wie Stanley stumm die Lippen spitzte und den Zeigefinger bedeutungsvoll vor der Stirn drehte.

«Nun, jetzt bin ich da. Kann ich raufkommen und mich mit Ihnen unterhalten?»

«Aber wir unterhalten uns ja schon, oder etwa nicht?»

«Ich meinte, persönlich.»

«Ich spreche persönlich. Wenn nicht, wäre ich bereits tot.»

«Ich habe den Wunsch, mich mit Ihnen über eine Reihe von Morden zu unterhalten», sagte Jake steif und offiziell. Die Beamtin in ihr hatte die Oberhand gewonnen, und sie zuckte zusammen, als sie ihre eigene Stimme hörte. Sanfter fuhr sie fort: «Hielten Sie es nicht für besser...» Aber es war schon zu spät.

«Dieses Ihr despotisches Verlangen», sagte er. «Dieser Wunsch... Seltsam, daß Sie gerade dieses Wort benutzen. Es enthält die Erwartung ausbleibender Befriedigung. Ich frage mich, was für Sie der Inbegriff mangelnder Befriedigung ist. Seltsam, nicht wahr? Daß ein Wunsch immer schon zu wissen scheint, was ihn befriedigen würde, selbst wenn es dieses Etwas gar nicht gibt, selbst wenn es überhaupt nicht existieren könnte.»

Jake versuchte, das Gespräch nicht abbrechen zu lassen. «Als ich es

gesagt habe, kam es mir ganz einfach vor.»

Esterhazy spitzte besorgt die Lippen. «Ausgerechnet Sie sollten wirklich wissen, daß Wünsche sich wie ein Schleier zwischen uns und das erwünschte Objekt legen. Ich weiß, daß es für eine Frau wie Sie nicht leicht ist, mit jemandem wie mir in etwas so Grobem wie normaler Umgangssprache zu sprechen.»

«Ich glaube, wir begeben uns in eine Sackgasse», sagte Jake. «Das passiert leicht, in der Philosophie wie im Leben. Aber Sie haben recht. Wir sind in einer Sackgasse, am Ende aller Straßen, Sie und ich, Ihre philosophische Untersuchung und die meine.»

Er lächelte. Jake erschien sein Lächeln traurig. «Einverstanden. Warum hören Sie dann nicht auf, Zeit zu verschwenden, und lassen mich statt dessen raufkommen, damit wir alles ins reine bringen können.»

«Ich fürchte, das kann ich nicht zulassen. Sehen Sie, ich habe nicht die Absicht, zu den Dingen zu gehören, die Sie <ins reine bringen>, wie Sie es nennen. Das hieße, daß ich die nächsten dreißig Jahre meines Lebens im Strafkoma verbringen müßte. Und das wäre wirklich verschwendete Zeit.»

«Sie wissen doch, daß es keinen Ausweg gibt», sagte Jake. «O doch, den gibt es», sagte Esterhazy. «Bis Sie es geschafft haben, hier hereinzukommen, werde ich sozusagen die Quadratur des Kreises vollbracht haben.»

Stanley runzelte die Stirn. «Was soll das heißen?» Er sah den Portier streitlustig an. «Sind Sie sicher, daß es keinen anderen Ausgang gibt?»

Jake sagte zu Stanley: «Er spricht von der Unendlichkeit. Er will Selbstmord begehen.»

«Aber nicht auf Grund irgendeines der Argumente, die dieser Narr

Jameson Lang vorgebracht hat», sagte Esterhazy.

«Sondern warum?»

«Wie gesagt, ich beabsichtige nicht, meine Zeit im Koma zu verschwenden. In dem Augenblick, in dem Sie hier ankamen, wußte ich, daß das Spiel aus war. Sie sind der Grund, warum ich Selbstmord begehen muß, Jake. Sie sind der Grund.»

«Bitte», sagte sie, «tun Sie es nicht.»

«Sie brauchen sich keine Vorwürfe zu machen, Jake. Ich hatte es immer eingeplant.»

Jake bedeckte das Mikrofon mit der Hand und fragte den Portier, ob es einen Weg auf das Dach gebe.

«Versuchen Sie nicht, mich zurückzuhalten!» sagte Esterhazy.

«Ich kann Sie nicht so einfach entkommen lassen», sagte Jake. «Haben Sie keine Angst?»

Der Portier übergab Stanley einen Schlüsselbund.

«Ich bin gerührt», sagte Esterhazy. «Wirklich.»

«Bilden Sie sich bloß nicht ein, daß ich mit Ihnen bis da oben raufklettere», sagte der Portier.

«Aber Jake, Sie verstehen mich nicht. Die Welt als ein begrenztes Ganzes zu empfinden - das ist etwas Furchteinflößendes.»

Der Schirm wurde dunkel. Jake wandte sich an den Portier.

«Bei den meisten Hochhäusern gibt es auf dem Dach eine Seilwinde für die Fensterputzer. Hier auch?»

«Klar», sagte er. «Aber sie ist seit zwölf Monaten nicht mehr benützt worden. Ich weiß nicht, ob ich dem Ding mein Leben anvertrauen würde.»

Aber Jake war schon durch die Tür und die Treppe hinaufgelaufen. Stanley folgte ihr dicht auf den Fersen.

Er sagte nichts, bis sie auf dem Dach standen und versuchten, wieder zu Atem zu kommen.

«Hören Sie», keuchte er, «warum überlassen wir das Ganze nicht dem Einsatzkommando? Die sind schließlich dafür ausgebildet.» Er half Jake, den Ausleger der Winde über die Dachkante zu hieven.

«Wie bitte? Damit die ihn erschießen? Nein. Ich will eine Verhaftung, und ich will eine Verhandlung. Außerdem kann er sich längst umgebracht haben, bis die da sind.»

Sie kletterte in den Lift und sah, daß man die Winde nur zu zweit bedienen konnte. Stanley blickte nervös über die Dachkante.

«Ist doch besser für ihn und besser für uns. Spart uns die Mühe.»

«Sie reden wie die Schweinehunde im Innenministerium», sagte sie. «Steigen Sie jetzt ein oder nicht? Ich kann das Ding nicht allein bedienen.»

«Aber es sind zehn Stockwerke», beschwerte sich Stanley. Mit düsterer Miene schüttelte er den Kopf und stieg ein. «Ich weiß nicht, warum ich das tue. Der Kerl spinnt doch.» Er griff nach dem Bedienungshebel und nickte Jake am anderen Ende der Plattform zu. «Was kümmert es mich, ob er sich umbringt.»

Der Lift stieg ruckartig nach oben und fiel dann einen halben Meter.

«Langsam», schrie Jake.

«Was in Teufels Namen haben wir eigentlich vor, wenn wir vor seinem Fenster sind? Nehmen wir mal an, er beschließt, sich nicht umzubringen? Was ist, wenn er beschließt, statt dessen uns umzulegen? Was machen wir dann?» Stanley griff nach der Dienstwaffe. Jake hatte die ihre schon gezogen. Der Lift bewegte sich jetzt gleichmä-

Big.

«Wenn wir im siebten Stock sind, schießen wir das Glas aus den Fenstern», sagte Jake. «Dann klettern wir rein.»

«Mein Gott», murmelte Stanley und zitterte sichtlich.

Jake sah nach oben, von wo sie gekommen waren. Die Sonne spiegelte sich als gewaltiger Feuerball in den getönten Fenstern der beiden obersten Stockwerke. Einen Augenblick sah Jake Stanley und sich als Sprengstoffspezialisten, die versuchten, eine riesige Atom-bombe zu entschärfen. Die Bombe explodierte unter ihren Händen. Ein Windstoß wehte ihr Kühlung zu und ließ die Plattform schwan-ken. Stanley stöhnte. Sie erreichten den siebten Stock. Sie kniff die Augen zusammen und versuchte, durch das erleuchtete Fenster zu sehen, und als sie ihn endlich sah, war es, als werde ein Röntgenbild vor ihren Augen entwickelt.

Es gibt kein Problem, das Mord, Geld oder Selbstmord nicht zu lö-sen vermöchten. Ich habe die heiligen zwölf getötet, und ich habe viel Geld. Bleibt noch die dritte Möglichkeit. Es gibt kein Problem.

Wenn der Tod, wie Malraux meint, das Leben in Schicksal verwan-delt, läßt der Selbstmord das Schicksal zum Gegenstand der eigenen Entscheidung werden. Im großen Spiel des Lebens ist er die letzte Karte, die gespielt wird.

Der Selbstmord verändert die Wahrnehmung des Lebens so, wie dies kein anderer Tod bewirken kann. Tödliche Autounfälle, Flugzeugab-stürze, plötzlicher Kindstod, Hinrichtungen, selbst Morde werden bedeutungslos vor dem Hintergrund, den die selbstmörderische Seite des Lebens liefert. Wenn Ewigkeit uns in das verwandelt, was wir wirklich sind, ist es der Selbstmord, der hinter dem Wandel steht.

Denken Sie nur an Herrn und Frau Selbstmord persönlich: Vincent und Sylvia. Wieviel Ruhm wäre ihnen zuteil geworden, hätten sie nicht den Freitod gewählt? Als sie starben, waren sie beide völlig

unbekannt. Aber nach der schrecklichen Tat hat ihr Werk nicht nur Ruhm, sondern auch eine gewisse Bitterkeit erlangt. Sie wurden zu Märtyrern der Kunst.

Mit ähnlichen Wahnvorstellungen bei mir brauchen wir uns nicht zu beschäftigen. Auch ist mein Selbstmord nicht auf meinen kürzlich abgeschlossenen Dialog mit Professor Jameson Lang zurückzufüh-ren. Seine Argumente - sie erinnern stark an Dinge, die Kierkegaard irgendwann einmal geschrieben hat - waren mir wohlvertraut. In der Tat halte ich diese Wahrheiten für von selbst evident.

Die Tatsache ist, daß ich bereits daran gedacht hatte, den Freitod zu wählen, und ich kann es ebenso gut jetzt tun wie irgendwann später. Denn ich bin bei klaren Sinnen und fühle mich dem großen philoso-phischen Dialog mit dem Schrecken ohne Namen gewachsen, der auf den großen Schlaf folgen wird.

Wie also sollte ich über die Umstände meines Todes berichten?

Soll ich Ihnen in einfachen Worten erzählen, daß ich nach Hause kam und mich erhängte? Selbst wenn es wahr wäre, wäre das kein angemessenes Ende für meinen Lebensbericht. Nur das zu sagen, was wahr ist, ist genauso langweilig wie nichts anderes zu sagen, als was sich sagen läßt, also etwas, was mit Philosophie nichts zu tun hat. Obwohl diese Methode die einzig streng richtige wäre, fürchte ich, sie wäre für Sie unbefriedigend. Natürlich wollen Sie mehr von mir, vielleicht etwas Metaphysisches. Es tut mir leid, aber ich werde Sie enttäuschen müssen. Gewiß hätten Sie die Erzählung davon vor-gezogen, wie ich mich tötete und was unmittelbar nach meinem Tod geschah, eine Erzählung, die als Erläuterung für alles dienen könn-te, das ihr voranging.

Aber meine Erzählungen erläutern nur dadurch, daß sie der, wel-cher mich versteht, am Ende als unsinnig erkennt, wenn er durch sie - auf ihnen - über sie hinausgestiegen ist. So wie ich in wenigen Mi-nuten die Stufen einer Leiter besteigen und meinen Kopf in die

Schlinge stecken werde, muß auch er die Leiter wegwerfen, nachdem er auf ihr hinaufgestiegen ist. Er muß die Sätze dieser Erzählung überwinden, dann sieht er die Welt richtig.

Es tut mir leid, daß die Umstände mich daran hindern, mehr zu sagen, aber wovon man nicht sprechen kann, darüber muß man schweigen.

19

DAS SPRINGMESSER LAG NOCH offen in ihrer Hand. Die scharfe Klinge ragte wie ein silbern glänzender Daumennagel aus der Faust hervor. Sie hielt es mit ausgestrecktem Arm seitlich vor die Hüfte, so wie die Jets und Sharks der *West Side Story*, bevor der Kampf beginnt. Aber dieser Kampf war vorüber. Zwei Sanitäterinnen hoben den leblosen Körper auf die Tragbahre und schnallten ihn fest, als hätten sie Angst, er könne einfach aufstehen und fortgehen. Nicht sehr wahrscheinlich, dachte Jake; nicht mit einer schweren Quetschung der Luftröhre.

Sie war zufrieden mit ihrem Messer und hob es vor das Gesicht, um es näher zu betrachten. Es war ein spontaner Kauf gewesen, als sie letztes Jahr in Italien Urlaub machte. Einfach etwas, das sie in die Handtasche stecken konnte, um sich ein wenig sicherer zu fühlen, wenn sie keine Waffe trug. Fast war sie überrascht, daß sie es zu einem so gänzlich anderen Zweck gebraucht hatte.

Unten in der Eingangshalle waltete der Portier seines Amtes und hielt die Tür für die Sanitäterinnen und ihren Patienten auf. Eine von ihnen löste die Bremse, schaltete die Fernsteuerung ein und ließ die Bahre mit ihrer Fracht über den Flur zum Parkplatz rollen.

Die Bahre prallte ein wenig heftiger als geplant auf die Hecktür des Krankenwagens auf und löste die elektrische Hebevorrichtung aus. Ein Greifer packte den Patienten und zog ihn wie einen Müllsack in den Wagen. Die Karosserie war mit Werbesprüchen für Lucozade

und Elastoplast bedeckt. Kaum hatte sich die Tür hinter Wittgensteins Körper geschlossen, schaltete sich das blaue Laserlicht auf dem Dach ein und begann seine Blitze in alle Himmelsrichtungen zu schleudern.

Die Sanitäterinnen warfen vorsichtige Blicke auf Jake und das Messer, das sie noch immer in der Hand hielt. Eine von ihnen setzte an, etwas zu sagen, aber dann warf ihre Kollegin ihr mit einem leichten Kopfschütteln einen warnenden Blick zu, als wolle sie sagen, es sei wohl kaum angebracht, zu viele Fragen zu stellen. Ihre Aufgabe war es, den Patienten abzuholen und ins Krankenhaus zu bringen, sonst nichts. Aber die Frau mit dem Messer sprach sie an.

«Wohin bringen Sie ihn?» fragte sie. «In welches Krankenhaus?»

Die eine Sanitäterin - sie war schwarz - zuckte die Achseln und griff nach dem Personalausweis des Mannes.

«Kommt auf seine Personalnummer an», sagte sie. «Ich habe sie noch nicht durch den Computer gejagt. Der Strichcode verrät uns, wo er gemeldet ist, und da bringen wir ihn dann hm.» Sie stieg auf den Fahrersitz.

Jake deutete auf die zwei Männer, die nebenan im Polizeiwagen warteten.

«Sehen Sie die beiden Polizisten da?» fragte sie die zweite Sanitäterin.

«Ich sehe sie.»

«Sie werden Ihnen folgen. Versuchen Sie, den Streifenwagen nicht zu verlieren.»

«O. K. Wenn Sie es sagen.»

Jake sah zu, wie sie abfuhren. Stanley folgte ihnen im Streifenwagen, und die Warnsirenen beider Autos heulten auf und piffen wie

sexbesessene Bauarbeiter. Als sie sie aus dem Blick verloren hatte, betrat Jake Winston Mansions wieder und stieg in den siebten Stock. Dort war bereits ein Motorradpolizist, der den Tatort zugleich mit dem Krankenwagen erreicht hatte, damit beschäftigt, wißbegierige Mitbewohner zurückzuhalten. Esterhazys Wohnungstür stand offen. Jake betrat die Wohnung, setzte die Füße vorsichtig zwischen die Glasscherben der zertrümmerten Fensterscheibe und betrachtete den Anblick, der sich ihr bot.

Die Wohnung war einfach und spartanisch eingerichtet und wies keines der sensationellen Merkmale auf, die es einer Boulevardzeitung gestattet hätten, ihren Lesern das Seelenleben eines Massenmörders unter dem Aspekt der Innendekoration zu präsentieren. Keine abgeschlagenen Köpfe kochten auf der Gasflamme vor sich hin, es gab keine Folterkammer, keine Gemälde oder Fotografien von Leichen, keine Sammlung von Damenunterwäsche, keine abgezogene Menschenhaut, die auf einer Schneiderpuppe auf Nadel und Faden wartete, keine Vitrine, in der Pistolen und Messer wie Insekten und Spinnen ausgestellt waren. Es gab nur ein Bild, ein Porträt von Sir Winston Churchill. Da es genau zu dem Wandgemälde unten in der Eingangshalle paßte, nahm Jake an, daß es da gehangen hatte, seit Winston Mansions erbaut worden war. Esterhazys Spezialpistole hing noch in ihrem Schulterhalfter über einer Stuhllehne.

Gewiß, die farbliche Gestaltung von Esterhazys Wohnung war nicht nach Jakes Geschmack: ein königsblauer Teppich, schwarze Deckenbalken und gelbe Wände. Blau und Gelb waren klassisch opponierende Farben, die einander als neuronale Sinneseindrücke entgegengesetzt waren, aber das deutete kaum auf die Manie eines geistig gestörten Mörders hin. Die einfache und unwiderlegbare Tatsache war, daß Esterhazys Wohnung genauso wenig darüber verriet, was ihn zum Massenmörder gemacht hatte, wie das der Kaffeesatz oder die Tarotkarten getan hätten. Wie normal das alles aussah, und wie anormal es durch den Mann wurde, der hier gewohnt hatte!

Es war nicht das erste Mal, daß Jake diese Erfahrung machte. Sie wußte, daß ein Massenmörder ein Leben führen kann, das nach außen vollkommen unauffällig ist. Über die Gedanken in seinem Kopfe mußte man sich Sorgen machen, nicht über die

Bilder an den Wänden oder die Trophäen in den Vitrinen. Das Böse dekorierte sein Heim nicht immer mit schwarzen Samtvorhängen und Aschenbechern aus Totenschädeln. Das Ungewöhnlichste in der ganzen Wohnung waren der durchschnittene Strick, an dem Esterhazy versucht hatte, sich aufzuhängen, und die Trittleiter, mit der er zu der Schlinge hinaufgestiegen und die er dann mit einem Fußtritt umgeworfen hatte; die Trittleiter, die nur ein oder zwei Minuten später Jake benutzt hatte, um hinaufzusteigen und ihn abzuschneiden. Es war Jake, die Esterhazy künstlich beatmet, ihm den Kuß des Lebens gegeben hatte. Sein Geschmack lag noch auf ihren Lippen. Es war ein seltsamer Geschmack, vielleicht, weil er gefährlich war, weil er ihr fremd war, aber zugleich hatte sie es genossen, ihm neuen Atem zu schenken, als sei er ein ertrunkener Seemann oder Don Juan, den die Wellen ans Ufer ihrer Insel gespült hatten.

Und wofür hatte sie ihn gerettet? Gut, daß ich nicht sentimental bin, sagte sie sich. Denn sie wußte nur allzugut, welcher Zukunft sie ihn ausgeliefert hatte. Jake zündete sich eine Zigarette an und rauchte verärgert, denn nichts kann so unendlich irritierend sein wie die eigenen Gedanken. Sie versuchte sich einzureden, das, was mit Wittgenstein, nein, mit Esterhazy geschehen werde, gehe sie nichts an. Sie hatte ihre Pflicht getan, wie das Gesetz es befahl, und sich dabei gegen die bemühten Anstrengungen fast aller, die sie umgaben, durchsetzen müssen.

Was aus ihm wurde, dafür waren jetzt andere zuständig: Anwälte, Richter, Psychotherapeuten und vermutlich auch Politiker. Vielleicht würde es ihm gelingen, wegen Geisteskrankheit für schuldunfähig erklärt zu werden. Sie erinnerte sich, ihm medizinische Betreuung versprochen zu haben. Also würde sie sich darum kümmern müssen,

daß ein anderer Gerichtspsychiater als Professor Waring ihn untersuchte. Vielleicht konnte man ja für das Plädoyer auf Unzurechnungsfähigkeit die Tatsache benutzen, daß in der medizinischen und psychiatrischen Fachpresse mehrere Artikel erschienen waren, die allein auf Grund seiner Schriften zu dem Schluß gekommen waren, der richtige Wittgenstein habe unter einer bipolaren Affektstörung gelitten, dem, was man früher eine manisch-depressive Psychose genannt hätte.

Es war ganz einfach: Jetzt, wo sie ihre Pflicht erfüllt hatte, war Jakes aufrichtigste Hoffnung nicht, der Staatsanwaltschaft zu einer waserdichten Anklage gegen Esterhazy zu verhelfen, sondern daß es ein besseres Ende für ihn geben möge als eine eiskalte Nadel in einer Vene. Das Gefühl war ihr neu. Normalerweise war es ihr recht gleichgültig, was aus den Männern wurde, die sie festnahm. Aber Esterhazy glich auch keinem anderen Mann, den sie je gekannt hatte.

Das war es, was sie hoffte. Aber im tiefsten Herzen wußte Jake, daß es anders enden würde. Im tiefsten Herzen hatte sie immer gewußt, daß es anders enden würde.

Sie setzte sich an Esterhazys Schreibtisch. Sie warf einen Blick auf die komplizierte Computerausrüstung und dann auf den RA-Anzug aus schwarzem Gummi, der wie ein abgelegter Schatten auf einer Spezialliege lag. Wenn er sich mit dieser Art von Scheiße beschäftigt hat, sagte sie sich, kann man überhaupt nicht mehr wissen, was in Esterhazys Kopf vor sich gegangen ist. Manche Forscher behaupteten, bei lang andauerndem Gebrauch sei RA genauso gefährlich wie LSD. Dann bemerkte sie zwei Notizbücher auf dem Schreibtisch, ein braunes und ein blaues. Ihre Neugierde erwachte, und sie schlug das Braune Buch auf.

Sechs Monate später

Vor dem Gefängnis in Wandsworth hatte sich eine Menschenmenge gesammelt. Es war früher Abend, und Menschen auf dem Heimweg

ließen die Masse ständig anwachsen. Die Stimmung war ruhig, aber eine kleine Einheit der Bereitschaftspolizei hielt sich für alle Fälle bereit.

Jake hatte den Verkehr falsch eingeschätzt und war zu früh gekommen. Sie parkte ihren Wagen in einem nahe gelegenen Gartenzentrum und kaufte, weil sie ohnehin warten mußte, ein paar Geranien für die Fensterbank. Während sie darauf wartete, daß der Verkäufer ihre Kreditkarte belastete, fiel ihr ein, daß sie ein paar Blumen für Esterhazy kaufen könne, daß er vielleicht für etwas Farbe in den letzten Stunden seines bewußten Lebens dankbar wäre. Sie sah sich um, und da sie nichts sah, das nicht im Boden verwurzelt gewesen wäre, fragte sie den Verkäufer nach Blumen. Er kicherte und zeigte auf den Hof, wo Hunderte von Pflanzen in voller Blüte standen.

«Für was halten Sie das da?» fragte er höhnisch.

«Nein, ich meine Schnittblumen.»

Das Grinsen des Mannes wurde böse. «Das hier ist ein Gartenzentrum», sagte er. «In Gärten wachsen Dinge. Verstehen Sie? Wenn Sie Schnittblumen suchen, würde ich vorschlagen, daß Sie an den Friedhof in der Magdalen Road gehen. Da werden Sie Schnittblumen finden. Obwohl ich persönlich ja nicht verstehen kann, wie jemand etwas abschneiden kann, das wächst.»

«Ersparen Sie mir die Botanikvorlesung», sagte Jake und wählte eine Hyazinthe, eine rotblühende Neuzüchtung, aus einem nahe stehenden Kasten aus.

«Nehmen Sie die nicht», riet ihr der Verkäufer. «Die steht schon voll in Blüte. Sie wird in ein oder zwei Tagen welken. Nehmen Sie lieber eine, die noch Knospen hat.»

Jake schüttelte den Kopf. Noch ein Tag, und für Esterhazy würde es zu spät sein. «Nein, die hier ist schon in Ordnung.»

«Wie Sie wollen», sagte der Mann.

Sie legte die Geranien in den Kofferraum und ging weiter zum Gefängnistor. Ihr Auto war da, wo es stand, wahrscheinlich besser aufgehoben als vor dem Gefängnis. Es könnte ja sein, daß jemand auf die Idee kam, sie gehöre zum Gefängnispersonal, und die Reifen aufschlitze. Die Sonne ging unter, aber sie behielt die Sonnenbrille auf, weil sie nicht erkannt werden wollte. Das Fernsehen hatte ausgiebig über die Verhandlung gegen Esterhazy und ihre Rolle bei seiner Verhaftung berichtet. Aber von der roten Blume getäuscht, die sie in der Hand hielt, schenkte ihr die Menge keine Beachtung. Nicht viele Polizeibeamte oder Angehörige des Innenministeriums kamen mit Blumen in der Hand zum Wandsworth-Gefängnis. Sie hatte ihren Personalausweis vorgezeigt und das Tor passiert, bevor die Demonstranten merkten, daß es sich geöffnet und wieder geschlossen hatte.

«Sind Sie gekommen, um beim Nadelstich zuzusehen?» fragte der Wärter, der ihren Personalausweis immer noch in den behandschuhten Händen hielt.

Sie bejahte, und der Wärter griff zum Computer.

«Einen Augenblick, bis ich Sie auf der Gästeliste gefunden habe», sagte er. Er grinste in sich hinein, als sein Finger eine der Tasten drückte. Der Computer tickte wie ein Geigerzähler und warf eine lange Namensliste aus. «Schließlich wollen wir keine ungeladenen Gäste haben. Jawohl, Sie stehen drauf, gnädige Frau.» Er warf einen Ungewissen Blick auf die Topfpflanze.

Jake fragte sich, ob er sie nach Drogen oder dergleichen durchsuchen werde.

«Ist die für ihn?» fragte er.

«Ja. Geht das in Ordnung?»

Der Wärter zuckte die Achseln. «Wie die Dinge stehen, nehme ich an, ja. Ich werde einen meiner Leute rufen, damit er Sie in den neuen Flügel führt.»

«Machen Sie sich keine Mühe. Ich kenne den Weg.»

«Auch gut», sagte der Wärter und kehrte zur Lektüre der *News of the World* von gestern zurück. Auf der Titelseite prangte das Bild eines verwirrt wirkenden Esterhazy unter der Schlagzeile: MORGEN: HEISSE NADEL FÜR DEN PSYCHOMÖRDER.

Jake verzog das Gesicht und ging schnell weiter. Wie in den meisten Gefängnissen war auch in Wandsworth der Strafkomaflügel ein Neubau. Er hatte sogar einen Preis des Europäischen Architektenvereins gewonnen. Der SK-Flügel trug eine große Kuppel aus dem gleichen roten Backstein wie die viktorianischen Mauern, die ihn umgaben, und sah von außen aus wie eine Sternwarte, von innen wie eine Bibliothek. Stahlbetonträger stützten eine Fensterecke, die von unten wie das Auge Gottes aussah. Rund um die kreisförmigen Innenwände verteilt waren große Schubladen. Wie im Leichenschauhaus lagen in den meisten davon die Körper von Strafgefangenen im Koma.

Die Luft in dem künstlich belüfteten Strafkomaflügel war kälter als draußen. Jake, die ein leichtes Sommerkostüm aus Leinen trug, fröstelte. Sie beschleunigte den Schritt, als sie den Boden unter dem Kuppelauge überquerte und auf die Vorbereitungszellen zuging.

Beim Anblick einer halb geöffneten Schublade - sie war nur wenig größer als ein Sarg - hielt sie inne. Neugierig blieb sie stehen und sah sich die Schublade genauer an. Um Durchliegen zu vermeiden, war der Boden mit weichem schwarzem Kalbsleder ausgeschlagen. An den Seiten waren eine Reihe von Röhren und Kathetern angebracht, die an den Körper des Strafgefangenen angeschlossen werden sollten. Auf der Stirnseite der Schublade waren ein flacher kleiner Schirm zur Kontrolle der Körperfunktionen und ein Magnet-

schloß angebracht, damit niemand an den Bewohner der Schublade herankam. Jakes Frösteln stieg zur Kinnlade auf. Sie rieb sich die nackten Arme und ging schnell weiter.

In einem Vorraum vor der Zelle, in der Esterhazy die wenigen verbleibenden Stunden seines bewußten Lebens verbrachte, hatte sich eine kleine Besuchergruppe versammelt. Die meisten Gesichter kannte sie aus dem Innenministerium und dem Institut für Gehirnforschung: Mark Woodford, Professor Waring, Grace Miles. Zum erstenmal waren auch Fernsehkameras zur Berichterstattung zugelassen. Eine erfolgreiche Eingabe an den Obersten Gerichtshof hatte damit argumentiert, daß den anderen Medien dieselben Rechte zustehen sollten wie den Tageszeitungen.

Jake hielt inne, um zu sehen, was ITN vorhatte, und ihr Interesse wuchs, als sie feststellte, daß Anna Kreisler das Programm moderierte. Anna war die Frau gewesen, von der der Massenmörder David Boysfield besessen war; und über diesen Fall hatte Jake ihren Vortrag im Europäischen Kriminalamt gehalten, als ihr die Ermittlungen im Fall Wittgenstein übertragen worden waren. Das alles kam ihr vor, als sei es vor langer Zeit geschehen.

Anna Kreisler stellte ein elegantes Chanel-Kostüm und die ein wenig künstlich wirkende Schönheit und Munterkeit der idealen Stewardess zur Schau und beantwortete die Fragen eines unsichtbaren Redakteurs im Studio. Die Tatsache, daß sie sich hier im Gefängnis und nicht wie üblich hinter ihrem Schreibtisch im Studio befand, unterstrich die Bedeutung, die ITN dem Bericht beimaß.

«Wie ist die Stimmung bei Ihnen in Wandsworth, Anna?»

«Nun, Peter, Sie werden sich wohl vorstellen können, daß die Stimmung gespannt ist. Eine beträchtliche Menschenmenge hat sich vor dem Gefängnis versammelt, um gegen die Strafvollstreckung an Paul Esterhazy zu protestieren. Zwar steht eine Polizeieinheit in Bereitschaft, aber es werden keine Unruhen erwartet. Das ist alles ganz

anders als damals, als es die Todesstrafe noch gab. Heutzutage hofft niemand mehr auf eine Begnadigung im letzten Augenblick. Der Anruf aus dem Innenministerium, der ein Todesurteil in lebenslängliche Haft umwandelt, gehört der Vergangenheit an, denn selbstverständlich gibt es so etwas wie lebenslängliche Gefängnisstrafe nicht mehr. Ich habe vorhin mit dem Gefängnisdirektor gesprochen, und er hat mir erzählt, daß Paul Esterhazy gegen fünf Uhr eine leichte Mahlzeit zu sich genommen hat. Ein Gespräch mit dem Gefängnis-seelsorger hat er abgelehnt. Seitdem vertreibt er sich, soweit das bekannt ist, seine letzten Stunden vor dem Fernseher.»

«Vielleicht verfolgt er dann ja unsere Sendung, Anna. Bisher wissen wir immer noch recht wenig über die Gründe, die Esterhazy zu seinen entsetzlichen Verbrechen getrieben haben. In der Verhandlung war andeutungsweise die Rede von geistiger Verwirrung durch gewohnheitsmäßigen Gebrauch von RA-Programmen. Hat Esterhazy selbst irgend etwas darüber gesagt, was es war, das ihn zum Massenmörder gemacht hat? Zeigt er irgendwelche Anzeichen von Reue?»

«Nein, er bereut nichts, Peter. Natürlich wissen wir jetzt, daß diese Morde vor dem Hintergrund des Lombrosoprogramms begangen worden sind und daß Esterhazy ebenso wie viele seiner Opfer den Namen eines berühmten Philosophen als Decknamen trug. Esterhazy selbst hat in Oxford studiert und wurde wegen Drogenmißbrauchs relegiert. Einige Kommentatoren sind der Ansicht, das könne bei ihm einen Haß auf Intellektuelle im allgemeinen und auf Philosophen im besonderen geweckt haben. Ein bizarres Zusammentreffen hegt auch darin, daß Esterhazy wie der richtige Ludwig Wittgenstein, dessen Name sein Deckname war, aus einer reichen deutsch-österreichischen Familie stammt und eine Zeitlang in der Krankenhausapotheke in Guy's gearbeitet hat. Das soll eines der Argumente gewesen sein, die in dem erfolglosen Antrag, ihn wegen Schizophrenie für unzurechnungsfähig zu erklären, angeführt wurden.»

«Anna, Sie haben mit einer Menge Leute gesprochen, die Esterhazy kennen. Was für ein Mensch ist er?»

«Alle, die ihn kennen, sind sich darüber einig, daß er hochintelligent ist, Peter. Belesen, gebildet, geschickt im Umgang mit Computern. Er war auch an seiner Arbeitsstätte beliebt. Viele Leute, die ihn in Guy's kennengelernt haben, sagen, er sei ein netter Mensch und sehr höflich, der stille Gelehrtentyp, der keiner Fliege etwas zu leide tun kann. Aber zugleich scheint er eher einsam und verloren gewesen zu sein. Wir wissen, daß er sich mit seinen Eltern überworfen hatte, und bisher gibt es auch keine Anzeichen dafür, daß sie sich in letzter Minute wieder versöhnen wollen. Nach Aktenlage war er auch eine Zeitlang verheiratet, aber seine Frau hat sich scheiden lassen und ihren Namen geändert. Bisher ist es uns nicht gelungen, sie aufzufinden.»

«Also bleibt Esterhazy selbst jetzt, wo er sich in Haft befindet und auf den Strafvollzug wartet, in vieler Hinsicht rätselhaft?»

«In der Tat, Peter. Für viele Leute ist es einfach frustrierend, daß wir nicht mehr über ihn herauskriegen können, wenn die Strafe heute vollzogen wird. Aber fairerweise muß man auch sagen, daß Esterhazy sich wohl auch selbst ein Rätsel ist. Besonders während des Prozesses hat es Gelegenheiten gegeben, wo es so aussah, als sei er unfähig, zwischen Realität und angenäherter Realität zu unterscheiden. Sie haben das ja wohl schon erwähnt. Deshalb glauben viele Leute, der richtige Ort für Paul Esterhazy sei nicht eine Schublade im Strafvollzug, sondern ein Krankenhaus für gemeingefährliche Geisteskranken.»

«Sie haben das Lombrosoprogramm der Regierung erwähnt, Anna. Was für eine Bedeutung, meinen Sie, wird das alles für das Programm und für andere Bereiche der staatlichen Ordnungspolitik haben?»

«Kritiker der gegenwärtigen Strafpolitik, insbesondere der ehren-

werte Abgeordnete Tony Bedford, haben behauptet, das Lombrosoprogramm stelle einen Eingriff in die Privatsphäre dar und solle deshalb gestoppt werden. Aber ich glaube kaum, daß das geschehen wird, Peter. Schließlich hat der Europäische Gerichtshof bereits festgestellt, das Programm, dessen Schwerpunkt auf der Betreuung und Beratung von Personen liegt, die eine angeborene Neigung haben, aggressive Störungen zu entwickeln, stelle keine Verletzung der Menschenrechte dar. Dennoch werden tiefgreifende Veränderungen notwendig werden, und dies nicht zuletzt, wo es um Vorschriften des Datenschutzes geht, und man hört, daß Köpfe rollen werden. Aber bis die Ergebnisse der offiziellen Untersuchung vorliegen, wissen wir nicht, wie die Sicherheitsvorkehrungen umgangen worden sind und wen man dafür verantwortlich machen wird. Natürlich ist das Programm bis zur Klärung aller Fragen suspendiert.

Ich begrüße jetzt die Staatssekretärin für Polizeifragen, Mrs. Grace Miles. Mrs. Miles, was sagen Sie zu den Vorwürfen gegen das Strafkomaprogramm? Es wird ja behauptet, es handle sich dabei um eine grausame und ungewöhnliche Strafe, die nicht in eine zivilisierte Gesellschaft passe.»

Mrs. Miles lächelte ein wenig gequält.

«Zunächst, Mrs. Kreisler, möchte ich einer Bemerkung widersprechen, die vorhin über das Lombrosoprogramm gemacht wurde. Das Lombrosoprogramm ist nicht nur ein Teil der Politik dieser Regierung. Es ist ein Teil der Verbrechensverhütungspolitik der Europäischen Gemeinschaft, wie sie von allen Mitgliedsstaaten des Europäischen Parlaments beschlossen worden ist. Es ist der reine Zufall, daß es in Großbritannien zuerst eingeführt wurde.

Was nun Ihre Frage zum Strafkoma angeht, möchte ich das folgende sagen: Der Europäische Gerichtshof hat entschieden, daß es weder grausam noch ungewöhnlich ist. Diese Strafform existiert in den Vereinigten Staaten seit mehreren Jahren und hat sich in mancherlei

Hinsicht bewährt und als vorteilhaft erwiesen. Auf Einzelheiten möchte ich jetzt nicht eingehen. Ich halte dies nicht für die richtige Gelegenheit. Aber soviel möchte ich doch über seine Gegner sagen: Sie versetzen mich immer wieder in Erstaunen dadurch, daß sie in dieser Debatte genau die gleichen Argumente verwenden, die sie schon gegen die Wiedereinführung der Todesstrafe vorgebracht haben. Ich war und bin weiterhin eine Gegnerin der Todesstrafe. Aber jedermann hatte das Gefühl, in einigen Fällen, so wie etwa diesem, sei eine härtere Bestrafung als Haft erforderlich. Ich glaube, daß das Strafkoma diese Anforderung hervorragend erfüllt. Und das beste Argument für das Strafkoma als äußerste Sanktion ist, daß da, wo Fehler gemacht werden - und wir müssen uns der Tatsache stellen, daß jedem System Fehler unterlaufen können -, ein Urteil wieder aufgehoben werden kann. Hier möchte ich nur noch sagen, daß in diesem Fall wohl kein Zweifel bestehen kann.

Ich meinerseits begrüße übrigens die Anwesenheit von Kameras, wie wir sie hier und heute erleben. Die Öffentlichkeit hat ein Recht, über die Strafen informiert zu werden, die in ihrem Namen verhängt und auf Kosten des Steuerzahlers vollzogen werden, solange die Gesichter derjenigen, die bei der Vollstreckung mitwirken, unkenntlich gemacht werden können. Meiner Meinung nach handelt es sich bei dieser Form von Berichterstattung um einen wertvollen Dienst, der der Öffentlichkeit erwiesen wird.»

Allmählich konnte Jake nicht mehr zuhören, wie geschickt und manipulativ Mrs. Miles die Pressefreiheit verteidigte. Langsam verließ sie den Bereich, der im Kameralicht stand. Sie war überrascht, als Mark Woodford ihr folgte. Sie hatte ihn seit

dem Tag nicht mehr gesehen, an dem Waring und er versucht hatten, ihre Zustimmung zu Sir Jameson Längs Versuch zu finden, Wittgenstein zum Selbstmord zu überreden.

«Bin noch gar nicht dazu gekommen, mit Ihnen zu sprechen», sagte

er. «Jedenfalls: Gut gemacht, meine ich, daß Sie den armen Typ erwisch haben. Sie nehmen mir doch nichts übel?»

Jake schüttelte den Kopf. «Ich habe nur meine Pflicht getan.»

«Richtig. Wir haben ja alle nur das Beste gewollt, nicht wahr? Übrigens, Glückwunsch zu Ihrer Beförderung. Wie ich höre, sind Sie jetzt Chefin der Mordkommission.»

«Nur vorübergehend», sagte Jake, «bis sich ein Nachfolger für Chellis findet.»

Woodford senkte die Stimme. «Ach, mich würde es nicht überraschen, wenn Sie den Posten auf Dauer hätten», sagte er. «Der Staatssekretärin gefällt Ihre Art.»

Jake warf einen Blick über die Schulter auf Mrs. Miles, die sich immer noch mit Anna Kreisler unterhielt.

«Ich kann nicht behaupten, daß mir ihre Art besonders sympathisch ist.» Sie schüttelte den Kopf. «Eigentlich mag ich auch meine eigene Art nicht besonders. Jedenfalls nicht, wenn ich einem Zirkus wie dem hier beiwohnen muß.» Jake ging auf den Gefängnisdirektor zu.

«Vergessen Sie eins nicht: Sie haben die Zugnummer entdeckt.»

«Wie gesagt, Woodford, ich habe nur meine Pflicht getan.»

«Haben Sie schon gehört, daß Dr. St. Pierre zurückgetreten ist?»

Jake verneinte.

«Aber ja doch. Es ist noch nicht öffentlich bekannt. Aber irgendein Kopf mußte rollen, nach allem, was geschehen war, und ich fürchte, St. Pierre war das ideale Opfer. Es gibt jetzt einen neuen Sicherheitschef. Er will die gesamte Vorgehensweise ändern, bevor das Programm in der Europäischen Gemeinschaft eingeführt wird, damit es keine Probleme mit nicht-autorisiertem Zugang mehr gibt. Und wenn das Ganze endlich funktioniert, wird es ja wohl auch Ihren Be-

ruf viel leichter machen.»

Jake schenkte ihm ein sardonisches Lächeln. «Das frage ich mich», sagte sie. «Bitte, entschuldigen Sie mich jetzt.»

Sie ging zum Gefängnisdirektor und fragte, ob sie Esterhazy ein paar Minuten allein sprechen könne.

Der Direktor blickte erst die Blume, dann Jake an.

«Was soll die Pflanze?» fragte er mißtrauisch.

«Die ist für Esterhazy», erklärte sie. «Er soll etwas Schönes sehen und riechen, bevor er ins Koma fällt.»

«Wahrscheinlich ist das gegen die Vorschriften. Aber unter den Umständen ist es wohl in Ordnung. Hier entlang bitte.»

Als Jake die Zelle betrat, saß Esterhazy, von zwei Wärtern aufmerksam beobachtet, vor dem Fernseher. Mit gefesselten Händen saß er aufrecht auf einem Stuhl und war in die Berichterstattung über seine eigene Bestrafung versunken. Als er Jake sah, wandte er sich ihr zu und lächelte.

«Ah, das Hyazinthenmädchen», sagte er. «Wissen Sie, Farbe ist das, was mir am meisten fehlen wird. Meiner Erfahrung nach träumt man nur schwarzweiß.»

Esterhazy wirkte älter und distinguiierter, als Jake ihn aus der Verhandlung in Erinnerung hatte. Nahezu erhaben. Wie jemand, den die trivialen Gedanken seiner Mitmenschen leicht ermüden. Seine körperliche Ähnlichkeit mit dem richtigen Wittgenstein war überraschend. Nur daß er sportlicher, ja sogar kräftiger wirkte, als sie es sich vorgestellt hatte. Überdies umgab ihn eine Aura elektrischer Intelligenz, wie sie Dr. Frankenstein angestrebt haben könnte, als er sein berühmtes Geschöpf schuf. Er sprach ein wenig theatralisch, wie eine Figur aus einem viktorianischen Drama. Seine ruhelosen Augen blieben ein paar Sekunden an der Blume in Jakes Händen

haften. Sie sagte nichts. Er stand auf, nahm ihr den Blumentopf aus den zitternden Händen und stellte ihn auf den Tisch neben dem Fernseher.

«Wie freundlich von Ihnen, mir eine rote Blume zu bringen», sagte er. Mit weit geöffneten Nüstern schob er sein ganzes Gesicht in die Blüte und schloß die Augen.

Jake hörte, wie er tief durch die Nase einatmete und den süßen Duft der Blume genoß. Er wiederholte den Akt mehrmals, bevor sich seine Augen wieder öffneten. Er blickte Jake an, und ein neckischer Ausdruck lief wie eine Schweißperle über seine Stirn.

«Würden Sie den Befehl <Bringen Sie mir eine rote Blume!> so ausführen, daß Sie die Farbe Rot in einer Farbentabelle aufsuchen und dann eine Blume bringen von der Farbe, die Sie in der Tabelle finden?»

Jake schüttelte den Kopf. «Nein», sagte sie.

«Aber wenn es sich darum handelt, einen bestimmten Ton von Rot zu wählen oder zu mischen, dann geschieht es, daß wir uns des Musters oder einer Tabelle bedienen?»

«Ja, manchmal tun wir das», stimmte sie zu.

«Nun», sagte Esterhazy und steckte seine leicht geschwungene Nase wieder in die Blüte, «dann kann man sagen, daß Erinnerung und Assoziation im Kontext eines Sprachspiels zusammenwirken.»

«Sie spielen immer noch Spiele? Auch jetzt noch?»

«Warum nicht?» Er spitzte den Mund und sah auf das Fernsehbild. «Da ich es doch bin, der zum Gegenstand von etwas gemacht wird, das man als Spiel begreifen kann, wenn der Begriff auch an den Rändern etwas vage ist. Ja, ich weiß, was Sie denken. Sie fragen sich, ob ein vager Begriff überhaupt ein Begriff ist. Ist eine unscharfe Fotografie überhaupt das Bild eines Menschen? Ist ein Mensch,

der weder ganz tot noch ganz am Leben ist, überhaupt ein Mensch?»

«Ich weiß nicht», sagte Jake. «Vielleicht.»

Er grinste. «Und vielleicht auch wieder nicht. Mir kommt es vor, als werde ich eher einer Pflanze ähneln. Haare und Fingernägel werden gelegentlich gestutzt. Man wird mich gießen und das Unkraut rupfen. In regelmäßigen Abständen werde ich auf Ungezieferbefall überprüft. Aber ich werde im wesentlichen jeder Bedeutung beraubt sein, die über das Symbolische hinausgeht.»

«Sie haben Menschen getötet.»

Er zuckte schnell die Achseln. «Ich beneide Sie.» Sein Grinsen wurde breiter. «Ich nehme an, ich verdanke Ihnen mein Leben. Aber sagen Sie mir eins, für was haben Sie es gerettet?»

«In meinem Spiel gibt es auch Spielregeln», sagte Jake. «Wenn die Regeln vage sind, ist es kein richtiges Spiel. Ausgerechnet Sie sollten das wissen.»

Er seufzte und nickte mit dem Kopf. «Ja, ich glaube, Sie haben recht.» Das Lächeln kehrte wieder. «Wissen Sie, damit, daß Sie mir diese kleine Hyazinthe gebracht haben, haben Sie mir einen großen Gefallen erwiesen. Ich habe verzweifelt nach einem Schlußvers von weniger als 200 Anschlägen für den Bildschirm auf meiner Schublade gesucht. Eines der letzten Privilegien, die der Verurteilte genießt. Sehr großzügig. Die Herren hier haben mir die Texte einiger anderer Verurteilter vorgelesen und gehofft, ich werde mich für etwas Passendes entscheiden.» Er stöhnte und rollte mit den Augen. «Natürlich sind die meisten davon unmöglich sentimental. Der durchschnittliche Kriminelle zeichnet sich durch schlechten Stil aus, besonders wenn es darum geht, wie man seiner gedenken soll. Aber Sie und Ihre Blume waren mir eine Inspiration. Ich danke Ihnen.»

«Was für einen Text haben Sie gewählt?»

«Überraschung», sagte er. «Lesen Sie in ein paar Stunden auf meiner Schublade nach.»

«Es tut mir leid, das alles... wirklich.»

Er schüttelte abwehrend den Kopf. «Werden Sie mir einen Gefallen tun?»

«Wenn ich kann.»

«Wie ich höre, darf man jemanden, der im Koma liegt, besuchen. Die Gärtner sagen, wenn man mit einer Pflanze spricht, gedeiht sie. Werden Sie gelegentlich kommen und mit mir sprechen?»

Jake zuckte die Achseln. «Was soll ich sagen?»

«Nennen Sie Dinge. Sprechen Sie über sie. Beziehen Sie sich sprachlich auf sie. Als gäbe es nur ein Ding mit dem Namen <Über ein Ding reden>. Sprechen Sie mit mir wie ein kleines Mädchen, das mit seiner Puppe spricht. Das sind Sie mir dafür schuldig, daß Sie mein Leben gerettet haben. Werden Sie es tun?»

«Ich habe Puppen nie besonders gemocht», sagte Jake, «aber für Sie bin ich bereit, eine Ausnahme zu machen.»

Ihr Versprechen schien ihn zu erleichtern.

Schließlich fragte sie ihn, warum er es getan habe. Was hatte ihn dazu veranlaßt, all diese Männer zu töten?

Die hellen Augen blickten zum Himmel auf. Plötzlich sprach er mit amerikanischem Akzent.

«Meine Motivation?» Er lächelte lakonisch. «Also wirklich, das kam alles aus meiner inneren emotionellen Erfahrung, denke ich mir, die ich durch das Medium der Improvisation entdeckt habe.» Er schüttelte den Kopf. «Motivation... mein Gott, das klingt nach Lee Strasberg und der New Yorker Schauspielschule. Diese Frage stellen die Leute einem Mörder immer, Jake. <Sagen Sie, Coady, warum haben

Sie das getan? Was hat Sie dazu gebracht, diese ganzen Frauen umzubringen?) Man wird es müde, ständig die gleiche Frage gestellt zu kriegen und keine rechte Antwort zu wissen. Peinlich für den Mörder. Man ruiniert sein Leben und hat nicht einmal eine vernünftige Erklärung dafür. Also denkt man sich nach einiger Zeit eine Erklärung aus, nur um die Leute loszuwerden. Und was sagen die Mörder dann? <Ich hatte eine Vision Christi und all seiner Engel, die es mir befahlen.> Oder: <Die Stimme Allahs hat zu mir gesprochen und mir befohlen, die Ungläubigen zu erschlagen.> Aber wissen Sie, das ist eine Erklärung, die bis in die Anfänge der Menschheitsgeschichte zurückgeht. Als erster hat sich Abraham darauf berufen: <Gott hat mir befohlen, meinen Sohn Isaak zu töten, und ich wollte es gerade tun.> Abraham hat Glück gehabt, daß er seine Stimme rechtzeitig noch einmal gehört hat und nicht zum Mörder geworden ist.

Wenn wir heute davon ausgehen, daß ein Mörder das, was er sagt, für wahr hält, dann wird diese religiöse Verteidigung zum Beweis für seine Unzurechnungsfähigkeit. Und wenn wir ihn für einen Schwindler halten und glauben, daß seine Stimme eine Lüge ist, dann kommt er an die Nadel. Aber wie wir sie auch beurteilen, eine derartige Erklärung dafür, daß jemand so abscheuliche Verbrechen begeht, ist für uns generell verständlich. Es ist keine besonders originelle Erklärung, aber wir können uns leicht vorstellen, daß es eine außerordentliche Erklärung geben muß, wenn jemand etwas so Abscheuliches tut wie seine Mutter und seinen Vater und sein eigenes Schoßhündchen umzubringen. In einem Sinne ist das wohl überhaupt die einzige Erklärung, die Menschen verstehen können.» Esterhazy lächelte versonnen und schien einen Augenblick abwesend.

«Aber wenn Sie nach einer Erklärung suchen, die unserer modernen Zeit angemessener ist, Jake, dann kann ich Ihnen eine liefern. Wenn das Charakteristikum des Glaubens das Fehlen von Logik ist, dann gilt auch das Gegenteil. Wenn man an nichts mehr glaubt, dann ist

man nur noch der Logik verantwortlich. Und wenn ein anderer behauptet haben könnte, Gott habe ihn dazu veranlaßt, kaltblütig zwölf Menschen zu töten, dann sage ich, daß ich nicht der Stimme Gottes gehorcht habe, sondern der Stimme der Logik. Ich vernahm die Stimme der Logik und der Diener der Vernunft und unterlag dem Zwang zu töten.» Er lächelte verkniffen. «Es ist nur eine andere Art von Wahnsinn, sonst nichts.

Aber Sie haben doch die Notizbücher gelesen, nicht wahr?» Er zuckte ausdrucksvoll die Achseln. «Was meinen Sie? Sie sind die Detektivin. Es waren Ihre Ermittlungen. Sie haben mich erwischt. Sie müssen die Antworten kennen. Sie haben einer Welt die moralische Ordnung wiedergegeben, die durch meine Verbrechen vorübergehend gestört war. Wie ungemein shakespearisch von Ihnen, Jake. Vielleicht sollte ich es sein, der die Fragen stellt. Also, was halten Sie davon, Frau Chefinspektor?»

Jake zuckte die Achseln. «Meines Erachtens wäre jede Wiederherstellung der Weltordnung, wie Sie sie beschreiben, illusorisch», sagte sie. «Und mit Illusionen sollten Sie sich auskennen, Paul. Sie haben Ihr halbes Leben mit dieser Reality-Approximation-Maschine verbracht. Selbst jetzt könnten Sie sich vorstellen, daß Sie immer noch in ihrem RA-Anzug stecken. Wenn ich überhaupt eine Erklärung habe, dann die, daß Sie nicht mehr zwischen dem Wirklichen und dem Unwirklichen unterscheiden können. Aber darin sind Sie gar nicht so anders als eine Menge von Menschen. Niemand mehr ist sehr an Wirklichkeit interessiert. Vielleicht war das schon immer so. Würden Sie das eine moralische Weltordnung nennen? Wenn Sie mich fragen, ich kann nicht viel entdecken, das im Lot wäre. Und diese Ermittlung war nichts als der Versuch, Aufschub zu erwirken. Bis zum nächsten Mal.»

Danach sagten sie nicht mehr viel. Eine kurze Zeit saß sie schweigend neben ihm und erlaubte ihm, ihre Hand zu halten. Sie versuchte sich zu erinnern, wann das letzte Mal ein Mann ihre Hand gehalten

hatte. Ihr Vater hatte versucht, ihre Hand zu halten, als er im Krankenhaus im Sterben lag, und sie hatte sie weggezogen. Heute lagen die Dinge anders. Sie hatte aufgehört zu hassen. Jetzt war die Zeit, Mitleid zu empfinden, mitzufühlen, vielleicht sogar zu lieben.

Für die wenigen verbleibenden Minuten ließ sie ihn allein. Sie hätte das Gefängnis verlassen, wenn sie es gekonnt hätte. Sie verabscheute das, was nun folgen sollte. Aber die gesetzlichen Regelungen aus dem Jahre 2005 verlangten im Mordfall, daß sie als Leiterin der Ermittlungen bei der Vollstreckung des Urteils anwesend zu sein hatte.

Unter den Augen von fast zwanzig Anwesenden, von den Millionen, die im Fernsehen zusahen, ganz zu schweigen, ging Esterhazy seiner Bestrafung so mutig entgegen, wie dies möglich war, wenn man davon ausgeht, daß er bereits angeschnallt auf einer Krankenhausbahre lag, als der Komatechniker die Injektionsspritze aufzog. Ein oder zwei Zuschauer schnappten hörbar nach Luft, als die Nadel im Licht der Glaskugel erstrahlte wie ein Schwert. Esterhazy wandte das Gesicht von der Kamera ab und wartete stumm. Der Techniker fuhr mit einem Wattebausch über seine Halsschlagader, und der Geruch eines Desinfektionsmittels erfüllte die Luft.

Die Gefängnisuhr schlug Mitternacht, als die Nadel in die Halsschlagader eindrang und der Kolben herabgedrückt wurde. Das Koma trat praktisch sofort ein.

Dann wurde der Körper in die Hauptaufbewahrungshalle gefahren und unter dem gewaltigen Auge in die Schublade gelegt, die ihn erwartete. Elektrokabel und Infusionsröhren wurden an Esterhazys nacktem Oberkörper angebracht, und als alles an Ort und Stelle war und der Komatechniker sich vom Funktionieren der Anlage überzeugt hatte, schloß sich die Schublade glatt und ruhig.

Jake wartete, bis die Fernsightteams abgezogen waren, bevor sie näher herantrat und las, was der Techniker auf den Bildschirm eingab: Esterhazys Grabspruch. Sie erkannte die Zeilen aus *Das Wüste*

Land. Sie folgen unmittelbar auf das Hyazinthenmädchen.

Voll deine Arme, dein Haar naß, mir versagte

Die Stimme, meine Augen trübten sich, ich starb nicht

Und konnte auch nicht leben, war fassungslos

Und sah in das Lichtherz, die Stille.

Öd und leer das Meer.

Jake wischte sich eine Träne aus dem Augenwinkel, nahm die Hyazinthe an sich und trat hinaus in die Sonne.

Was kann ich Ihnen darüber sagen, wie es war, ein Leben lang in dieser Schublade zu liegen und dann anderswohin zu. gehen, ich weiß nicht, wohin? Wie kann ich es Ihnen beschreiben?

Das Bild sieht etwa so aus. Der Äther ist voll von Schwingungen, aber die Welt ist dunkel. Aber eines Tages öffnete der Mensch sein sehendes Auge, und es ward Licht.